This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

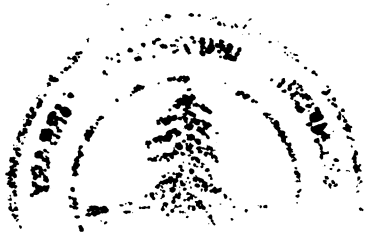
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Mel 17941

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Napoleon in Deutſchland.

Von

L. Mühlbach.

Vierte Abtheilung.

Napoleon und der Wiener Congreß.

Erſter Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

Mundt, Klara (Müller)

Napoleon

und

der Wiener Congreß.

Von

L. Mühlbach.

Erster Band.

Berlin, 1859.

Verlag von Otto Janke.

MEH

DC209
.M8
v.1

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Erſtes Buch. Congreßgeſtalten.

I. Das Feſt im Prater 3
II. Die Diplomatinnen des Congreſſes 29
III. Der Heirathsantrag 51
IV. Die Congreßtage in Wien 70
V. Die Verſchworenen 84
VI. Der geheime Congreß 103
VII. Fürſt Metternich und Hofrath Gentz 119
VIII. Diplomatiſche Intriguen 147

Zweites Buch. Marie Louiſe.

I. Graf Neipperg 183
II. Marie Louiſe 215
III. Der Sohn des Verbannten 243
IV. Der Fürſt von Ligne 263
V. Das Wappen und die Livrée Napoleons . . . 280
VI. Das Entlaſſungsgeſuch 292

Erſtes Buch.

Congreßgeſtalten.

Erſtes Buch.

Congreßgeſtalten.

I.

Das Fest im Prater.

Es war heute der erste Jahrestag der großen Völkerschlacht bei Leipzig, der 18. Oktober 1814. Heute vor einem Jahr war die Macht des Imperators gebrochen, heute vor einem Jahr hatte Deutschland aus langer Ermattung und Schmach sich empor gerichtet und das Joch abgeschüttelt, unter dem es zwölf Jahre lang geseufzt und geblutet hatte.

Die Erinnerung an diesen großen Tag wollte man heute in Wien besonders festlich begehen; der Congreß von Wien, der seit dem Ende des September dort zusammengetreten war, wollte mit dieser öffentlichen großen Demonstration Deutschland beweisen, daß er wirkliche patriotische Gefühle hege, und daß er ein Herz habe für das große Ereigniß der Befreiung Deutschlands. Die Welt, deren Augen jetzt auf Wien gerichtet waren, sollte er-

kennen, daß die deutſchen Fürſten und Diplomaten ſehr wohl die Größe jenes Tages zu würdigen verſtänden, und daß ſie freudig bereit wären heute zu jubeln, zu eſſen und zu trinken in Erinnerung des Tages, an welchem vor einem Jahr das deutſche Volk ſein Blut hingegeben für die Befreiung des Vaterlandes.

Ein großes militairiſches Feſt alſo ſollte heute im Prater gefeiert werden. Ganz Wien freute ſich darauf, ganz Wien ſtrömte hinaus in den Prater, um die Arrangements des Feſtes anzuſtaunen, um die langen rieſenhaften Tafeln zu bewundern, an denen heute eine Geſellſchaft von ſechszehntauſend Perſonen ſpeiſen ſollte. Sechszehntauſend Perſonen, welche der Kaiſer Franz heute zur Tafel geladen, um das Jahresfeſt der Niederlage ſeines Schwiegerſohnes zu feiern.

Aber dieſe ſechszehntauſend Perſonen hatten indeſſen wohl ein Recht Theil zu nehmen an den Erinnerungsfreuden jenes Tages, denn ſie waren gewählt aus den Regimentern, welche heute vor einem Jahr mit in der Schlacht geſtanden und ſich ausgezeichnet hatten durch ruhmvolle Tapferkeit. Die Soldaten hatten Napoleon beſiegt, deshalb alſo mußte das heutige Feſt ein militairiſches ſein, und die Diplomaten, die Herren des Wiener Congreſſes, mußten es ſich wohl heute gefallen

laſſen, in den Hintergrund zu treten und den Soldaten den Vorrang zu laſſen, denn dieſe hatten ihre Siege ſchon mit ihrem Blut beſiegelt, während jene ihre Siege erſt noch mit ihrer Dinte zu erobern hatten.

In den langen ſchattigen Laubgängen des Praters alſo ſollte heute das militairiſche Feſt ſtatthaben. Selbſt der Himmel ſchien Antheil zu nehmen an dieſem Feſt, denn er hatte in den letzten Tagen fortwährend eine reine, heitere Bläue gezeigt, als wollte er mit ſeiner Helle und mit ſeinem Glanz den Arbeitern leuchten, welche vom Aufgang der Sonne bis zum Einbruch der Nacht damit beſchäftigt waren, im Prater die Vorbereitungen zu dem Feſt zu machen, er hatte trotz der herbſtlichen Jahreszeit durch die warmen Lüfte, die er hernieder ſandte, durch die erquickenden Strahlen der Sonne das Laub der Bäume grün und friſch erhalten und den Blumen einen letzten Tag der Blüthe und der Schönheit aufbehalten; denn dieſes Laub der Bäume wollte man benutzen zu den rieſenlangen Guirlanden, welche rings um die Feſttafeln von Baum zu Baum ſich winden ſollten, und dieſe letzten Herbſtblumen waren dazu beſtimmt in duftenden Sträußen die Tafeln zu zieren, an denen die Krieger ſich niederlaſſen ſollten zum frohen Erinnerungsmahl.

Alle Vorbereitungen waren jetzt beendet; auf den funfzig langen Tafeln inmitten des ungeheuren Platzes, den man nur dadurch gewonnen, daß man tausende von riesengroßen Bäumen abgehauen und schattige Alleen verschwinden gemacht hatte, um daraus einen Bankettsaal der Natur zu machen, auf diesen funfzig Tafeln waren alle Couverts geordnet, alle Embleme und Verzierungen angebracht. Die abgehauenen Bäume hatte man benutzt, um aus ihren dicken Stämmen Sitze zu bereiten, die oberhalb mit grünem Tuch beschlagen, unterhalb mit Laubgewinden geschmückt, gleichsam aus der Erde emporgewachsen schienen, um zu beweisen, daß nicht bloß die Menschen, der Himmel und die Sonne, sondern auch die Erde zu diesem Feste ihre Liebesgabe darbringen wolle.

Es war ein schöner und imponirender Anblick, den dieser ungeheure Riesenplatz darbot. In der Mitte diese langen Tafeln mit ihren Couverts, ihren Blumen, ihren in der Sonne funkelnden Gläsern und Flaschen, ihren massenhaften Kuchen, ihren Bergen von Brod und Früchten, ringsum die hohen Tribunen, deren erhöhete lange Sitze mit purpurrothem Tuch bedeckt waren, deren Bedachungen von grünen Guirlanden und Blumenkränzen geschmückt waren, mit tausend und aber tausend Wimpeln,

Flaggen und Fahnen, die in buntem Farbenſpiel die Nationalflaggen aller der Völker und Länder trugen, welche im vergangenen Jahre Theil genommen an dem großen Kampf der Völkerſchlacht bei Leipzig. Dort, von der großen Tribune, auf welcher die beiden Kaiſerinnen von Rußland und Oeſterreich und alle die übrigen in Wien jetzt anweſenden ſouverainen Fürſtinnen Platz nehmen ſollten, dort ſtiegen an den vergoldeten Stangen die rieſengroßen Fahnen von Oeſterreich, Rußland und Preußen empor, die Fahnen der Hauptmächte, welche den Kampf gegen Napoleon geführt hatten; hier an der dicht neben der Damentribune ſich erhebenden großen Tribune, auf der die kleineren Fürſten und Fürſtinnen, die Diplomaten und Geſandten mit ihren Damen und ihrem Gefolge Platz nehmen ſollten, wehten mehr denn funfzig Fahnen, Zeugniß ablegend von der deutſchen Zerriſſenheit und Zerſtückelung, von den vielen deutſchen Souverainetäten, die ihre Geſandten zu dem großen Congreß entboten, auf welchem Deutſchland ſich endlich Heilung ſuchen wollte für ſeine langen Leiden und Schmerzen, und ſich ſeine Zukunft ſelber beſtimmen, ſein Glück ſich gründen wollte. Unfern davon erhoben ſich zwei andere Tribunen, auf denen der hohe Adel und das Gefolge der Kaiſer, Könige, der Fürſten und

Alle Vorbereitungen waren jetzt beendet; auf den funfzig langen Tafeln inmitten des ungeheuren Platzes, den man nur dadurch gewonnen, daß man tausende von riesengroßen Bäumen abgehauen und schattige Alleen verschwinden gemacht hatte, um daraus einen Bankettsaal der Natur zu machen, auf diesen funfzig Tafeln waren alle Couverts geordnet, alle Embleme und Verzierungen angebracht. Die abgehauenen Bäume hatte man benutzt, um aus ihren dicken Stämmen Sitze zu bereiten, die oberhalb mit grünem Tuch beschlagen, unterhalb mit Laubgewinden geschmückt, gleichsam aus der Erde emporgewachsen schienen, um zu beweisen, daß nicht bloß die Menschen, der Himmel und die Sonne, sondern auch die Erde zu diesem Feste ihre Liebesgabe darbringen wolle.

Es war ein schöner und imponirender Anblick, den dieser ungeheure Riesenplatz darbot. In der Mitte diese langen Tafeln mit ihren Couverts, ihren Blumen, ihren in der Sonne funkelnden Gläsern und Flaschen, ihren massenhaften Kuchen, ihren Bergen von Brod und Früchten, ringsum die hohen Tribunen, deren erhöhete lange Sitze mit purpurrothem Tuch bedeckt waren, deren Bedachungen von grünen Guirlanden und Blumenkränzen geschmückt waren, mit tausend und aber tausend Wimpeln,

Flaggen und Fahnen, die in buntem Farbenſpiel die Nationalflaggen aller der Völker und Länder trugen, welche im vergangenen Jahre Theil genommen an dem großen Kampf der Völkerſchlacht bei Leipzig. Dort, von der großen Tribune, auf welcher die beiden Kaiſerinnen von Rußland und Oeſterreich und alle die übrigen in Wien jetzt anweſenden ſouverainen Fürſtinnen Platz nehmen ſollten, dort ſtiegen an den vergoldeten Stangen die rieſengroßen Fahnen von Oeſterreich, Rußland und Preußen empor, die Fahnen der Hauptmächte, welche den Kampf gegen Napoleon geführt hatten; hier an der dicht neben der Damentribune ſich erhebenden großen Tribune, auf der die kleineren Fürſten und Fürſtinnen, die Diplomaten und Geſandten mit ihren Damen und ihrem Gefolge Platz nehmen ſollten, wehten mehr denn funfzig Fahnen, Zeugniß ablegend von der deutſchen Zerriſſenheit und Zerſtückelung, von den vielen deutſchen Souverainetäten, die ihre Geſandten zu dem großen Congreß entboten, auf welchem Deutſchland ſich endlich Heilung ſuchen wollte für ſeine langen Leiden und Schmerzen, und ſich ſeine Zukunft ſelber beſtimmen, ſein Glück ſich gründen wollte. Unfern davon erhoben ſich zwei andere Tribunen, auf denen der hohe Adel und das Gefolge der Kaiſer, Könige, der Fürſten und

die hohen Staatsbeamten Oesterreichs ihre Plätze hatten, dann kamen wieder köstlich geschmückte Tribunen, welche die reichen Wiener Banquiers und Kaufleute für sich und ihre Damen hatten errichten lassen, und weiterhin dehnte sich die lange Reihe der Tribunen, welche die Speculation auf die öffentliche Neugierde errichtet hatte und zu denen die einzelnen Plätze zu enormen Preisen waren verkauft worden. Außerdem waren da noch die an den beiden Enden jeder der Tafeln angebrachten Tribunen für die Musici, hundert kleine Tribunen, zu deren Bemannung das ganze musicalische Böhmerland, das ganze Melodie-durchrauschte Italien seine Bläser und Violinspieler, seine Paukenschläger, Flötisten, Cellisten, Trompeter ꝛc. entsandt hatte. Alle jene andern Tribunen waren jetzt schon geschmückt mit den Glücklichen, welche entweder durch ihren Rang und ihre Stellung oder durch ihr Geld Plätze erhalten hatten. Aber es gab da nicht minder Glückliche, welche weder durch Rang und Stellung, noch durch Geld, sondern nur durch ihre eigene Geschicklichkeit sich Plätze verschafft hatten, das waren die Glücklichen, welche in der Frühe des Morgens schon in den Prater gegangen waren, welche mit Katzenbehendigkeit die hohen Bäume, die als die Riesenschildwachen der Natur rings den Platz ein-

faßten, erklettert hatten. Wie reife Früchte in den Zweigen hängend ließen sie ihre glühenden Pfirsichwangen, ihre lachenden Kirschenlippen, ihre gerötheten Aepfelgesichter zwischen dem grünen Laub hervorschimmern, und hoch über dem kleinen Getriebe der Welt erhaben, schienen sie ganz überzeugt, daß das, was sich da zu ihren Füßen begab, nur ihnen allein zur Augenweide, nur ihnen zum unaussprechlichen Vergnügen bereitet sei. Tausende solcher glücklichen Zuschauer schwebten so über der Menge in den Lüften, das Fest aus der Vogelperspective genießend, und die Tausende und aber Tausende, die zu spät gekommen, die nicht mehr in den Prater zur rechten Zeit hatten gelangen können, um einen Platz auf den Bäumen oder zwischen den Tribunen zu finden, wogten in den weiter entfernten Alleen auf und ab, oder standen in undurchdringlichen Massen vor den Eingangspforten des Praters, des großen Moments harrend, wo die Herrscher mit ihren glänzenden Suiten, die fürstlichen Damen in ihren glänzenden Equipagen anlangen würden.

Auch auf den Tribunen herrschte jetzt schon eine lebhafte Spannung und Ungeduld, denn die Stunde des Festes war jetzt herangerückt. Schon waren die Soldaten, die Theilhaber des Festes mit klingendem Spiel, mit den

Fahnen, welche bei Leipzig die Lüfte durchflattert hatten, geführt von ihren Regiments-Commandeuren auf den Platz gerückt, und hatten die Plätze eingenommen, welche die Festmarschälle, deren an jeder Tafel sich vier befanden, mit den goldenen Stäben ihnen bezeichnet hatten. Hinter den Sitzen stehend harrten sie der Ankunft der Souveraine, der Kaiser, Könige, Fürsten, Feldmarschälle und Generäle, die heute in innigster Gemeinschaft mit ihnen das Festmahl einnehmen wollten, und von denen an jeder dieser funzig Tafeln Einer präsidiren sollte. Die drei Mitteltafeln, an deren obersten Enden kostbare vergoldete, mit Purpursammet überzogene Fauteuils standen, schienen indeß den Mittelpunkt des Ganzen zu bilden; an ihnen sollten die beiden Kaiser und der König von Preußen präsidiren. An der Mitteltafel Kaiser Alexander, an der Tafel ihm zur Rechten König Friedrich Wilhelm, und ihm zur Linken der Kaiser Franz. Weiterhin folgten dann die Tafeln der Könige von Baiern und Würtemberg, der Herzöge von Baden, von Weimar, Koburg und Braunschweig, des Fürsten von Schwarzenberg, der Erzherzöge von Oesterreich, der übrigen deutschen Fürsten, und der russischen und deutschen Feldmarschälle.

Jetzt ließ sich in der Ferne ein unermeßliches Ju-

belgeſchrei vernehmen, das wie das Gebrauſe des ſtürmenden Meeres näher und näher heran rauſchte, und in ungeheuren Accorden jetzt ſich an den Tafeln der Soldaten, von den Tribunen und hoch oben von den Bäumen wiederholte. Wie goldfunkelnde Sterne leuchtete es in der Ferne auf, dieſe Sterne wurden größer und ſtrahlender, die Wolke von Staub, welche als Herold durch die große Allee daher flog, öffnete ſich jetzt und ſchien einen ganzen Himmel von Sternen, voll Purpurfluth und Sonnenglanz auszuſtrömen. Es waren die Monarchen, welche in ihren glänzenden Uniformen, die Bruſt bedeckt mit brillantenen Sternen und breiten Ordensbändern daher kamen, begleitet von einem unermeßlichen Gefolge von Fürſten und hohen Militairs in ihren goldgeſtickten Gewändern. Voran ritten die drei Monarchen von Rußland, Oeſterreich und Preußen, Alexander, ſtrahlend von Schönheit, Jugend und Anmuth, Franz mit ſeinem kalten gleichgültigen und gelangweilten Geſicht, Friedrich Wilhelm mit ernſten faſt traurigen Mienen. Wie ſie jetzt an der Tribune vorüberkamen, auf welcher die Kaiſerinnen ſo eben ihre Plätze eingenommen hatten, verneigte ſich der Kaiſer Alexander mit anmuthiger Courtoiſie vor ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Eliſabeth; der Kaiſer Franz grüßte

ſeine Gemahlin, die Kaiſerin Ludovica mit einem freundlichen Kopfnicken; der König Friedrich Wilhelm ließ ſeine Augen langſam an der Tribune dahin gleiten, und wandte dann den traurigen, ſich verdüſternden Blick ernſt und ſeufzend gen Himmel empor.

In dieſem Moment traf das flammende Auge Alexanders das Antlitz ſeines Freundes, und mit einer raſchen Bewegung reichte er dem König, neben welchem er ritt, ſeine Hand dar.

Armer, theurer Freund, ſagte er innig, ich verſtehe den Schmerz Ihres edlen Herzens. Sie ſind traurig, und haben ein Recht dazu, denn Sie ſuchen vergeblich da drüben auf der Tribune Ihre herrliche edle Gemahlin, und Sie ſind betrübt, weil Sie ſie nicht begrüßen können.

Sire, ſagte der König mit einem wehmüthigen Lächeln, ich habe meine Louiſe dennoch ſo eben begrüßt, nur ſuchte ich ſie nicht da drüben auf der Tribune, ſondern da oben im Himmel.

Sie haben Recht, rief Alexander bewegt, die Königin Louiſe war ein Engel, welche wieder zum Himmel emporgeſtiegen iſt, und jetzt in ſeliger Verklärung auf uns niederſchaut, ſie —

Ein ſchmetternder Tuſch, von den hundert Tribunen

der Muſici zu gleicher Zeit erſchallend, übertönte jedes Wort, und ward wiederum faſt übertönt von dem Jubelgebrüll der ſechszehntauſend Soldaten, an deren Tafeln die Monarchen jetzt eben langſam, freundlich grüßend nach beiden Seiten, dahin ritten.

Unter dieſem Geſchmetter der Fanfaren, dieſem Jubelgeſchrei der Soldaten und der Zuſchauer ſchwangen ſich die Fürſten vom Pferde und ſchritten jeder mit ihrem Gefolge zu den Tafeln hin, an denen ſie zu präſidiren hatten.

Und jetzt ſchmetterten hier an der Tafel des Kaiſers Alexander die Muſici die ruſſiſche Nationalhymne, dort an der Tafel des Kaiſers Franz ertönte Haydn's: Gott erhalte Franz den Kaiſer, hier an der Tafel des Königs Friedrich Wilhelm ſchallte das: Heil Dir im Siegerkranz, und weiterhin tönten die Volkshymnen von Baiern und Baden, von Würtemberg und Braunſchweig, von Heſſen und Sachſen in einem wilden ohrzerreißenden Chaos durcheinander.

Da haben Sie ein wundervolles Beiſpiel von der deutſchen Einheit, flüſterte auf der Fremden-Tribune eine junge Dame mit funkelnden Augen und lachendem Munde, dem jungen bleichen Mann in's Ohr, der neben ihr ſaß. Hören Sie nur, welche Diſſonanzen das

ſind, und mit welchen Jammertönen ſie unſer Ohr zerreißen. Und doch ſind es nur die deutſchen Nationalhymnen, welche man uns da zum Beſten giebt. Der Congreß ſollte ſeine Thätigkeit damit beginnen, daß er den großen Beethoven, der ja auch hier in Wien anweſend iſt, veranlaßte, eine deutſche Nationalhymne zu componiren, und daß er dann allen deutſchen Stämmen befehle dieſe Nationalhymne allein zur Verherrlichung ihres kleinen Sonderpatriotismus abzuſingen. Das wäre doch der Anfang der deutſchen Einheit, die ſonſt von Congreßwegen nimmer und nimmer zu Stande kommen wird. Was meinen Sie zu meiner Idee, Herr von Sahla?

Ich meine, daß Sie gut iſt, gnädige Frau, ſagte der junge Mann mit einem ſanften Lächeln.

Die junge Dame rumzelte die Stirn und ein zorniger Blitz ihrer Augen traf den jungen Mann. Warum nennen Sie mich gnädige Frau? fragte ſie heftig, warum nennen Sie mich ſo, da Sie doch wiſſen, daß ich das nicht bin. Oder vermeint der edle, tugendkeuſche Calatravaritter, es ſei nöthig mir einen kleinen beſchönigenden Schleier überzuwerfen, damit die tugendhafte Welt nicht vor meinem wahren Antlitz zu erröthen habe? Fort, fort mit dem Schleier; ich erröthe nicht

vor mir ſelber, und es iſt mir ganz gleichgültig, ob die tugendhafte Welt glaubt, es ſtatt meiner thun zu müſſen. Ein für alle Mal alſo, mein Herr, ich bin keine Frau, und am allerwenigſten eine gnädige Frau. Ich bin einfach und ohne Umſchweife die Demoiſelle Friederike Hähnel, eines armen Uhrmachers älteſte, eheleibliche Tochter, zur Zeit noch unvermählt. Ich bin hierher gekommen, weil ich mir die tolle, närriſche Welt, die ſich die kluge und vernünftige dünkt, ein wenig anſchauen und beobachten wollte, und weil der edle und erhabene Freund, der einen Sonnenſtrahl ſeines Herzens auf mich armes zappelndes Menſchengewürm niederfallen läßt, meine Anweſenheit hier wünſcht, um nach den gelehrten, diplomatiſchen Conferenzen ſich ein wenig an meinem höchſt ungelehrten und undiplomatiſchen Geplauder zu zerſtreuen. Bei dieſem meinem erhabenen Freund hatte ich das Vergnügen Sie heute morgen zu treffen. Sie kamen ihn um ein Billet für dies heutige Feſt zu erſuchen. Er hatte nur noch ein Billet zur Fremden-Tribune hier dicht neben mir. Ich bot mich an, Sie in meinem Wagen mit hierher zu nehmen; wir ſind alſo als gute Freunde hierher gekommen, und damit wir es auch ferner bleiben, iſt es nöthig, daß wir einander über unſere Poſitionen aufklären, und uns ſagen,

wer und was wir ſind. Ich habe das meinige gethan. Jetzt iſt an Ihnen die Reihe, und ich bitte Sie, mein Herr, machen Sie mir recht allerliebſte und offenherzige Geſtändniſſe, denn wir werden uns ſonſt von ganzem Herzen hier langweilen können.

Wie denn, langweilen? fragte Herr von Sahla erſtaunt. Sie theilen alſo nicht den allgemeinen Enthuſiasmus? Sie ſind nicht entzückt, alle dieſe ſiegreichen Soldaten der Schlacht bei Leipzig, die Kaiſer, Könige und Fürſten zu ſehen, welche Deutſchland von dem Joch des Tyrannen befreiten?

Ach, die haben das gethan? fragte Friederike. Ich bildete mir ein, das deutſche Volk hätte das zu Stande gebracht, und die Leichen, welche auf den deutſchen Schlachtfeldern liegen, gehörten dem deutſchen Volk an, und die Ströme von Blut, welche vergoſſen worden, ſeien aus den Adern des lieben leichtgläubigen deutſchen Volkes gefloſſen. Aber Sie werden ſchon Recht haben, mein junger Freund, es wird bald heißen, daß dieſe paar Soldaten und dieſe Monarchen hier allein das große Werk der Befreiung zu Stande gebracht haben. Man wird die Soldaten mit erhöhtem Sold, mit Ordensbändern und Titeln belohnen, man wird die Fürſten mit erbeutetem Land und neuen Unterthanen beſchenken,

— das wird die Arbeit des ſchönen Wiener Congreſſes werden, und vom lieben deutſchen Volk wird weiter gar keine Rede ſein. „Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“

Ja, ja, man wird die Fürſten mit erbeutetem Land belohnen, murmelte Herr von Sahla leiſe vor ſich hin. Wehe ihnen aber, wehe, wenn ſie es annehmen!

Sie werden es annehmen, mein Herr, rief Friederike lachend, ſie werden es annehmen, zweifeln Sie nicht. Die Monarchen werden nicht ſo leichtgläubig und gutmüthig ſein, wie das deutſche Volk, ſie werden ſich nicht mit Verſprechungen abſpeiſen laſſen! Schauen Sie einmal dorthin, mein Herr! Was ſehen Sie da an den Tafeln, denen wir das Glück haben, ganz nahe zu ſitzen?

Ich ſehe da den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen, ſagte Herr von Sahla, einen düſtern Blick nach den Tafeln hinüber werfend.

Und was thun die beiden erlauchten Souveraine?

Sie eſſen von dem Braten, den man eben ihnen präſentirt hat!

Ja, ſie eſſen von dem Lammbraten, mit dem Deutſchland heute das Oſterfeſt ſeiner Auferſtehung feiert. Glauben Sie mir nur, dieſer Lammbraten iſt ziemlich

hart und zähe, aber die Monarchen haben ſcharfe Zähne und ſie eſſen den Braten, den Deutſchland ihnen vorſetzt. Sie werden auch noch mehr Lämmer verſpeiſen, denn ihre Zähne ſind ſcharf!

Und wo werden Sie dieſe Lämmer finden? fragte Herr von Sahla ganz leiſe und kaum hörbar.

Friederike Hähnel neigte ſich dichter an ſein Ohr. Der Kaiſer von Rußland wird ſeine Lämmer in Polen finden, flüſterte ſie.

Und der König von Preußen?

Nun, der wird ſie in Sachſen ſuchen!

Aber er wird ſie dort nicht finden, murmelte Herr von Sahla, zuſammen zuckend, mit erbleichendem Antlitz.

Er wird ſie dort finden, wenn der weiſe und erhabene Wiener Congreß ihm dazu die Berechtigung giebt!

Er wird es nicht thun! rief Herr von Sahla faſt laut.

Wer wird ihn daran hindern?

Diejenigen eben, welche Sie genannt haben, die Herren des Wiener Congreſſes! Sie werden es nicht dulden, daß Preußen ſich widerrechtlich bereichere auf Koſten des armen, unſchuldigen Sachſens, das ſchon ſo viel gelitten, ſo viel geblutet hat. Sie werden unſern

König Friedrich Auguſt nicht ſtrafen wollen, weil er nicht bloß, wie die Andern, in den Tagen ſeiner Größe dem Kaiſer Napoleon gehuldigt und ihm Treue und Ergebenheit gelobt hat, ſondern weil er dem Bundesgenoſſen dieſe Treue auch bewahrt hat in den Zeiten ſeines Unglücks und ſeiner Erniedrigung. Sie werden ein ſelbſtſtändiges, edles Volk nicht verſchenken wollen, wie eine Waare, die man heute Dieſem, morgen Jenem verkauft, ſie werden deutſche Herzen nicht zwingen wollen, ſeiner Liebe zu ſeinem angeſtammten alten Königshauſe zu entſagen, und einem neuen Herrſcher ſich zu geloben, während ihr König und ihr Herr, dem ſie Treue und Liebe geſchworen, noch lebt, und ſie zu ſich ruft mit ſeinen Thränen und ſeinen Seufzern! Oeſterreich wird es nicht zugeben, daß ſich Preußen auf ſo widerrechtliche Art bereichere, Baiern und Würtemberg werden dagegen proteſtiren, daß ſich Preußen auf Koſten eines deutſchen Volkes ſo ſtark machen wolle; England wird in ſeiner Loyalität einen ſolchen Raub nicht billigen und ſanctioniren, und endlich Frankreich, das neue Frankreich, das durch die nächſten Bande der Verwandtſchaft mit Sachſen verknüpft iſt, Frankreich wird es nicht dulden, daß dieſes Sachſen, deſſen unglücklicher König der Oheim des Königs von Frankreich iſt, jetzt

dem ländergierigen Preußen als Siegespreis hingeſchleudert werde!

Ah, Sie berühren da mit keckem Finger die Wunde, an welcher der Congreß blutet, bevor er noch zu wirken begonnen hat, rief Friederike lachend, bevor die Herren Diplomaten noch ihre Zungen und ihre Federn in Bewegung geſetzt haben! Aber Sie werden ſehen, daß die Herren Diplomaten ſchon ein Pflaſter erfinden werden, um dieſe Wunde zu ſchließen, und daß ſie Preußen als Wundarzt und Pflaſterſchmierer dabei engagiren werden. Ja, ja, glauben Sie mir, Preußen hält ſich ſchon ein Pflaſter für das unglückliche, blutende Sachſen bereit, und es wird es auf Eure Wunden drücken, daß ſie nicht mehr bluten, und auf Eure Lippen, daß ſie nicht mehr ſchreien können. Hoffen Sie nicht zu viel auf die Redlichkeit und die Treue der Diplomaten. Sachſen iſt für ſie nur eine offene Frage, und der König von Sachſen iſt ein armer, ſchwacher Greis, der weder Orden, noch Brillanten, noch Titel und Ehren zu bieten hat, ein armer Bittſteller, der mit ſeinem guten Recht vor den Thüren der Mächtigen betteln geht. Die Mächtigen werden ihm alſo ihre Thüren verſchließen und ſich des unbequemen Bittſtellers entledigen, damit er ſie nicht untereinander in Unfrieden und Krieg verwickele. Man

wird Sachſen opfern, um dafür ſich ſelber den Frieden zu ſichern!

Nun, wenn dem ſo iſt, rief Herr von Sahla, ſeine düſtern Blicke zum Himmel erhebend, wenn die Menſchen das unglückliche Sachſen und ſeinen trauernden König verlaſſen, dann wird Gott da ſein, ſich unſerer zu erbarmen, dann wird Gott ſprechen, und wenn er das Unrecht nicht hindert, ſo wird er es wenigſtens ſtrafen, ſo wird er den Arm eines Rächers bewaffnen, daß er das an dem heiligen Völkerrecht begangene Verbrechen züchtige, daß er —

Still, junger Mann, ſtill, flüſterte Friederike, ihm haſtig die Hand auf die Schulter legend, Sie ſprechen ſo laut, daß nicht ich allein, ſondern auch Andere Sie verſtehen, und Ihre Worte deuten können.

Nein, Niemand verſteht mich außer Ihnen, ſagte Herr von Sahla, einen raſchen Blick rings um ſich werfend, hören Sie und ſehen Sie nur! Wir ſind ja auf der Tribune der Fremden, es ſind keine deutſchen Phyſiognomien, welche uns hier umgeben, vor uns und uns zur Seite ſpricht man italieniſch, hinter uns franzöſiſch. Die Franzoſen und die Italiener aber halten es nicht der Mühe werth unſere deutſche Sprache zu erlernen, denn ſie wiſſen ſehr wohl, daß die Deutſchen

mit ihrer Vorliebe für alles Fremde und Ausländische gern alle fremden Sprachen lernen, um mit jedem Fremden, der ihnen die Ehre erzeigt, sie zu besuchen, in seiner Sprache zu reden.

Sie haben Recht, es sind gar gutmüthige, gelehrte Leute, die lieben Deutschen, lachte Friederike, jeder von ihnen ist ein geborenes Sprachgenie. Selbst mein guter Vater, der sonst wenig Anderes versteht, als die Räder seiner Uhren in Bewegung zu setzen, hat es doch für nöthig befunden, die Sprache meiner Mutter zu erlernen, damit sie nicht die Mühe haben sollte, die Sprache ihres Herrn und Gatten zu erlernen.

Ihre Mutter also ist keine Deutsche? fragte Herr von Sahla.

Nein, mein Herr, ich habe die Ehre eine halbe Französin zu sein. Meine Mutter ist eine Französin von uraltem Adelsgeschlecht, eine geborne Marquise von Barbasson. Aber ihr Name ist das Einzige, was uns von den alten Ahnenschlössern unsers Hauses geblieben ist, und die Noth hatte die hochgeborne französische Marquise zu der Mesalliance mit dem niedrig gebornen deutschen Uhrmacher gezwungen. Ich bin nur eine halbe Deutsche!

So wie ich nur ein halber Deutscher bin, sagte

Herr von Sahla. Meine Mutter iſt eine geborne Polin, deren Familie reiche Güter beſaß, die aber mit dem letzten Sturz Polens verloren gegangen und an Rußland gekommen ſind. Man zog die Güter der Familie meiner Mutter ein, weil man die polniſchen Patrioten, welche die Zerſtückelung ihres Landes nicht gutwillig dulden wollten, für Verräther erklärte, und ſie aus ihrem Vaterlande verjagte, wenn man ſie nicht nach Sibirien ſchickte.

Ach, mein armer junger Freund, in der That, Sie haben Unglück, rief Friederike, Sie gehören von Vater und von Mutter her zu den brennenden Fragen unſeres lieben Congreſſes. Ihr Vater ein Sohn dieſes unglücklichen Sachſens, das Preußen erbeuten will, Ihre Mutter eine Tochter des noch unglücklicheren Polens, das Rußland ſchon halb verſpeiſt, und das ihm ſo vortrefflich geſchmeckt hat, daß es jetzt auch die andere Hälfte ſich noch pour la bonne bouche aneignen möchte! Jetzt begreife ich vollkommen Ihren Grimm, und ich darf ſagen, ich bedaure Sie!

Herr von Sahla neigte ſich dichter zu ihr. Werden Sie, ſtatt mich zu bedauern, mir nicht auch helfen wollen? fragte er. Werden Sie, welche mächtig und einflußreich ſind, Sie, welche ein edles, großmüthiges

Herz haben, werden Sie meinem unglücklichen Vaterland, das durch mich ſeine Hände flehend zu Ihnen erhebt, meinem unglücklichen König, der durch mich zu Ihnen ſpricht, nicht Ihre hülfreiche Hand reichen?

Still, oh ſtill, flüſterte Frieberike leiſe und raſch, Sie betreten da ein Gebiet, das zu gefährlich und zu verfänglich iſt, um anders als in der Stille und mit vier unbewachten Augen betrachtet zu werden. Wir wollen über dieſe Dinge plaudern, wenn wir wieder allein in meinem Wagen ſitzen. Dort ſollen Sie meine Antwort empfangen. Jetzt ſprechen wir von etwas Anderem! Aber horch, was bedeutet dieſes ungeheure Jubelgeſchrei?

Es bedeutet, daß der Kaiſer Alexander ſich von ſeinem Sitz erhoben hat, und wie es ſcheint, einen Toaſt ausbringt. Hören Sie nur, er ſpricht jetzt, und Alles hört ihm zu in athemloſer Andacht.

In der That, weithin über den unermeßlichen Platz hörte man jetzt die klare und volltönende Stimme des Kaiſers Alexander, der das Glas mit purpurrothem Wein hoch empor haltend, mit ſtrahlendem Angeſicht und lebhaftem Redefluß zu der Verſammlung ſprach.

Als er geendet, erhob ſich auf's Neue weitſchallender unermeßlicher Jubel, der nicht blos von den Tiſchen

der Soldaten, sondern auch von den Tribunen ertönte. Ueberall hatte man sich, sobald der Kaiser zu sprechen begonnen, von seinen Sitzen erhoben, die Herren Diplomaten in der Fremdenloge hatten ihre Häupter entblößt und schauten mit ehrerbietiger und unterwürfiger Miene zu dem jungen Kaiser hin, den seine Schmeichler den „Agamemnon", seine Freundinnen den „Engel" nannten. Die Damen, welche hinter den beiden Kaiserinnen auf der Tribune saßen, hatten sich erhoben, und schauten mit glühenden Wangen und blitzenden Augen zu dem schönen Kaiser hin, der jetzt seit seiner Anwesenheit in Wien alle Herzen beschäftigte, alle Sehnsucht und alle Wünsche in sich vereinigte, und neben dem alle deutschen Fürsten im Schatten standen. Die Kaiserin Elisabeth auch blickte mit entzündetem schwärmerischem Ausdruck hinüber zu dem Gemahl, und seine Stimme traf ihr Ohr, wie süße Musik. Aber diese Musik schien ihrem Herzen nur wehmüthige Gefühle zu erregen, denn sie seufzte tief auf, und ein schmerzliches Zucken flog durch ihre Züge hin. Dann wandte sie mit einer hastigen Bewegung das Haupt um, nach jener Seite, wo die Ehrendamen der österreichischen Kaiserin saßen. Mit einem scharfen schnellen Blick richteten sich die Augen der Kaiserin Elisabeth

auf eine junge Dame, deren zarte, liebliche Erſcheinung, deren reine, erhabene Schönheit, deren anmuthsvolle Geſtalt allerdings im Stande war, die Blicke zu feſſeln, und Aller Augen auf ſich zu ziehen. Die junge Dame aber gewahrte nicht das Anſchauen Eliſabeth's, ihre großen ſchwarzen Augen, aus denen eine tiefe innere Gluth ſtrahlte, waren hinüber gewandt nach dem Kaiſer hin, ein wundervolles Lächeln umſpielte ihre purpurrothen Lippen, eine leiſe zarte Röthe überhauchte, je länger Alexander ſprach, ihre Wangen von durchſichtiger Bläſſe. Auf einmal, vielleicht von den ſo forſchend auf ſie gehefteten Blicken der Kaiſerin angezogen, wandte die junge Dame das Auge von dem Kaiſer ab, und warf einen raſchen verſtohlenen Blick auf die Gemahlin Alexanders. Ihre Augen begegneten jetzt den forſchenden, durchbohrenden Blicken der Kaiſerin, und ſofort übergoß eine tiefe Purpurgluth die Wangen, das ganze Angeſicht, den Hals der jungen Dame, ſie ſenkte die Augenlider, und ließ ſich, wie in innerem Schrecken erbebend, raſch auf ihren Sitz niedergleiten.

Die Kaiſerin ſeufzte tief auf, und ſo bang und ſchmerzlich war dieſer Seufzer, daß die Großfürſtin Catharina, welche neben der Kaiſerin ſaß, ſich ganz beängſtigt ihrer Schwägerin zuwandte.

Weshalb seufzen Sie, meine Schwester? fragte sie theilnahmsvoll. Sind Sie leidend?

Ja, ich leide, sagte Elisabeth leise, blicken Sie seitwärts, Catharina, sehen Sie, wie schön und lieblich die Gräfin Auersperg ist.

Die Großfürstin lächelte. Arme Schwester, sagte sie, ich verstehe Sie. Gabriele Auersperg ist sehr schön, und mein Bruder Alexander hat Augen für die Schönheit. Er hat bei seiner Classification der Wiener Schönheiten, welche Classification jetzt in allen Salons circulirt, die Gräfin Auersperg bezeichnet, als „la beauté qui inspire seule du vrai sentiment.“*)

Ja, murmelte die Kaiserin leise vor sich hin, es ist eine öffentliche Liebeserklärung, und ich, — ich liebe ihn! Ach, Katharina, ich liebe ihn, und er sieht es nicht und weiß es nicht!

Sagen Sie es ihm, Elisabeth, und er wird es wissen, und sein edles und großes Herz wird sich Ihnen in dankbarer Gegenliebe zuneigen, flüsterte Katharina.

Ich soll um seine Gegenliebe betteln? fragte Elisabeth. Nie, niemals! Der Wille der Kaiserin Katharina hat uns vermählt, als wir Beide noch zu jung waren,

*) Aus „Karl von Rositz Leben und Briefwechsel.“ S. 144.

auf eine junge Dame, deren zarte, liebliche Erscheinung, deren reine, erhabene Schönheit, deren anmuthsvolle Gestalt allerdings im Stande war, die Blicke zu fesseln, und Aller Augen auf sich zu ziehen. Die junge Dame aber gewahrte nicht das Anschauen Elisabeth's, ihre großen schwarzen Augen, aus denen eine tiefe innere Gluth strahlte, waren hinüber gewandt nach dem Kaiser hin, ein wundervolles Lächeln umspielte ihre purpurrothen Lippen, eine leise zarte Röthe überhauchte, je länger Alexander sprach, ihre Wangen von durchsichtiger Bläße. Auf einmal, vielleicht von den so forschend auf sie gehefteten Blicken der Kaiserin angezogen, wandte die junge Dame das Auge von dem Kaiser ab, und warf einen raschen verstohlenen Blick auf die Gemahlin Alexanders. Ihre Augen begegneten jetzt den forschenden, durchbohrenden Blicken der Kaiserin, und sofort übergoß eine tiefe Purpurgluth die Wangen, das ganze Angesicht, den Hals der jungen Dame, sie senkte die Augenlider, und ließ sich, wie in innerem Schrecken erbebend, rasch auf ihren Sitz niedergleiten.

Die Kaiserin seufzte tief auf, und so bang und schmerzlich war dieser Seufzer, daß die Großfürstin Catharina, welche neben der Kaiserin saß, sich ganz beängstigt ihrer Schwägerin zuwandte.

Weshalb seufzen Sie, meine Schwester? fragte sie theilnahmsvoll. Sind Sie leidend?

Ja, ich leide, sagte Elisabeth leise, blicken Sie seitwärts, Catharina, sehen Sie, wie schön und lieblich die Gräfin Auersperg ist.

Die Großfürstin lächelte. Arme Schwester, sagte sie, ich verstehe Sie. Gabriele Auersperg ist sehr schön, und mein Bruder Alexander hat Augen für die Schönheit. Er hat bei seiner Classification der Wiener Schönheiten, welche Classification jetzt in allen Salons circulirt, die Gräfin Auersperg bezeichnet, als „la beauté qui inspire seule du vrai sentiment.“*)

Ja, murmelte die Kaiserin leise vor sich hin, es ist eine öffentliche Liebeserklärung, und ich, — ich liebe ihn! Ach, Katharina, ich liebe ihn, und er sieht es nicht und weiß es nicht!

Sagen Sie es ihm, Elisabeth, und er wird es wissen, und sein edles und großes Herz wird sich Ihnen in dankbarer Gegenliebe zuneigen, flüsterte Katharina.

Ich soll um seine Gegenliebe betteln? fragte Elisabeth. Nie, niemals! Der Wille der Kaiserin Katharina hat uns vermählt, als wir Beide noch zu jung waren,

*) Aus „Karl von Rositz Leben und Briefwechsel.“ S. 144.

unſere eigenen Herzen zu verſtehen. Was kann Alexander dafür, daß ſein Herz mich auch ſpäter nie verſtehen wollte, während das meine in Liebe zu ihm bald ſich ſelber verſtand?

Die Großfürſtin Katharina ſchaute ihre ſanfte Schwägerin mit flammenden Augen an. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Eliſabeth, ſo würde ich wohl wiſſen, was ich zu thun hätte!

Und was würden Sie thun, meine Schweſter?

Ich würde nicht ſchmachten und ſeufzen und dulden, ſondern ich würde kämpfen und ringen um den Beſitz meines Gemahls, ich würde ihn zu dem Geſtändniß zwingen, daß ich auch eine beauté wäre, qui inspire du vrai sentiment.

Und wenn Ihr Bemühen vergeblich wäre? Wenn Sie ſein Herz nicht zu zwingen vermöchten?

Dann würde ich mich rächen, dann —

Die dritte Salve des donnernden Vivats, welches der Rede des Kaiſers gefolgt war, erſchallte eben und übertönte die Worte der Großfürſtin.

II.

Die Diplomatinnen des Kongreſſes.

Ein wahrer Freudentaumel, ein Rauſch des Entzückens hatte ſich Aller bemächtigt, immer auf's Neue jubelte man dem Kaiſer entgegen, immer auf's Neue tönten die Fanfaren und Vivats.

Haben Sie etwas verſtanden von der Rede des Kaiſers? fragte Friederike Hähnel, als endlich wieder Stille eingetreten war. Haben Sie begriffen, was ſo unermeßlichen Jubel erregt hat?

Ja, ſagte Herr von Sahla mit einem leiſen Lächeln, ich habe verſtanden, was der ruſſiſche Kaiſer ſprach. Er trank auf das Wohl und die Einheit Deutſchlands und der deutſchen Fürſten.

Ach, er trank auf die Einheit Deutſchlands, der edle ruſſiſche Kaiſer, rief Friederike lachend. Nun, er weiß beſſer, als irgend ein Anderer, was das heißt, Einheit

Deutſchlands. Er hat davon in den Feldzügen der vergangenen Jahre manch angenehmes Beiſpiel erlebt, und er hat geſehen, daß die lieben Deutſchen, wenn ſie ſich bei einander finden, ſich ungefähr eben ſo einig und verträglich miteinander fühlen, als die Katzen und die Hunde, die Habichte und Tauben, die Adler und Kaninchen, die Wölfe und Lämmer es nur irgend vermögen, wenn ſie in Einem Raum zuſammengepfercht werden. Aber was geht uns die Politik an; wir ſind ja nicht hieher gekommen, um uns zu langweilen, ſondern um uns zu amüſiren. Amüſiren wir uns alſo! Erzählen wir uns ein wenig von der chronique scandaleuse, von den kleinen Frauencongreſſen und den allerliebſten Intriguen der Salons.

Ich weiß nichts davon zu erzählen, ſagte Herr von Sahla ſeufzend. Ich bin, wie Sie wiſſen, aus dem unglücklichen Sachſen hieher gekommen, und man weiß, daß meine Familie dem armen König von Sachſen in treuer Ergebenheit angehört. Ich habe daher alle Thüren verſchloſſen, alle Salons unerreichbar gefunden, und ich weiß nichts von Allem, was ſich unter der Diplomatie in den Salons begiebt.

Aber ich weiß deſto mehr davon, obwohl ich auch nicht ſagen kann, daß ſich mir die Salons gerade be-

reitwillig eröffnen, aber ich habe meinen eigenen Salon, und wenn dahin auch keine Damen der höhern Gesellschaft kommen, so kommen doch desto mehr Herren, und diese Herren Diplomaten sind jetzt schwatzhaft wie die Elstern. Ich glaube, sie schwatzen so viel, weil sie so wenig zu sagen wissen. Ob der Congreß der Diplomaten sich auf die Politik versteht, das werden wir erst später erfahren, aber daß er sich auf die On dit des Tages und auf die chronique scandaleuse und auf Bälle und Festlichkeiten versteht, das wird Niemand leugnen können. Seit mehr denn einem halben Monat ist der ganze Congreß mit allen seinen Fürstenhäuptern bereits in Wien versammelt, und noch ist der diplomatische Congreß nicht eröffnet, noch hat keine einzige Sitzung stattgefunden. Mein Gott, die Herren Diplomaten haben keine Zeit dazu gehabt, sie hatten viel ernsthaftere Dinge zu thun, sie mußten Diners und Bälle besuchen, sich Costüme zu Maskenbällen und kleinen allerliebsten Theater-Aufführungen besorgen, mußten ihre Rollen, ich meine nicht die, welche sie auf dem Congreß spielen wollten, sondern die, welche sie in den Theaterstücken spielten, auswendig lernen, Proben halten; genug, sie hatten durchaus keine Zeit übrig, um sich mit politischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Ich hoffe, Sie sehen das

ein, mein Herr, und ſind nicht ſo vermeſſen, die Herren Congreßmitglieder der Saumſeligkeit anzuklagen.

Nein, gewiß nicht, höchſtens zu großer Seligkeit möchte ich ſie anklagen, und ſie bitten, dem deutſchen Volk, das noch immer in Ungewißheit, in Trauer und Angſt bei Seite ſteht, ein wenig von der Seligkeit, die ſie empfinden, abzugeben. Aber erlauben Sie mir doch eine Frage? In welcher Sprache unterhält man ſich denn eigentlich in den hieſigen Salons und bei den Feſtlichkeiten? Werden die Theaterſtücke, welche man aufführt, in deutſcher Sprache geſpielt?

In deutſcher Sprache? Wo denken Sie hin. Dann würde es ja Niemand verſtehen, und wie wenig Bildung und Feinheit das beweiſen würde, wenn man Deutſch ſpräche, und deutſche Komödien ſpielte! Wie ſollten ſich denn die Deutſchen mitſammen verſtehen, wenn ſie nicht Franzöſiſch miteinander ſprächen? Glauben Sie etwa, daß der König von Preußen es verſtehen würde, wenn man ihm hier auf gut Wieneriſch etwas vorſpielte, oder daß der Kaiſer von Oeſterreich eine Sylbe verſtände, wenn man ihm den norddeutſchen Dialekt zum Beſten gäbe? Nein, nein, die guten Deutſchen aus Nord und Süd, und Oſt und Weſt verſtehen ſich nur unter einander, wenn ſie Franzöſiſch ſprechen, und es

iſt daher ganz natürlich, daß man jetzt hier in Wien nur Franzöſiſch ſpricht. Mein Gott, auf Franzöſiſch kann man ſo viele hübſche Worte machen, ohne ein einziges Wort zu ſagen, und das iſt den Diplomaten gerade angenehm. Wenn ſie hier erſt Deutſch miteinander reden, dann wird bald ein neuer Krieg vor der Thür ſein.

Oh Deutſchland, armes betrogenes Deutſchland, murmelte Herr von Sahla leiſe vor ſich hin, mit ſchmerzlichem Ausdruck zum Himmel empor ſchauend. Wie viel haſt Du gelitten, und wie viel wirſt Du noch leiden müſſen. Zehn Jahre haſt Du gedulbet unter dem Druck der Tyrannei, und jetzt, —

Jetzt wirſt Du das alte Joch wieder auf Deine Schultern nehmen, und fein ſtill und geduldig ſein, unterbrach ihn Friederike lachend. Sprechen wir nicht von Deutſchland, mein Herr. Was ſoll der Ritter von der traurigen Geſtalt bei unſerm heitern Volksfeſt, bei unſerm impoſanten Erinnerungsjubel? Schauen wir lieber ein wenig hinüber nach der Tribune der Fürſtinnen und Damen dort. Welch ein reicher Kranz herrlicher Blumen da die beiden Kaiſerinnen umgiebt. Mein Herr, ich bitte, wenn Sie den Wiener Congreß ſtudiren wollen, ſo ſehen Sie nicht auf die Diplomatentribune, ſondern auf die Damentribune, da finden Sie die eigent-

lichen Lenkerinnen des Congreſſes und der Politik. Da iſt zuerſt die Großfürſtin Katharina, die Dame, um welche Napoleon warb, bevor er ſich der Kaiſerstochter von Oeſterreich vermählte. Katharina, in ihrem energiſchen Haß gegen Napoleon, und fürchtend, daß ihr Bruder, der Kaiſer, ihr am Ende die Vermählung mit Alexanders Herzensfreund, Napoleon, befehlen werde, Katharina bewog ihre Mutter, ſie lieber dem erſten beſten kleinen Fürſten zu vermählen, als ſie noch länger der Gefahr dieſes verhaßten Bündniſſes auszuſetzen. So ward ſie denn in aller Eile die Gemahlin des Herzogs von Oldenburg, und ſchützte ſich durch dieſe Ehe vor dem Unglück, Kaiſerin von Frankreich zu werden. Jetzt iſt Katharina Wittwe, doch wie man ſagt, wirbt der Kronprinz von Würtemberg um die ſtolze, ſchöne Kaiſerstochter. Aber es werben auch ſonſt noch um ſie alle Diplomaten und Politiker, denn Katharina iſt einflußreich, und ihr Bruder, der Kaiſer Alexander, läßt ſie Theil nehmen an ſeiner Politik und ſich von ihren Anſichten beſtimmen. Außerdem iſt Katharina die Freundin des Herrn vom Stein, der hier als ruſſiſcher Bevollmächtigter auf dem Congreß fungirt, und mit ſeiner Grobheit, ſeiner Rückſichtsloſigkeit und Aufgeblaſenheit alle Welt in Schrecken ſetzt. Gleich ihm,

haßt ſie Alles, was franzöſiſch iſt, gleich ihm ſieht ſie für Deutſchland nur das Heil in der engen Verknüpfung mit Rußland, und dieſe zu erſtreben, das iſt die Aufgabe, die ſie ſich ſelber geſtellt hat.

Und die Kaiſerin? Beſitzt dieſe edle ſchöne Frau keinen Einfluß auf ihren Gemahl? Man ſagt doch, daß ſie ihn ſehr innig lieben ſoll.

Vielleicht wär's beſſer, ſie liebte ihn weniger, das würde den Kaiſer reizen, um ihre Liebe zu werben. Die Männer ſind ja ſo ſeltſam närriſch, daß nur das ſie reizt, was ſich ihnen zu entziehen ſcheint. Die ſanfte ſchöne Kaiſerin ſollte von den beiden Damen, welche da auf der Bank hinter ihr ſitzen, vor allen Dingen lernen, wie man die Männer bouderen und kokkiren muß, um ſie zu beherrſchen. Sehen Sie dieſe beiden Damen, welche ich meine? Zuerſt dieſe Dame da mit dem überaus zarten Teint von durchſichtiger Weiße, die Wangen ſanft überhaucht von einem zarten Roth, dieſe Dame mit den regelmäßigen und doch leicht beweglichen Zügen, mit den großen ausdrucksvollen Augen und den ſanft geſchwellten purpurnen Lippen, das iſt die Fürſtin Bagration. Oh, ich rathe Ihnen, ſehen Sie ſie recht genau an, und wenn Ihnen Ihre Ruhe und Ihr Leben werth iſt, ſo hüten Sie ſich vor dieſer Frau, die glühend

und ſtolz iſt, wie eine Andaluſierin, rachſüchtig wie eine Römerin, üppig und verſchwenderiſch wie eine Creolin, grauſam und herzlos wie eine Ruſſin, liſtig und intriguant wie eine Franzöſin. Ich wiederhole Ihnen, ſehen Sie ſich dieſe Frau genau an, denn ſie iſt eine der mächtigſten Erſcheinungen des Congreſſes, und was ſie erreichen will, das wird ſie erreichen, ſei's mit Liſt oder mit Gewalt, mit Haß oder mit Liebe, ſei's mit Gift und Dolch, oder mit Hingebung und Erniedrigung. Sie iſt die langjährige Freundin und Vertraute des Fürſten Metternich, den ſie einſt leidenſchaftlich geliebt hat, und den ſie vielleicht noch liebt, ſo viel als ihr ermattetes Herz es vermag, und es ihrem Vortheil angemeſſen iſt. Metternich freilich hat ſie nie geliebt, aber er hat ſich doch den Anſchein gegeben, und er thut es auch jetzt noch, denn die Fürſtin Bagration iſt für ihn eine ſehr wichtige Perſon, da ſie von großem Einfluß auf den Kaiſer Alexander iſt, und zugleich mit den Diplomaten Englands in ſehr gutem Vernehmen ſteht. England bedarf einer Vermittlerin zwiſchen ſich und Rußland, und die Fürſtin Bagration bedarf ſehr vielen Geldes; ihre Börſe iſt wie ein Danaidenfaß, durch das ruſſiſches, öſterreichiſches und engliſches Gold in gleichmäßiger Schnelle und in unaufhörlichem Strom hindurch

fließt. Sehen Sie nur, da läßt die Fürstin den zobelbesetzten Sammetüberwurf von ihren Schultern gleiten. Nicht wahr, diese Schultern sind schön, so durchsichtig weiß, so edel geformt? Ja, ja, die Fürstin Bagration hat eine wundervolle Büste, und sie ist so großmüthig, diese so viel als möglich alle Welt sehen zu lassen. Man hat ihr daher in der Salonwelt seit langer Zeit den Zunamen: „belle ange nue" gegeben, und alle Welt versichert, daß sie diesem Namen Ehre macht.*)

Und ihr Gemahl, der Fürst Bagration? Er ist nicht eifersüchtig, wie es scheint?

Er ist klug genug gewesen, zu rechter Zeit zu sterben, und seiner Gemahlin, der er unbequem war, aus dem Wege zu gehen. Er fiel 1812 in der Schlacht von Mosaisk, und die Fürstin schwört jetzt, daß dieser Tod ihres Gemahls die Haupttriebfeder ihres Hasses gegen Napoleon ist. Denn ich sage Ihnen, die Fürstin Bagration ist eine der glühendsten Feindinnen Bonaparte's, und sie und ihr großer Freund, der Graf Pozzo di Borgo können es nie verwinden, daß man dem gefallenen Cäsaren erlaubt hat, auf Elba seine frühere Herrlichkeit als Schattenspiel an der Wand zu repetiren. Uebrigens,

*) Hormayer: Kaiser Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 87.

was fällt mir da ein, — Sie müßten ſich eigentlich an die Fürſtin Bagration wenden, denn die Dame iſt eine halbe Landsmännin von Ihnen, eine geborne Polin, die Tochter des polniſchen Generals Grafen Paul Skrawnesky. Vielleicht, wenn Sie das Glück haben, ihr zu gefallen, ſchafft ſie Ihnen einige von den eingezogenen Gütern Ihrer Mutter wieder.

Ich bin nicht hier, um für mich ſelber zu feilſchen und zu betteln, ſagte Herr von Sahla düſter. Mein Leben, meine Intereſſen und Gedanken gehören allein meinem Vaterland und meinem König. Für Sachſen allein will ich handeln, ſprechen und wirken, und wenn es ſein muß, mich demüthigen und betteln! Die Fürſtin Bagration wird ſich nicht für Sachſen intereſſiren, denn unſer König iſt arm, er hat ihr keine Schätze und keine Brillanten zu bieten, und ſie wird daher für ſein Unglück keine Theilnahme haben.

Wer weiß, ſagte Frieberike lächelnd, ſie iſt ſo eigenſinnig und capriciös, wie nur je ihr Oheim es war, und man kann daher gar nicht berechnen, was ſie thun wird. Sie iſt die Großnichte des allmächtigen Günſtling Katharinens, des großen Potemkin, der Katharina vor ſich zittern machte, dem alle Fürſten Europa's, ſelbſt Friedrich der Große, ſchmeichelten und

huldigten, der die ganze Welt unter ſeine Füße trat, mit ſeinem fabelhaften Luxus in jedem Jahr Millionen verſchwendete, und der doch zuletzt auf offener Landſtraße, am Rande eines Grabens liegend, ſein Leben aushauchte. Aber wir haben uns zu lange bei der ſchönen Bagration verweilt. Wenden Sie jetzt Ihre Augen von ihr ab, auf ihre Nachbarin, auf die zweite Puiſſance des Congreſſes. Sehen Sie da dieſe ſchöne Frau in dem veilchenblauen Sammetanzug, und dem weißen mit Roſen verzierten Spitzenhütchen über dem gekräuſelten Haar?

Ich ſehe ſie, ſagte Herr von Sahla. Sie ſpricht ſo eben mit der Fürſtin Bagration, und ſehen Sie nur, jetzt neigt ſie ſich und drückt einen Kuß auf die Schultern des belle ange nue.

Ich ſehe, und ich weiß, daß ſie nicht blos die Hälfte ihres Landes, ſondern ſogar zwei Jahre ihres Lebens darum geben würde, wenn ſie die ſchöne Fürſtin Bagration, ihre Freundin, welche ſie haßt und verabſcheut, mit dieſem Kuß vergiften könnte.

Oh, wie heißt ſie denn, dieſe reizende Frau, die küßt, wenn ſie haßt, und zärtlich iſt, wenn ſie verwünſcht?

Sie heißt: Herzogin Wilhelmine von Sagan, oder,

wenn Sie wollen, Prinzeſſin Rohan, denn ſie war fünf Jahre mit dem Prinzen Rohan vermählt; oder wenn es Ihnen ſchöner klingt, Fürſtin Trubetzkoi, denn nachdem ſie ſich von Rohan hatte ſcheiden laſſen, war ſie mit dem Fürſten Trubetzkoi vermählt, von dem ſie ſich aber ſchon nach einem Jahr wieder ſcheiden ließ. Darauf hat ſie, wie die ſchönen Schlangen, welche alljährlich ihre glänzende Haut abwerfen, um ſich mit einer andern zu ſchmücken, die beiden Schlangenhäute ihrer Ehen und den Namen ihrer Männer abgeworfen, und nennt ſich bis auf Weiteres jetzt nach ihren ererbten Beſitzungen Herzogin zu Sagan, bis auf Weiteres! Denn wenn die Fürſtin von Metternich heute oder morgen ſterben ſollte, ſo würde die Herzogin von Sagan ſich vielleicht entſchließen, Metternichs Hand anzunehmen, und ſei's auch nur, um endlich ſich darüber zu entſcheiden, ob ſie ihn liebt oder haßt, ob ſie ſeine Freundin oder ſeine Feindin iſt, ob ſie ihn nur deshalb verabſcheut, weil er neben ihr noch funfzig anderen Frauen den Hof macht, oder ob ſie ihn nur deshalb liebt, weil noch funfzig andere Frauen ihn lieben und ihr ſeine Perſon ſtreitig machen. Aber die Fürſtin Metternich lebt, und ſie iſt viel zu boshaft, um ihren Nebenbuhlerinnen den Gefallen zu thun, die Hand ihres ſchönen Gemahls frei

zu geben, und ihn zum Wittwer zu machen. Die Herzogin von Sagan aber iſt Metternich's politiſche Nymphe Egeria, und an dem Born ihrer Weisheit und Welterfahrenheit trinkt er ſich dieſelbe Erkenntniß, welche ſich einſt Eva aus dem von der Schlange ihr dargereichten Apfel aß. Die Herzogin iſt aber außerdem bei dem Kaiſer von Rußland noch einflußreicher als die Fürſtin Bagration, denn ſie iſt geiſtreicher, und ſie verſteht Etwas, was der leichfertigen Bagration ganz unmöglich iſt, ſie verſteht es auf die frommen Schwärmereien des Kaiſers einzugehen, und wenn ihr die Stimmung dazu anwandelt, oder wenn der Schatten ſeines ermordeten Vaters, des Kaiſers Paul, mit drohendem Auge an ihm vorüberſchweift, mit dem Kaiſer zu beten, und von Gott und den göttlichen Dingen zu ſchwärmen. Es kommt nun darauf an, ob Fürſt Metternich es verſtehen wird, die Herzogin auch jetzt noch als ſeine Freundin zu bewahren, und ſie ſeinen Intereſſen geneigt zu erhalten, wenn nicht, wird ſie ſeine mächtige Feindin werden, und ſie wird ihn ſtürzen, deſſen ſeien Sie gewiß! Man ſagt, daß der Kaiſer Alexander ihm überdies nicht ſehr geneigt ſei, und die Herzogin von Sagan iſt eine viel zu geiſtreiche und welterfahrene Frau, um, wenn ſie die Wahl hat zwiſchen der zweifel-

haften Freundschaft eines österreichischen Ministers, und der mächtigen Gunst eines russischen Kaisers, nicht lieber den Letztern zu bewahren, und den Erstern fallen zu lassen. Oh, es wird allerliebste Salonkämpfe auf diesem Congreß geben, und die Absichten und Zwecke des Congresses werden nicht in den Sitzungen der Diplomaten, sondern in den Salons und den Boudoirs der Damen entschieden werden!

Und ich werde aus diesen Salons und diesen Boudoirs ausgeschlossen sein, seufzte Herr von Sahla leise.

Nein, sagte Friederike ebenso leise, Sie werden mein Boudoir geöffnet finden, und es kommt nur auf Sie an, ob Sie mir helfen wollen, auch einen Salon zu eröffnen. Wenn wir allein sind, werden wir weiter davon reden. Lassen Sie uns jetzt noch ein bischen nach den Damen hinüber schauen. Aber was ist das? Die Kaiserinnen erheben sich, und alle Damen folgen ihrem Beispiel?

Auch die Kaiser und Könige haben sich von ihren Sitzen erhoben, das Gastmahl ist beendet, sagte Herr von Sahla. Die Soldaten erheben sich. Nun wird man mit ungeheurer Geschwindigkeit die Tafeln forträumen, und dann werden die Spiele und Volksbelustigungen beginnen, denen nach dem Programm

der Kaiſer Franz mit ſeinen erhabenen Gäſten vom Balcon des Luſthauſes im Prater zuſchauen wird.

Aber da wir leider nicht zu den erhabenen Gäſten des Kaiſers Franz gehören, ſagte Friederike lachend, ſo werden wir nicht in das Luſthaus gelangen können und müſſen uns entweder in das frohe Volksgetümmel ſtürzen, oder unſere Beobachtungen von hier aus fortſetzen.

Thun wir das, oh thun wir das, rief Herr von Sahla lebhaft. Was kümmert mich das Volk mit ſeiner furchtbaren Luſtigkeit, was kümmert mich dieſe zur Schau getragene Cordialität und Herrlichkeit zwiſchen den Fürſten, was kümmert mich dieſes ganze Feſt der Vergangenheit, mich, für den nur die Gegenwart und die Zukunft Intereſſe hat. Sehen Sie alle dieſe lächelnden Geſichter, dieſe Herzlichkeit und Freundlichkeit, hören Sie dieſes laute Freudengeſchrei, das die Fürſten auf jedem Schritt begleitet, das iſt Alles doch nur Schein, nur aufgeputzte Lüge, hinter der das Volk ſeine Befürchtungen und Bedrängniſſe verbirgt, mit der es ſeine Wünſche und Hoffnungen ſchmückt, nur Schein, hinter welchem die Fürſten ihre Pläne und Abſichten verbergen, und mit dem ſie ſich loskaufen wollen von den Verſprechungen, welche ſie ihren Völkern gegeben in der Stunde der Gefahr. Ich aber will nicht den Schein,

ich will Wahrheit, und dieſe finde ich auf Ihren Lippen.

Aber Sie werden ſehen, daß meine Wahrheit ein etwas pikantes Getränk iſt, ein Gemiſch von Honig und Galle, von Nießwurz und Rhabarber, bei welchem Einem die Augen übergehen können, man weiß nicht, ob vor Lachen, oder vor Weinen. Indeß, wenn es Ihnen mundet, ſo bleiben wir noch ein wenig, und ſchauen dem göttlichen Volk zu, das ſo dumm iſt wie ein Kind, welches mit dem Feuer ſpielt, und ſo gutmüthig wie ein Elephant, der ſich ganz demüthig und unterwürfig den Palakin, in welchem der Fürſt ſpazieren reiten will, auf den Rücken ſchnallen läßt, ſtatt mit einem einzigen Ruck ſeiner Glieder alle Riemen, mit denen man ihn eingeſchnallt, zu zerreißen, ſich in himmliſcher Freiheit ſeiner eigenen Luſt dahin zu geben, und Alles in ſeinen Rüſſel zu ſtecken, was ihm eben wohlgefällt.

Sehen Sie, fuhr ſie fort, da wogt es heran wie ein ſchwarzes Meer, das liebe luſtige Volk, das jetzt das Verbrüderungsfeſt mit den Soldaten feiern will zur heiligen Erinnerung an den achtzehnten Oktober des vorigen Jahres. Wie das jauchzt und lacht, und fröhlich iſt, als gäbe es gar keinen Napoleon mehr auf Elba, und keinen Diplomaten-Congreß mehr in Wien.

Ja, ja, seufzte Herr von Sahla, mit Blut hat der Völkerkampf begonnen, mit Dinte wird er endigen. Die Dinte aber ist schwarz, und sie wird sich wie ein Trauerschleier über das ganze unglückliche deutsche Volk ergießen. Sagen Sie mir, oh seien Sie barmherzig, und sagen Sie mir, wo sind die Männer, auf welche Deutschland hoffen darf, denen das Wohl, die Ehre, die Freiheit Deutschlands am Herzen liegt, die sich nicht bestechen lassen von ihrem eigenen Egoismus, ihrem Ehrgeiz, von den Schmeicheleien Frankreichs, dem Gelde Rußlands, den Versprechungen Englands, den Titeln Preußens und den Orden Oesterreichs! Zeigen Sie mir die Männer, welche nicht um Vortheil und Gewinn, sondern in ehrlicher Gesinnung, in treuester Liebe und Hingabe für Deutschland ihre Stimme erheben, für Deutschland wirken und kämpfen wollen?

Schauen Sie doch hinüber nach der Diplomatenloge, da finden Sie die Bevollmächtigten und Diplomaten von allen deutschen Ländern und Gebieten; es sind ihrer mehr denn hundert Diplomaten, und jeder von ihnen wird Ihnen sagen, daß Er einer von den Männern ist, die Sie suchen, daß Er es ehrlich meine mit dem Wohle Deutschlands. Nur wird es Jedem von ihnen passiren, daß sie die Interessen des Landes, das sie vertreten,

mit den Intereſſen Deutſchlands verwechſeln, und meinen für Deutſchland einzutreten, wenn ſie einfach nur für ein kleines Theilchen von Deutſchland wirken. Der Geſandte von Heſſen wird ſehr mit ſich zufrieden ſein, wenn er für das heſſiſche Gebiet einen Zuwachs von Land und Unterthanen erwerben kann, der Geſandte von Baiern hat keinen andern Zweck, als für ſeinen König Anspach und Baireuth zu gewinnen, der Geſandte von Weimar möchte ſeinen Herzog durch Fulda arrondiren, Jeder will Etwas, und dieſes Etwas will er ſich aus dieſem lieben unglücklichen Deutſchland erwerben, deſſen Größe, Stärke und Einheit der angebliche Zweck ſeines Hierſeins iſt. Selbſt die mediatiſirten Fürſten haben ihre Geſandten hierhergeſchickt, um von dem Congreß zu verlangen, daß er die Mediatiſirung wieder rückgängig mache, und daß ihre Souverainetäten wieder hergeſtellt werden.

Ja, ja, alle Souverainetäten wollen ſie wieder herſtellen, alle Throne wollen ſie verfeſtigen, ſagte Herr von Sahla, nur den Thron meines armen Königs, den wollen ſie umſtürzen, nur Sachſen wollen ſie vernichten!

Ah, mein Freund, Sie vergeſſen Polen, Sie vergeſſen Italien! Oder meinen Sie, daß man den Stief-

ſohn Bonaparte's, den unglücklichen Eugène von Beauharnais als Vicekönig von Italien belaſſen wird, daß man dem Schwager Bonaparte's, Joachim Murat, den Thron von Neapel nicht wieder entreißen will, um ihn den Bourbonen zurückzugeben? Aber ſtill, ſtill, wir verlieren uns da in zu gefährliche Geſchichten, und es iſt wahrlich beſſer, wir brechen ganz davon ab. Was ſoll ich Ihnen auch von den Diplomaten erzählen, es iſt genug, daß ich Ihnen die Diplomatinnen ein wenig geſchildert habe. Ueberdies wird Ihnen und uns Allen jeder Tag neue Geſchichten von den Diplomaten erzählen, wir werden alle die Herren kennen lernen, die öffentlich zu wirken, und die deutſchen Länder zu vertreten beſtimmt ſind. Aber die geheimen Agenten, die Leute, die im Trüben arbeiten, und im Dunkeln fiſchen, die geheimen Abgeſandten, welche hierher gekommen ſind, und die Fäden des großen Netzes in Händen halten, das hier gewebt werden ſoll, um es Deutſchland über die Ohren zu ziehen, und dieſe eigentlichen und mächtigen Congreßmitglieder, welche durch die Hinterthüren in die Conferenzſäle ſchleichen, und durch die Kammerdiener und Kammerkätzchen die Maſchinerie in Bewegung ſetzen, die wird man nicht kennen lernen, und das ſind doch die wichtigſten Geſtalten hier. Sind Sie nicht auch ein heimliches Con-

greßmitglied? Nur daß Ihr armer König nicht in der Lage war, Ihnen ein Beglaubigungsſchreiben auszuſtellen, und daß das arme Sachſen Ihnen keine Diäten zahlt. Kommen Sie jetzt, mein Herr, kommen Sie, ich will nach Hauſe. Dieſes wüſte Freudengetümmel fängt an mich zu langweilen, der Bratengeruch iſt mir in die Naſe gefahren, und hat mich hungrig gemacht. Ich will nach Hauſe und eſſen und ſchlafen, denn ich habe genug von dem Erinnerungsfeſt und dem Wiener Congreß, genug für heute!

Sie ſtand auf und drängte ſich, gefolgt von dem jungen Mann, mühſam durch die Reihen der Sitzenden dahin, dem Ausgang zu.

Aber bevor ſie dieſen noch erreicht hatten, erhoben ſich von den Bänken, die vor und hinter dem Sitz der Beiden ſich befanden, zwei Herren, und eilten gleich ihnen dem Ausgang der Tribune zu.

Kurz vor demſelben trafen ſie zuſammen und grüßten ſich verſtohlen mit einem ſchnellen Wink ihrer Augenlider, dann ſtiegen ſie raſch die zu der Tribune führende Treppe hinunter.

Eine wundervolle Entdeckung, flüſterte der Eine von ihnen in italieniſcher Sprache.

Ja, ſagte der Andere franzöſiſch, ja, vraiment,

wundervoll. Welch ein Glück, daß wir Beide die barbariſche Sprache dieſes Landes verſtehen.

Aber verlieren wir das ſchöne Paar nicht aus den Augen.

Nein, da ſind ſie. Sie winden ſich mühſam durch das Volksgedränge, um zu ihrem Wagen zu gelangen. Folgen wir ihnen.

Ja, folgen wir ihnen. Ich muß ſehen wo ſie wohnt und wer der mächtige Herr Fürſt iſt, der ſie protegirt.

Und ich habe mit dem Herrn von Sahla zu reden. Es iſt der Stoff zu einem Franz Ravaillac in ihm, denn er iſt ein Fanatiker, und die können wir gebrauchen.

Und ich, ich habe mit der Dame zu reden; ſie iſt klug wie eine Schlange, und durchaus nicht unſchuldig wie eine Taube. Uebrigens benachrichtige ich Sie, daß ich von heute an mich Marquis von Barbaſſon nenne.

Ach, wie ſich das wundervoll trifft. Sagte dieſe Dame, dieſe eheleibliche Tochter des Uhrmachers nicht, daß ihre Mutter eine geborne Marquiſe von Barbaſſon ſei?

Ja, ſie ſagte das, erwiederte der Andere mit einem feinen Lächeln. Sie ſehen alſo, daß ich demzufolge der Verwandte der Mademoiſelle Friederike Hähnel bin, und

das giebt mir wohl ein Recht ſie aufzuſuchen. Nur muß ich wiſſen, wo ſie wohnt.

Schnell, ſchnell, hier iſt ein Fiacre, laſſen Sie uns hineinſteigen! Sehen Sie, da ſteigen die Beiden in ihren Wagen. Vorwärts, Kutſcher, vorwärts!

Es geht nicht, meine Herren, es geht nicht, rief der Fiacrekutſcher. Ich bin beſtellt, meine Herrſchaft kann jeden Augenblick kommen.

Der Franzoſe neigte ſich zu ihm, und indem er ihn eine Hand voll Goldſtücke ſehen ließ, ſagte er in gebrochenem Deutſch: ein Louisd'or, wenn Du uns zur Stadt fährſt, noch ein Louisd'or, wenn Du geſchickt genug biſt, der Equipage, welche der Herr und die Dame da beſteigen, und die eben abfährt, zu folgen und immer zehn Schritte hinter ihr zu bleiben.

Der Kutſcher hieb auf die Pferde ein. Ich werde meine zwei Louisd'or verdienen, ſagte er. Die andere Herrſchaft muß warten, bis ich wieder hier bin.

III.

Der Heirathsantrag.

So, hier im Wagen iſt es bequem und angenehm, ſagte Friederike Hähuel, indem ſie ſich mit einem Ausdruck des Behagens in die Polſter zurücklehnte und dann ihre blitzenden ſchwarzen Augen mit einem forſchenden Ausdruck auf den jungen Mann heftete, der mit düſterm, gedankenvollem Geſicht ſich an ihre Seite geſetzt hatte. Hier können wir ungenirt plaudern, fuhr ſie fort, Niemand kann uns hier belauſchen und unſere Pläne verrathen.

Nun denn, rief der junge Mann lebhaft, ſo laſſen Sie mich Ihnen hier die Frage wiederholen, die ich ſchon vorher an Sie richtete, und deren Beantwortung Sie mir hier im Wagen verſprachen.

Was fragten Sie doch? fragte Friederike gleichgültig, indem ſie ihren großen Fächer von grünem Taffet langſam auf und zuklappte.

Ich fragte Sie im Namen meines unglücklichen Vaterlandes, das durch mich seine Hände flehend zu Ihnen erhebt, im Namen meines unglücklichen Königs, der durch mich zu Ihnen spricht, ich fragte Sie, ob Sie diesen Beiden nicht Ihre hülfreiche Hand darreichen wollten? Ich wandte mich an die Großmuth Ihres Herzens und forderte Ihre Unterstützung für das von fremden Soldaten besetzte, von fremden Behörden verwaltete Sachsen, für den König Friedrich August, der aus seinem Lande verjagt, unglücklich und verlassen umherirrt. Wollen Sie uns diese Unterstützung gewähren?

Wahrhaftig, rief Friederike lachend, Sie geben Sich den Anschein als glaubten Sie, in meiner Hand allein ruhe die Krone Sachsens, und ich sei es, der sie Ihrem König entzogen habe. Gott bewahre mich aber davor, diese unglückliche Krone in meinem Besitz zu haben, denn sie wird der Eris-Apfel sein, den die Götter der Zwietracht auf die grüne Tafel des Congresses geworfen haben und an dem die ganze Herrlichkeit der deutschen Einheit und Größe zerschellen wird. Glauben Sie mir, ich, die ich bis zu dieser Stunde noch gar nichts bin, die ich weder Titel noch Rang, noch Vermögen habe, ich tausche doch nicht mit dem König Friedrich

Auguſt, obwohl er Titel, Rang und wahrſcheinlich auch noch, trotz ſeiner angeblichen Armuth, ein recht hübſches Vermögen beſitzt. Aber mir gehört die Zukunft, ich werde mir alles das erwerben, was mir jetzt noch fehlt, während der König von Sachſen gar keine Zukunft mehr hat, und im beſten Fall, und wenn er Glück hat, nur noch einige Fetzen von ſeinem Purpurmantel, einige Zipfelchen von dem Lande erretten kann, das ihm einſt ganz gehörte.

Aber es iſt doch unmöglich, daß Europa dieſen Raub zugebe und dulde, rief Herr von Sahla verzweiflungsvoll. Was that denn Friedrich Auguſt, um eine ſolche Schmach zu verdienen, und wer von den deutſchen Fürſten hat das Recht ihn zu richten, zu ſtrafen und abzuſetzen?

Sie fragen, was Ihr König that? fragte Friederike achſelzuckend. Er liebte den Feind Deutſchlands auch dann noch, als er keine Kronen, keine Reiche und Länder mehr zu vertheilen hatte, er liebte ihn nicht bloß mit den Lippen, wie die andern deutſchen Fürſten, ſondern auch mit dem Herzen, und er wollte ſeiner Liebe auch dann noch treu bleiben, als die andern Herren ſchon längſt begriffen hatten, daß Bonaparte jetzt hinlänglich ſchwach und gebeugt ſei, um von ihnen mit

Glück angegriffen werden zu können. Ihr König liebte jedenfalls ſeine Treue mehr als ſein Land, und darum meinen die Fürſten jetzt, er ſolle ſich ſeine Treue immerhin bewahren, aber ſein Land fahren laſſen.

Aber Sachſen will ſeinen König nicht aufgeben, Sachſen will nicht Preußiſch werden, rief Sahla glühend.

Mein Lieber, um Gotteswillen verſchonen Sie mich mit der Politik, ſagte Friederike lachend. Was geht es mich an, ob Sachſen Preußiſch werden will? Preußen will jedenfalls daß es Sachſen behalten kann, und ich glaube, es wird alle Mittel in Bewegung ſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Das heißt mit andern Worten, Sie weiſen mich ab? fragte Herr von Sahla düſter. Sie wollen uns nicht Ihren Beiſtand leihen?

Nein, das heißt, ich will daß Sie Sich ganz und deutlich ausſprechen. Sie haben mir geſagt, was Sie von mir wollen, aber Sie haben mir noch nicht geſagt, was Sie mir für Gegendienſte bieten können? Wir wollen offen und ehrlich mit einander ſprechen und dadurch beweiſen, daß wir nicht zu den officiellen Diplomaten des Congreſſes gehören. Alſo offen und ehrlich: Ja, ich kann Ihnen nützlich werden wenn ich will, denn

mein hoher Gönner und Freund iſt ſchwach genug, meinen Wünſchen und Bitten zuweilen ſein Ohr zu leihen, und er iſt es, der die Politik Preußens lenkt. Ich kann Ihnen alſo nützlich ſein wenn ich will, aber es fragt ſich nur ob ich will? Es fragt ſich vor allen Dingen was Sie mir bieten können, um auf meinen Willen einzuwirken? Ach, Sie ſehen mich erſtaunt an? Sie finden, daß ich ſehr wenig dem Ideal von Weiblichkeit, Großmuth und Uneigennützigkeit gleiche, das Sie in Ihrem Herzen tragen?

Nein, ſagte Herr von Sahla ſchüchtern, ich frage mich nur, was ein armer König ohne Land und Krone, was ein verarmtes, ausgeſogenes Land einer ſchönen jungen Dame, die von einem reichen, mächtigen und freigebigen Herrn beſchützt wird, von einem Herrn, der, obwohl er keine Krone trägt, doch die Macht eines Herrſchers beſitzt und Ehren und Würden zu vergeben hat, ich frage mich nur, was Sachſen der Freundin des mächtigen Staatskanzlers bieten kann?

Und ich will Ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben, ſagte Friederike. Sie haben mich in Ihr Herz ſchauen und mich die Motive Ihres Hierſeins ſehen laſſen. Ich will Ihnen auch mein Herz zeigen, und Sie ſollen erfahren, weshalb ich hieher gekommen bin. Sie nannten

mich die Freundin des Staatskanzlers? Nun ja, ich bin es, aber im Schatten, in der Stille und im Verborgenen. Ich blühe wie das beſcheidene Veilchen, das man nicht ſieht, das man nur entdeckt, wenn man ſich zur Erde niederbückt und es unter ſeinem Verſteck von Blättern hervorſucht. Ich geſtehe aber, daß ich dieſer Veilchenrolle herzlich ſatt und überdrüſſig bin, und daß ich lieber als volle Purpurroſe im hellen Glanz der Sonne blühen, daß ich mich hoch erheben möchte, damit Niemand ſich zu mir herab, ſondern, daß Jeder ſich vor mir bücken müßte. Dazu bedarf ich der Titel, der Stellung, der Anerkennung in der Geſellſchaft. Ich bin alſo hieher nach Wien gekommen, hieher, wo jetzt neben den Diplomaten ein ganzes Heer von Abenteurern, Glücksrittern und Romanheldinnen ſich eingefunden hat, um hier auch meinerſeits meine Netze aufzuſtellen, meine kleinen Aventuren zu haben und meine Romane aufzuführen. Wiſſen Sie, was ich in meinem Netze einfangen will? Zuerſt und vor allen Dingen Geld und Brillanten. Sind Sie beauftragt, mir dergleichen anzubieten?

Wenn man gewußt hätte, daß man wagen dürfte, Ihnen dergleichen anzubieten, ſo würde man mich ganz gewiß damit beauftragt haben, ſagte Herr von Sahla

leiſe. Der König iſt zwar arm, aber er beſitzt noch ſeine Brillanten, und er wird glücklich ſein, wenn er Ihnen einige davon als Angedenken geben darf.

Gut! Aber Sie wiſſen noch nicht Alles, was ich in meinem Netz einfangen will. Ich ſagte Ihnen ſchon vorher, daß es in Ihrer Hand liegt, mir neben meinem Boudoir auch einen Salon zu öffnen. Haben Sie verſtanden, was ich damit ſagen wollte?

Nein, ich geſtehe, daß ich das nicht verſtanden habe!

Nun denn, ich will alſo deutlicher ſprechen. Was hindert mich einen Salon zu eröffnen, gleich den Damen der haute volée, gleich den reichen Banquiersfrauen Geymüller, Fries und Arnſtein, in deren Salons zu erſcheinen ſogar Könige und Kaiſer nicht verſchmähen? Mich hindert der Mangel an Reichthümern, der Mangel an Geburt. Reichthümer laſſen ſich erwerben, aber wenn ich ſie ſelbſt hätte, glauben Sie, daß Mademoiſelle Friederike Hähnel im Stande wäre, einen Salon zu eröffnen, daß die Könige und Kaiſer ihr die Ehre erzeigen würden, zu ihr zu kommen, und daß die Damen der haute volée meine Einladungen annehmen würden? Nein, Sie glauben das nicht, Sie wiſſen ſo gut, wie ich es weiß, daß ſich Alles verbergen läßt unter anſtändigen Namen und Titeln, daß

aber die Tugend ſelbſt nicht nackt gehen darf, wenn ſie nicht für ſündhaft gehalten werden will. Sehen Sie, im Grunde meines Herzens finde ich mich ziemlich tugendhaft und unſchuldig, wenn ich mich zum Beiſpiel mit der Fürſtin Bagration, oder Herzogin von Sagan vergleiche. Ich habe bisher Niemanden geſchadet, keine Herzen gebrochen, keine Männer verrathen, keine Liaiſons bald hier, bald dort gehabt. Die Welt kann mir weiter nichts vorwerfen, als daß ich einen edlen, erhabenen, großſinnigen und großherzigen Mann anbete, der mein Großvater ſein könnte, und der mich liebt als ſeine Tochter, ſeine Freundin, als das lachende Spielzeug ſeiner heitern Stunden, als eine kleine Zerſtreuung nach angeſtrengter Arbeit, und daß ich es angenommen habe in der Nähe dieſes angebeteten Greiſes zu wohnen, ohne dazu durch irgend ein ſanctionirtes Band berechtigt zu ſein.

Aber ich meine doch gehört zu haben, daß der Staatskanzler von Hardenberg verheirathet ſei, ſagte Herr von Sahla mit dem Ausdrucke des Erſtaunens.

Mein Lieber, ſagte Friederike lachend, Sie ſagen mir da eine Impertinenz, die ſich ganz ungeſchickt unter dem Anſchein der Unſchuld verbirgt. Sie wollen ſich den Anſchein geben, als glaubten Sie, der Staatskanzler

ſei mit mir verheirathet, aber im Grunde wollten Sie mir einen Vorwurf machen. Geſtehen Sie es nur, Ihre erſtaunte Frage war ein cachirter Vorwurf! Nun denn ja, Herr von Hardenberg iſt verheirathet, aber ich habe nicht die Ehre ſeine Gemahlin zu ſein. Herr von Hardenberg iſt verheirathet, und es geht ihm wie dem Kaiſer von Oeſterreich, er hat ſchon ſeine dritte Gemahlin.

Der Unglückliche, er iſt ſchon zweimal Wittwer geworden? fragte Sahla theilnahmsvoll.

Wenn Sie wollen, Wittwer, nur daß nicht der Tod, ſondern das Leben ſeine beiden erſten Ehen getrennt hat, und daß er um ſeine beiden jungen ſchönen Gemahlinnen nicht den Trauerflor zu tragen hatte, wie der Kaiſer Franz um ſeine beiden geſtorbenen Kaiſerinnen. Die zweite Gemahlin des Staatskanzlers Hardenberg lebt noch, das hat aber keinen Prieſter verhindert ſeine Ehe mit der Schönemann einzuſegnen, und aus der Schauſpielerin eine legitime Frau Staatskanzlerin zu machen. Mich indeſſen, mich hat das Schickſal auserkoren, um die dritte Frau von Hardenberg für die Thränen zu ſtrafen, welche die zweite Frau um ihretwillen vergießen mußte, und vielleicht noch vergießt. Haben Sie alſo Reſpect vor mir, denn ich habe von dem

Schickſal die Miſſion erhalten, der Racheengel der Tugend und der verlaſſenen Liebe zu ſein, und ich glaube, daß ich mich meiner Miſſion mit vielem Erfolg unterziehe. Die dritte Frau von Hardenberg verwünſcht mich von ganzer Seele, und lernt durch mich ein wenig von den Qualen kennen, welche ſie der zweiten bereitet hat. Gerechtigkeit muß geübt werden, und die verfolgte Tugend muß ihre Rache haben!

Sie wollen alſo die dritte Frau von Hardenberg zu der zweiten in's Exil ſchicken, und als rächender Tugendengel ihre Stelle und ihren Namen ihr rauben?

Nicht doch, das hieße daſſelbe Verbrechen begehen, das ich ſtrafen will. Nein, nein, möge die gute Schönemann ihre Rolle als Staatskanzlerin weiter ſchauſpielern, und tüchtig beklatſcht werden von dem Parterre der Welt. Ich beneide ſie nicht, ich will und mag ewig nur als die Tochter, die Freundin zu den Füßen meines angebeteten Freundes ſitzen. Aber Sie wiſſen, die Welt iſt ſo jammervoll und klein, ſie ſucht Alles zu verdächtigen, über Alles die ätzende Lauge ihrer Bosheit zu ergießen. Davor möchte ich meine reine uneigennützige Liebe bewahren, deshalb möchte ich mir einen Schleier anſchaffen, der ſo undurchſichtig iſt, daß ich mich ganz unter demſelben verbergen kann, und gar nicht befürch-

ten brauche, von den boshaften Augen der Neider beobachtet, von den Giftzungen der Verleumder bekrittelt zu werden. Und jetzt, mein Herr, sind wir auf dem Gipfelpunkt unserer Unterredung angelangt, Sie sollen jetzt mit freiem Blick die Aussicht genießen, und entscheiden, ob Sie mit mir hinabsteigen wollen in das Thal meiner Zukunft. Wir stehen hier vor dem entscheidenden Punkt unseres Gesprächs; die weitschweifige Einleitung ist zu Ende, jetzt kommen wir zu dem Kern der Sache.

Und ich gestehe Ihnen, daß ich auf diesen Kern außerordentlich gespannt bin, sagte Herr von Sahla lächelnd, und daß ich meinen Verstand vergeblich abmühe, mir zu sagen, in wiefern ich Ihnen behülflich sein könnte, einen Salon neben Ihrem Boudoir zu eröffnen.

Sie haben indessen gerade das, was mir fehlt, Sie haben einen schönen vornehmen Namen, und Sie sind ein Mann! Herr von Sahla, ich frage Sie also ganz kurz und offen, wie es großen und genialen Seelen ziemt: wollen Sie mir das geben, was mir fehlt, und was Sie besitzen? Wollen Sie mir einen Namen und einen Mann geben?

Ihre schwarzen Augen waren mit funkelnden, durchbohrenden Blicken auf ihn gerichtet, und schienen auf dem Grunde seiner Seele lesen zu wollen.

Herr von Sahla ſchlug vor dieſen Blicken die Augen nieder und ſeufzte tief auf. Sie ſind grauſam, ſagte er leiſe und ſchwermuthsvoll, Sie laſſen mich da den offenen Himmel ſehen, und wiſſen, daß ich ihn nie betreten kann, daß ein heiliges Gelübde mich auf ewig von ihm fern hält.

Es iſt wahr, Sie ſind Calatrava-Ritter, ſagte Friederike lächelnd. Aber die Zeit der Romantik und des Ritterthums iſt vorbei; es giebt keine Kreuzzüge mehr zu unternehmen, keine Drachen mehr zu bekämpfen, und von Ihrem ganzen Ritterthum iſt Ihnen nichts mehr übrig geblieben als die leere Schaale. Werfen Sie dieſe Schaale von ſich, bitten Sie den Papſt, daß er Sie von derſelben befreie, hören Sie auf ein Ritter zu ſein und werden Sie wieder ein freier Mann, der ſich nach eigenem Wunſch und Willen ſein Leben und ſeine Zukunft beſtimmen kann!

Wenn ich das thäte, und wenn der Papſt mich frei gäbe, was würde meine Zukunft ſein? fragte Sahla traurig. Ich bin arm, ich lebe von dem Gehalt, das mir als Calatrava-Ritter zukommt, ich beſitze nichts als einen altadlichen Namen, und ein altes Wappenſchild.

Und das iſt ein ſehr koſtbares Beſitzthum, mein

Freund, ein Beſitzthum, das mehr werth iſt als Ihr ganzes Calatrava-Ritterthum. Werfen Sie das Todte zu den Todten, fort mit dem Ordenskreuz und dem Rittermantel. Werden Sie ein freier Mann, und reichen Sie mir Ihre Hand. Ich verſpreche Ihnen Orden und Titel, Geld und Güter, und ich verlange nichts dafür als Ihren Namen, das Recht, mich Ihre Gemahlin zu nennen, mit Ihnen in Einem Hauſe, verſtehen Sie wohl, in unſerm Hauſe zu wohnen, und in dieſem Hauſe als die Frau Baronin von Sahla meinen Salon eröffnen zu können. Ich werde Ihnen außerdem vollkommene Freiheit laſſen, werde Sie in keiner Hinſicht geniren, werde Sie Ihren Weg wandeln laſſen, und Sie bitten mich auf dem meinen ungehindert dahin gehen zu laſſen. Wir werden nur den Namen, das Haus, unſer Vermögen und unſere Geſellſchaften mit einander gemein haben, ſonſt aber vollkommene Freiheit haben unſern Neigungen und Gewohnheiten gemäß weiter zu leben. Gefällt Ihnen mein Vorſchlag? Nehmen Sie ihn an? Still, ſtill, antworten Sie mir noch nicht! Ich ſehe da den Schatten einer Wolke auf Ihrer Stirn, und es funkelt wie ein Blitz in Ihrem Auge! Das iſt der letzte Blitz des erſterbenden alten Calatrava-Ritterthums, dem mein Vorſchlag vielleicht nicht roman-

tiſch, nicht nobel genug erſcheint! Ertödten Sie dieſes alte romantiſche Ritterthum in ſich, und werden Sie ein praktiſcher Mann, ein Mann der Gegenwart, der ſeinem Vortheil nachgeht und Carrière machen will. Antworten Sie mir alſo noch nicht, ſondern überlegen Sie, bedenken Sie! Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit dazu! Nach dieſen vier Wochen ſollen Sie mir ſagen, ob Sie meinen Vorſchlag annehmen, das heißt, ob Sie der Gemahl einer jungen, nicht ganz geiſtloſen, nicht ganz einflußloſen Perſon ſein wollen, die im Stande iſt, Ihrem Vaterland, Ihrem König und Ihnen ſelbſt allerlei Vortheil und Nutzen zu gewähren, oder ob Sie meinen Vorſchlag ablehnen, das heißt, ſich eine Feindin erwerben wollen, die durchaus im Stande und alsdann ſehr gewillt iſt, Ihrem Vaterland, Ihrem König und Ihnen ſelbſt ſo viel Schaden zuzufügen, als irgend in ihrer Macht ſteht. Wählen Sie, mein Herr, wählen Sie! Aber bedächtig, in der Stille! Ich gebe Ihnen, wie geſagt, vier Wochen Zeit. Bis dahin wollen wir uns öfter ſehen, aber ohne auch nur mit einem Wort unſeres Planes zu gedenken, nur der Gegenwart und unſerm Vergnügen lebend. Aber heute über einen Monat, alſo am achtzehnten November, dann erwarte ich Sie bei mir zu einer ernſten diplomatiſchen Conferenz, und

an dem Tage ſoll es ſich entſcheiden, ob Sie es vorziehen, Calatrava-Ritter zu bleiben, oder ob Sie Ihr Glück annehmen und mein Gemahl werden wollen, ob Sie ſich eine einflußreiche Freundin, oder eine gefährliche Feindin für Ihren König und Ihr Sachſenland erwerben wollen. Nun kein Wort weiter! Da ſind wir eben vor meiner Wohnung angelangt, und der Wagen hält, ſteigen wir alſo aus! Addio, mein Herr Calatrava-Ritter von Sahla! Addio! Beherzigen und überlegen Sie meine Vorſchläge wohl! Beſuchen Sie mich bald und oft, denn es iſt nöthig, daß wir einander beſſer kennen lernen wegen unſerer Conferenz am achtzehnten November! Addio!

Sie nickte Herrn von Sahla lachend einen Abſchiedsgruß, und ſchlüpfte in das Haus, deſſen hohes, ſchweres Eingangsthor ein reich gallonnirter Livreebedienter, der vor der Thür geſtanden, ihr mit ehrfurchtsvollem Gruß weit geöffnet hatte.

Herr von Sahla ſtand, wie gelähmt vor Staunen und Ueberraſchung, noch immer vor dem Hauſe und ſtarrte zu dem Thor hin, durch welches die ſeltſame Erſcheinung verſchwunden war. Er achtete gar nicht darauf, daß gleich hinter ihm ein junger Mann mit eiligem, haſtigem Schritt auch in das Haus eingetreten

war, er hatte auch nicht bemerkt, daß wenige Schritte von ihm ein Fiacre angehalten, aus dem dieſer Herr, der jener ſeltſamen Schönen gefolgt, nebſt einem andern Herrn ausgeſtiegen war. Seine Seele war noch wie betäubt von dem überraſchenden Geſpräch, das er ſo eben gehabt, und er fragte ſich noch immer, ob dies Alles nicht ein Traum geweſen, ob dieſes übermüthige Mädchen vielleicht nicht mit ihm nur einen kecken Scherz getrieben, ob es möglich ſei, daß ſie im Ernſt ſo zu ihm geſprochen.

Ich werde wieder zu ihr gehen, ich werde ſie zu erforſchen ſuchen, murmelte er leiſe vor ſich hin. Ich muß auf den Grund ihres Herzens ſchauen, und die Wahrheit in ihr erkennen! Ich —

Plötzlich legte ſich eine Hand auf ſeine Schulter, und wie er ſich erſchrocken umwandte, ſah er da einen jungen Mann, deſſen Antlitz ihm vollkommen fremd war, der ihn aber mit einem freundlichen Lächeln begrüßte, wie einen alten Freund und Bekannten.

Herr von Sahla, flüſterte der junge Mann, ich weiß, Sie lieben Ihr Vaterland und Ihren König, ich weiß, Sie ſind hieher gekommen, um der edlen Sache Ihres unglücklichen Landes und Ihres vertriebenen Königs zu dienen. Wollen Sie Sich Denen anſchließen,

die hier zu demſelben Zweck in der Stille und im Geheimen arbeiten und wirken?

Ich will es, ſagte Herr von Sahla. Sagen Sie mir, wo ich die Edlen finde, damit ich mich mit ihnen verbinden kann?

Wollen Sie mir ſchwören, Niemanden zu verrathen, was wir jetzt eben mit einander ſprechen?

Ich ſchwöre es Ihnen, mein Herr! Gott, der in die Herzen ſchaut, weiß, daß es mir Ernſt iſt mit meinem Schwur, und daß ich freudig bereit bin, alle meine Kräfte, ja mein Blut und mein Leben dem Dienſte meines Vaterlandes und meines Königs hinzugeben.

Und Sie wollen in dieſem Dienſte keine Gefahr ſcheuen, vor keinem Schreckniß zurückbeben?

Ich ſagte Ihnen ſchon, daß ich ihm mein Leben und mein Blut weihen will!

Aber auch Ihre Ehre, Ihre Gewiſſensſcrupel, wenn es ſein muß?

Sie wiſſen, wer ich bin?

Ja, der Calatrava-Ritter von Sahla.

Und Sie, Sie ſind ein Franzoſe, und Sie kennen nicht die Geſchichte Ihres Kaiſers?

Doch, ich kenne ſie. Ich weiß, daß einſt in Dresden ein Mordverſuch auf Napoleon gemacht ward, der fehlſchlug, und den man damals ſorgfältig zu unterdrücken ſuchte.

Und wiſſen Sie auch, wie Derjenige hieß, der jenen Mordverſuch machte?

Nein, mein Herr, ich weiß es nicht.

Nun, mein Herr, er hieß von Sahla, und war Calatrava-Ritter.

Sie waren es?

Ich war es! Jetzt wiſſen Sie, ob ich Gewiſſensſcrupel habe, wenn es ſich um das Wohl meines Vaterlandes, um die Zukunft meines Königs handelt. Jetzt wiſſen Sie, daß Sie mir vertrauen können.

Und ich vertraue Ihnen, ich fordere Sie auf, Theil zu nehmen an dem geheimen Brüderbunde, der ſich hier zu Wien verſammelt, und deſſen Aufgabe es iſt, die Unterdrückten und Leidenden, die vom Schickſal und den undankbaren Fürſten Verfolgten zu beſchützen und zu unterſtützen. Kommen Sie morgen Abend um zehn Uhr auf den Joſephsplatz, ſtellen Sie Sich bei der Statue des Kaiſers hin, ich werde Sie dort aufſuchen, um Sie zu Freunden und Gleichgeſinnten zu führen.

Ich werde kommen. Morgen um zehn Uhr bin ich bei der Statue des Kaisers Joseph!

Auch ich bin dort! Leben Sie wohl bis dahin!

Leben Sie wohl!

IV.

Die Congreßtage in Wien.

Ganz Wien glich in dieſen Tagen ſeit dem Beginn des Congreſſes nur einem einzigen Ballfeſte, an welchem Jeder ſein Theil haben wollte, der Geringſte ſowohl wie der Vornehmſte, der Aermſte ſowohl wie der Reichſte. Denn dem Armen auch gehörten die Feſte, welche der Reiche gab, er hatte ſeinen Antheil daran durch ſeine Augen, welche ihm den Anblick der glänzenden Caroſſen, der geputzten Ballgäſte, die den Caroſſen entſtiegen, gewährten, durch ſeine Ohren, welche mit freudiger Genugthuung den Schall der ſchmetternden Muſik vernahm, die aus den leuchtenden Sälen zu ihm niedertönte auf die Straße. Der Arme auch fühlte ſich in dieſen Tagen ſtolz auf „ſein Wien," und er nannte im frohen Selbſtbewußtſein alle die Kaiſer, Könige, Fürſten, Grafen und Herren „unſere Gäſte", und fühlte ſich

erhoben durch den Gedanken, daß alle dieſe vornehmen Leute, welche aus ganz Europa ſich in der Kaiſerſtadt zuſammengefunden, Oeſterreich's Gaſtfreundſchaft genoſſen und von der Freigebigkeit des Kaiſers bewirthet wurden. Freilich war dieſe Freigebigkeit ſehr großartiger Natur, und den vernünftigen und beſonnenen Leuten hätte ſie ein ſorgenvolles Kopfſchütteln erregen können, aber es gab eben in dieſen Tagen der Wiener Congreßherrlichkeit keine beſonnenen und vernünftigen Leute. Jeder fühlte ſich fortgeriſſen von dem allgemeinen Taumel der Luſt. Jeder wollte ſeinen Antheil haben an den Herrlichkeiten und Feſten, und das Nachdenken und die Ueberlegung, das waren langweilige und unbequeme Geſellen, denen man ſcheu aus dem Wege ging, vor deren ſtirnrunzelndem Anſchauen man ſich eiligſt zu irgend einer Redoute, zu einem Ball, Diner oder Souper rettete, oder denen man ſich entzog, indem man in den Vormittagsſtunden in den Prater, oder auf die Baſtey ging, um da in raſchen Bildern, gleich der Laterna magica, alle die Geſtalten des Wiener Congreſſes an ſich vorüberrauſchen zu ſehen. — Und alle dieſe Geſtalten, wie geſagt, alle dieſe Fürſten waren die Gäſte Wiens, die Gäſte des Kaiſers. Sie wohnten bei ihm in der Kaiſerburg, oder man hatte für ſie in

den Paläſten der öſterreichiſchen Großen und in den erſten Hôtels bequeme und glänzende Quartiere ausgewählt. Die Kaiſerburg war jetzt die Reſidenz von zwei Kaiſern, zwei Kaiſerinnen, vier Königen, einer Königin, einem kaiſerlichen und einem königlichen Kronprinzen, zwei Großfürſtinnen und drei Fürſten, und das zahlreiche und glänzende Gefolge, der Sternenſchweif dieſer Sonnen, durchleuchtete ganz Wien auf Koſten des öſterreichiſchen Kaiſers. Wien durfte ſich dem Genuſſe und den Freuden des Tages hingeben ohne Sorgen und Kümmerniſſe, der Kaiſer ſorgte für Alles, und hatte vielleicht auch ſeine Kümmerniſſe für Alle. Dieſe Könige und Fürſten ſpeiſeten an den kaiſerlichen Tafeln, dieſe Grafen, Kammerherren, Kammerdiener und Lakaien auch ſpeiſeten auf kaiſerliche Koſten, und die Wiener erzählten ſich mit ſtolzem Selbſtgefühl, daß die kaiſerliche Tafel allein täglich funfzigtauſend Gulden koſte.*) Aber nicht blos Wohnung und Koſt gab Wien ſeinen fürſtlichen Gäſten und deſſen Gefolge, ſondern es ſorgte auch für ihre Behaglichkeit, und war bemüht ihnen den Genuß aller Freuden ſo bequem als möglich einzurichten. Jeder der kaiſerlichen Gäſte mußte ſeine Pferde und Equipagen

*) Fêtes et Souvenirs du Congrès de Vienne. Par le Comte de la Garde. I. 44.

für ſich und ſein Haus haben; der Kaiſer Franz hatte daher dreihundert neue Equipagen anfertigen laſſen. Alle von derſelben Bauart, derſelben Farbe, alle geziert mit dem öſterreichiſchen Kaiſerwappen; er hatte aus allen Marſtällen Europa's Pferde ankaufen, und nach Wien bringen laſſen, um ſeinen erhabenen Gäſten nicht blos für ihre Equipagen ein glänzendes Geſpann, ſondern ihnen auch zum Spazierenreiten Pferde zu geben, die der erhabenen Perſonen, welche ſie tragen ſollten, würdig ſeien.

Außerdem hatte man aus Paris die Tänzer und Tänzerinnen der großen Oper verſchrieben, und die Reize der ſchönen Bigottini, die Kunſtfertigkeit der reizenden Aimé waren wohl im Stande die Aufmerkſamkeit der hohen kaiſerlichen Gäſte zu feſſeln. Aber das Theater, die Oper, das Ballet boten nur die Zerſtreuungen gewöhnlicher Art dar; man erſchöpfte ſeine Phantaſie, um neue fremdartige, überraſchende Feſte zu erſinnen, man gab Maskenbälle, Jagden, man bereitete Carouſſels, lebende Bilder, Privat-Aufführungen vor; Jedermann hatte ſeine Gedanken nur erfüllt mit dem Einen Beſtreben: ſich zu amüſiren, und zu dem Amüſement der Andern nach Kräften beizutragen. Nichts durfte über dieſe heitern Gedanken den Schatten einer

Wolke hinwerfen, ſelbſt die Majeſtät des Todes ignorirte man der Majeſtät des Vergnügens zu Gefallen. Die Königin Caroline von Neapel, die Tochter Maria Thereſia's, die Tante des Kaiſers Franz, war in den erſten Tagen des Wiener Congreſſes geſtorben, aber man hütete ſich wohl ihren Tod officiell bekannt zu machen, man ließ die buntglitzernde Woge des Vergnügens über ihren Sarg dahin rauſchen, man übertönte das Grabgeläute der heimgegangenen Königin mit den Fanfaren der Feſtesklänge, und kein Trauerflor, kein düſteres Geſicht ſollte die heitere Harmonie dieſer, nur den Feſten und den Vergnügungen geweiheten Tage ſtören.

Die Fürſten hatten die Etiquette abgeſtreift, auch die Etiquette der Trauer, ſie wollten in Wien nur dem Vergnügen, der Freundſchaft und dem Genuß leben, und vielleicht auch nebenher ein wenig für die Beglückung ihrer Völker, für die Vergrößerung ihrer Länder arbeiten.

Aber dies war doch nur die Nebenſache; an die Völker und die Politik dachte man nur in denjenigen Stunden, wo man ſich zu den ernſthaften Sitzungen des Congreſſes vereinte, wo man ſich bemühte, das lachende Geſicht in ernſte Falten zu legen, die profanen

Gedanken mit der Würde der politiſchen Weisheit zu verbrämen, und des Zweckes eingedenk zu werden, um deſſentwillen man eigentlich hier in Wien ſich zuſammengefunden hatte. Einmal indeß aus dem Saale der Conferenzen herausgetreten, legte man auch die Maske der Ehrbarkeit und Weisheit wieder ab, und der Diplomat ward wieder Lebemann, der gekrönte Fürſt ward wieder Particulier, und legte ſeine Krone bei Seite, um ſich am liebſten ſo unbemerkt als möglich in das frohe Gewühl des Tages zu miſchen, und ſich ſeinen Antheil an den Freuden, Zerſtreuungen und Genüſſen deſſelben zu erobern. Das Incognito war daher das erſte und liebſte Bedürfniß all dieſer gekrönten Häupter, dieſer vornehmen Herren, und um als Menſchen ſich frei, leicht und glücklich zu fühlen, mußte man vor allen Dingen des Ceremoniells ſich entledigen. Die Fürſten waren daher gleich am erſten Tage übereingekommen, daß nicht ihr äußerer Rang über den Eintritt und Austritt aus den Zimmern, über die Plätze bei Tafel entſcheiden, ſondern daß nur der Rang des Alters dafür die Norm angeben ſollte, und ſo präſidirte der ſechzigjährige König von Würtemberg, und ſo war der ſieben und dreißigjährige Kaiſer von Rußland der Letzte in der Reihenfolge der gekrönten Häupter.

Und in welcher Friedlichkeit, Brüderlichkeit und Eintracht dieſe gekrönten Häupter mit einander lebten, wie ſie ſtets nur bemüht waren, ſich einander zu lieben, zu erfreuen, ſich ihre brüderliche Zuneigung zu beweiſen! Mochten die Diplomaten in ihren Conferenzen ſich ſtreiten und überwerfen, mochten ſie das diplomatiſche Würfelſpiel über den Beſitz von Ländern und Völkern je nach ihrer Geſchicklichkeit, ihrer Zungen- und Fingerfertigkeit an jedem Morgen auf's Neue beginnen, die Fürſten nahmen keinen Antheil daran; die Verbrüderung der Völker konnte einer ſpätern Zeit aufbehalten bleiben, viel wichtiger und unaufſchiebbarer war die Verbrüderung der Fürſten.

Die Fürſten fingen dieſe damit an, daß ſie ſich gegenſeitig mit ihren Orden ſchmückten, und ſich ſo lange ihre Decorationen ſchenkten, bis der diplomatiſche Congreß ſo weit vorgeſchritten wäre, daß man ſich gegenſeitig Provinzen, Länder, Königreiche und Völker ſchenken könne.

Alle möglichen Ungeheuer und wilden Thiere breiteten ihre vergoldeten und diamantenſtrahlenden Tatzen und Fänge nach den fürſtlichen Häuptern aus, und ſchmiegten ſich ſanft und geduldig an die Bruſt der Könige und Fürſten; da flatterten die ſchwarzen, die rothen, die

weißen Adler durch die Luft, da fielen die glänzenden Meteore des Phönix, des Großkreuzes durch die Luft, da schmückte man sich mit Elephanten, Löwen und goldenen Vließen, und ließ um das kaiserliche Knie das blitzende Strumpfband des englischen Hosenbandordens legen.

Und nach diesem Amüsement der gegenseitigen Ordensverleihung kam das Amüsement der gegenseitigen Regimentsverleihung. Die Fürsten schenkten sich Regimenter in ihren Armeen, und man beeilte sich dann, sich so rasch als möglich eine vollständige Uniform des geschenkten Regimentes zu verschaffen, um in derselben vor den Geschenkgebern zu erscheinen, und den Paraden und Revuen beizuwohnen, die an jedem Tage stattfanden. Aber nach den Paraden, den Spaziergängen, den Jagden und Unterhaltungen des Vormittags versammelten sich, einer gleich Anfangs getroffenen Verabredung gemäß, alle die gekrönten Häupter in einem Saale der Kaiserburg, um doch eine Stunde dieser rosenbekränzten, fast funkelnden Tage den ernsten Geschäften und dem Glücke ihrer Völker zu weihen. In dieser Stunde der völkerbeglückenden Fürstenpolitik überlegte man miteinander, was die fürstlichen Diplomaten und Bevollmächtigten in den Sitzungen des Vormittags

beſprochen, vorgeſchlagen und berathen hatten. Aber die gemüthlichen Wiener, welche Theil nahmen an Allem, was die Gäſte des Kaiſers und der Stadt Wien betrafen, die gemüthlichen Wiener flüſterten einander lachend in's Ohr, daß dieſe Stunde der fürſtlichen Berathungen nicht immer blos der Politik gewidmet ſei, und daß zuweilen die ernſten Fragen der Diplomatie durch die heitere und lachende Frage nach einer neuen Feſtlichkeit, einem neuen Amüſement verdrängt werde.*)

An jedem Morgen aber zeigten ſich die Fürſten, die Diplomaten und alle die vornehmen Fremden, ſowohl die Damen als die Herren, den Wienern im Prater und auf der Baſtei. Den Fremden ſchien es eine Pflicht der Höflichkeit, ſich den Schauluſtigen hier nach Herzensluſt zu zeigen, und den Wienern eine Pflicht der Gaſtlichkeit, durch lächelndes Anſchauen und Anſtarren die lieben, theuren Gäſte zu ehren. Im Prater zu erſcheinen gehörte für Jedermann zum guten Ton und zur Mode, und dahin alſo drängte ſich Alles, was ſehen und geſehen ſein wollte.

Dort im Prater konnte der Fremde in einem bunten Panorama das ganze heitere, lachende, geputzte, lebensfrohe Wien an ſich vorüberrauſchen ſehen, dort konnte

*) Comte de la Garde. I. 53.

der Wiener alle die berühmten Männer, die ſchönen Frauen, alle Abenteurer, Glücksritter und Narren des Congreſſes im bunten, glitzernden Durcheinander bewundern.

Hier ſieht man im eleganten leichten Cabriolet den Kaiſer Alexander daher kommen, an ſeiner Seite ſeine ſchöne und geliebte Schweſter, die Großfürſtin Katharina, neben der auf herrlichem Pferde der verliebte Kronprinz von Würtemberg pirouettirt, während auf der andern Seite des Cabriolets Eugène Beauharnais, einſt der Vicekönig von Italien, reitet, und ſein ſchönes melancholiſches Angeſicht ſeinem edlen Freunde, dem Kaiſer Alexander zuwendet. Unfern von dieſen folgt in offener Kaleſche die zweite Schweſter des Kaiſers, die Großfürſtin Marie von Weimar, und neben ihr ſitzt die Fürſtin von Thurn und Taxis, die Schweſter der Königin Louiſe von Preußen, und deshalb, wie wegen ihrer eigenen Schönheit und Liebenswürdigkeit von ihrem Schwager, dem König Friedrich Wilhelm, beſonders ausgezeichnet und gefeiert.

Hinter ihnen erſcheint im einfachen unſcheinbaren Phaeton der Kaiſer Franz neben ſeiner ſchönen bleichen Gemahlin, der Kaiſerin Ludovica, mit lächelnder heiterer Ruhe hinblickend auf das bunte Gewühl um ihn her.

Nun bleibt die Masse der Spaziergänger mit einem Gefühl von Ehrfurcht und Stolz stehen, denn so eben fährt der Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, vorüber. Ihm folgt in vollem Galopp auf schäumendem ukrainischen Pferde der russische Husarengeneral Zibin; seine goldblitzende Uniform leuchtet in der Sonne, an seinem Hut wallt ein Pamache, das von Weitem wie der Schweif eines Cometen die Luft durchfliegt.

In der großen Berline, die jetzt daher rollt, sieht man den Admiral Sir Sidney Smidt neben seiner Gemahlin und seinen zwei schönen Töchtern, Sir Sidney Smidt, den Vertheidiger von St. Jean d'Acre, auf dessen Brust eine Medaille glänzt, die glorwürdiger ihn ziert, als alle seine andern Ordenssterne. Diese Medaille hat ihm nach der Vertheidigung der Festung der Bischof von St. Jean d'Acre gegeben, indem er zu ihm sagte: „Diese Medaille stammt von Richard Löwenherz her; wir haben sie von ihm erhalten; ich gebe sie seinem Landsmanne zur Erinnerung seiner ruhmwürdigen Anwesenheit in einer Stadt, in welche vor Jahrhunderten sein König gleich ihm den Ruhm seines Namens hingetragen hat.*)

*) v. Nostiz: Tagebuch ꝛc. S. 148.

Jetzt kommt der König von Preußen daher galoppirt auf einem schönen englischen Pferde, nur von einem einzigen Adjutanten begleitet. Dicht hinter ihm sieht man die stolzen Reitergestalten des Generals von Tettenborn und des Prinzen von Hessen-Homburg. Dann kommen in offener, reich aufgeschirrter Equipage die beiden schönsten Männer des Wiener Congresses, der Fürst Metternich und der Prinz Leopold von Coburg; Beide in heiterm Gespräch, lächelnd, unbefangen und froh, Beide zuweilen rasch das Haupt zurück wendend, um hinter sich zu schauen nach der eleganten Equipage, die ihnen folgt, und in welcher man die drei Prinzessinnen von Kurland, die Herzogin von Sagan, die Fürstinnen von Accerenga und von Hohenzollern gewahrt, lächelnd umher blickend in vollem, siegreichen Bewußtsein ihrer Schönheit. Auf der Seite des Wagens, wo die Fürstin von Accerenga sitzt, reitet der reiche junge Holländer Borel, ein Diplomat, der sich nur des Einen Verdienstes rühmen kann, daß er die Erfindung der in das Auge eingekniffenen Lorgnette gemacht hat.

Jetzt kommt in eleganter Caleſche der englische Gesandte, Lord Castlereagh mit seiner Gemahlin daher, Beide in seltsamer, auffallender und lächerlicher Toilette,

Beide voll ernſter Würde, nicht ahnend, daß ſie der Gegenſtand der allgemeinen Heiterkeit, des boshaften Geflüſters ſind. Unfern von ihnen verſperrt eben ein Fiacre der eleganten Caroſſe des Paſcha's von Widdin den Weg, und gleich hinter dieſem kommen die Erzherzoge in einfachen Caleſchen. Ihnen folgt in einer Chaiſe von ſeltſamer Bauart, die ſo niedrig iſt, daß man von der Erde nicht nöthig hat, hineinzuſteigen, ſondern nur hineingeht, der König von Würtemberg, deſſen ungeheure Corpulenz ihn nöthigt, an jedem Tiſch für ſeinen Bauch einen Ausſchnitt machen zu laſſen. Hinter ihm galoppirt auf blendend weißem Roß der ſchöne junge Prinz Ypſilanti daher, der Sohn des vertriebenen Hospodar's der Moldau und Walachei, der in Rußland Schutz geſucht und gefunden hat, und von Alexanders großmüthiger Freundſchaft hoch erhoben iſt zu fürſtlichen Ehren und Würden. Ein ganzer Schwarm ruſſiſcher Generäle und Fürſten folgt ihm, und pirouettirt an den luſtwandelnden ſchönen Wienerinnen vorüber, die ſich der ſtattlichen Cavaliere freuen, und ihren flammenden Blicken mit einem verſtohlenen und ermuthigenden Lächeln antworten.

Und wenn nach dieſen Vergnügungen des heitern, ſonnenhellen Tages der Abend, die Dunkelheit ſich über

das freudevolle, ſingende und jauchzende Wien niederſenkte, dann wogte das Vergnügen von dem Prater, von der Baſtei, von der Straße hinein in die Häuſer, und da tanzte es die Tänze, da ſang es die Lieder weiter, die es am Tage begonnen. Von hundert und hundert Kerzen ſtrahlten dann die Häuſer, überall hörte man Muſik, heiteres Lachen. Durch alle Straßen flogen die Caroſſen daher, um ihre geſchmückten Beſitzer zu Bällen, Concerten, Redouten und Feſtlichkeiten zu tragen. Wien lebte bei Tag und bei Nacht in einem Taumel der Luſt und Freude, und dieſe Luſt, dieſe Freude, — das nannte man den Wiener Congreß!

V.

Die Verſchworenen.

Die Dunkelheit der Nacht ruhte über Wien; die Häuſer und Paläſte ſtrahlten im Glanz der Kerzen, in den vergoldeten Sälen ſang und tanzte man und feierte ſeine Feſte, aber hier unten auf dem Joſephsplatz war Alles dunkel und ſtill, und zu der erhabenen Statue des großen Kaiſers Joſeph ſteigt kein Ton der lauten Congreßfreude, des profanen Congreßjubels empor. Schweigend und düſter lag der weite Platz da, ſchweigend und düſter hob ſich das Monument empor, den Männern der Gegenwart und der Dunkelheit eine unangenehme Erinnerung an die vergangene Größe und ihr ſtrahlendes Licht.

Jetzt kam mit haſtigen Schritten eine hohe männliche Geſtalt über den Platz daher, und ſchritt gerade auf das Denkmal hin.

Sind Sie da? fragte eine leiſe gedämpfte Stimme.

Ja, ich bin da, und erwartete Sie, erwiderte eine andere Stimme, und aus dem Schatten der Statue hervor trat eine zweite männliche Geſtalt.

Herr von Sahla? fragte der eben Gekommene.

Ich bin es, erwiderte der Andere. Und Sie? Ich kenne noch nicht den Namen des Freundes, der mir die Hand bieten will, damit ich meinem Vaterland und meinem König helfen und dienen kann.

Ich heiße Montbrun, Graf Montbrun, ſagte der Andere haſtig. Sie ſehen, ich vertraue Ihnen, denn ich ſage Ihnen da meinen wirklichen Namen, den nur meine Freunde kennen. Hier in Wien, der Polizei, den Spionen und Häſchern bin ich der Graf von Longlemène, der letzte Sproſſe einer altadligen Familie aus der Picardie.

Sie fürchten alſo die Polizei, die Spione und Häſcher? fragte Herr von Sahla düſter.

Ich fürchte ſie nicht, ſagte der Andere ſtolz, aber ſie ſollen mich nicht hindern an dem Werk, an dem wir Alle zu arbeiten haben; ich bin freudig bereit, für die gerechte Sache auf dem Schlachtfeld zu fallen, aber ich will nicht in einem Kerker meine Tage durchſeufzen. Kommen Sie, mein Herr! Vom

V.

Die Verſchworenen.

Die Dunkelheit der Nacht ruhte über Wien; die Häuſer und Paläſte ſtrahlten im Glanz der Kerzen, in den vergoldeten Sälen ſang und tanzte man und feierte ſeine Feſte, aber hier unten auf dem Joſephsplatz war Alles dunkel und ſtill, und zu der erhabenen Statue des großen Kaiſers Joſeph ſteigt kein Ton der lauten Congreßfreude, des profanen Congreßjubels empor. Schweigend und düſter lag der weite Platz da, ſchweigend und düſter hob ſich das Monument empor, den Männern der Gegenwart und der Dunkelheit eine unangenehme Erinnerung an die vergangene Größe und ihr ſtrahlendes Licht.

Jetzt kam mit haſtigen Schritten eine hohe männliche Geſtalt über den Platz daher, und ſchritt gerade auf das Denkmal hin.

Sind Sie da? fragte eine leiſe gedämpfte Stimme.

Ja, ich bin da, und erwartete Sie, erwiderte eine andere Stimme, und aus dem Schatten der Statue hervor trat eine zweite männliche Geſtalt.

Herr von Sahla? fragte der eben Gekommene.

Ich bin es, erwiderte der Andere. Und Sie? Ich kenne noch nicht den Namen des Freundes, der mir die Hand bieten will, damit ich meinem Vaterland und meinem König helfen und dienen kann.

Ich heiße Montbrun, Graf Montbrun, ſagte der Andere haſtig. Sie ſehen, ich vertraue Ihnen, denn ich ſage Ihnen da meinen wirklichen Namen, den nur meine Freunde kennen. Hier in Wien, der Polizei, den Spionen und Häſchern bin ich der Graf von Longlemène, der letzte Sproſſe einer altadligen Familie aus der Picardie.

Sie fürchten alſo die Polizei, die Spione und Häſcher? fragte Herr von Sahla düſter.

Ich fürchte ſie nicht, ſagte der Andere ſtolz, aber ſie ſollen mich nicht hindern an dem Werk, an dem wir Alle zu arbeiten haben; ich bin freudig bereit, für die gerechte Sache auf dem Schlachtfeld zu fallen, aber ich will nicht in einem Kerker meine Tage durchſeufzen. Kommen Sie, mein Herr! Vom

Stephansthurme ſchlägt es halb elf Uhr, laſſen Sie uns eilen, denn die Geſellſchaft erwartet uns. Sie ſind doch ſalonmäßig angezogen?

Ich trage wie immer mein Ordenskleid, und ich denke, ich kann mit demſelben bei Königen und Kaiſern erſcheinen.

Sie können es! Reichen Sie mir Ihren Arm, mein Herr! Nur wenige Schritte und wir ſind am Ziel. —

Arm in Arm ſchritten ſie über den Joſephsplatz dahin, Beide ſchweigend und in ſich gekehrt. Vor einem großen, glänzend erleuchteten Hauſe in einer der nahegelegenen Straßen machte der Graf Montbrun Halt.

Wir ſind am Ziel, ſagte er, aber bevor wir eintreten, mein Herr, muß ich Ihnen doch ſagen, zu Wem wir gehen, und weſſen Gaſt Sie heute ſein werden. In dieſem Hôtel wohnt der Graf Aldini, einer der einflußreichſten und edelſten Männer Italiens. Oeſterreich, das ſeinen Einfluß in der Lombardei fürchtet, und ihm mißtraut, hat ihn eingeladen, nach Wien zu kommen, unter dem Vorwand, über die Angelegenheiten und Bedürfniſſe Italiens und der Lombardei ſeinen Rath hören zu wollen, in Wahrheit aber, um ihn hier beſſer bewachen und ihn unſchädlich machen zu können. Aber

Graf Albini ſieht alle Fallſtricke und weiß ihnen allen zu entgehen. Er giebt heute ein Feſt, und wir werden einen Augenblick bei demſelben erſcheinen, um unſere Anweſenheit zu bekunden. Aber haben Sie wohl Acht auf mich, bleiben Sie immer neben mir, und folgen Sie mir, wohin ich gehe.

Ich werde Sie nicht verlaſſen, ſagte Herr von Sahla, nur bin ich begierig zu wiſſen, wie die Feſte des Grafen Albini Intereſſe für mich und die Angelegenheiten, die ich verfechten will, haben könnten.

Sie werden das ſchon ſehen, kommen Sie nur! —

Die Säle des Grafen Albini ſtrahlten im reichſten Schmuck, und in denſelben wogte eine glänzende Geſellſchaft auf und ab. Die Diplomaten aller Länder waren gekommen, um dem einſtigen Miniſter, Staatsſecretair des Königreiches Italien, als welcher Albini in Paris gewohnt hatte, ihre Achtung zu bezeigen, und Albini empfing ſie mit der lächelnden Feinheit und Ruhe eines gewandten Weltmannes. Aber der Schatten einer Wolke ruhte doch auf ſeiner Stirn, und ſeine Augen flogen zuweilen mit einem raſchen, trüben Blick durch die Säle dahin. Als jetzt der Graf Montbrun mit Herrn von Sahla in den Salon trat, ging er dem Er-

fteren raſch einige Schritte entgegen und zog ihn in eine Fenſterniſche.

Graf, ſagte er leiſe und haſtig, ſeien Sie auf Ihrer Hut, ſagen Sie den Freunden, daß ſie es auch ſein ſollen. Ich fürchte, man mißtraut uns, und überwacht mein Haus. Sehen Sie ſich um in den Sälen. Kein Einziger der Fürſten iſt erſchienen, ſie haben Alle heute Nachmittag wegen eines improviſirten Feſtes bei der Kaiſerin von Rußland abſagen laſſen.

Aber der Vicekönig wird doch kommen? fragte Montbrun haſtig.

Nein, auch Er, auch Eugène kommt nicht, ſagte Aldini traurig. Er hat mir geſchrieben, und ſich entſchuldigt. Ah, mein Freund, welch' einen ſchmerzlichen, wehmuthsvollen Brief. Er darf es nicht wagen, hierher zu kommen, weil man ihn alsdann verdächtigen würde. Glauben Sie mir, er iſt ein armer Gefangener, den man mit Roſenketten gefeſſelt hat, aber die Dornen bohren ſich doch heimlich in ſein Fleiſch ein. Eugène iſt es, der mich warnt. „Seien Sie auf Ihrer Hut, ſchreibt er mir, verbergen Sie Ihre Gedanken unter doppelten Schleiern, fürchten Sie vor allen Dingen die Verräther, die ſich unter dem Schein der Gleichgeſinntheit in Ihr Haus einſchleichen möchten. Glauben Sie

nur, daß man Sie, gleich mir, immer beobachtet, immer beargwöhnt. Verbrennen Sie auch Ihre Briefe, wenn Sie deren aus Frankreich oder Italien erhalten."

Der Vicekönig hat Recht, Graf, sagte Montbrun ernst, seien Sie auf Ihrer Hut. Ihr Haus ist die einzige Zuflucht des politischen Unglücks, der zertretenen Freiheit, erhalten Sie uns diese. Sie sind der Mittelpunkt, um den sich die Freunde sammeln; wenn wir diesen verlieren sollten, würden wir vom Sturm der Ereignisse hierhin und dorthin getrieben werden, und allen Zusammenhang untereinander verlieren.

Ich bleibe Ihnen, sagte Albini, und ich werde vorsichtig sein. Aber Sie selber, Graf, sind Sie auch vorsichtig? Wer ist zum Beispiel dieser bleiche junge Mann, mit dem Sie vorhin eintraten, und der, so viel ich weiß, nicht zu den eingeladenen Gästen gehört?

Ich habe mir erlaubt, ihn einzuführen, Excellenz, und ich bitte um die Gunst, Ihnen den jungen Mann vorstellen zu dürfen. Es ist der Calatrava-Ritter Herr von Sahla.

Und Sie glauben, ihm trauen zu dürfen?

Ich bin davon überzeugt. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn zu beobachten, und ich sage Ew. Excellenz, er ist ein Mann, der uns sehr nützen kann. Zudem

ſind wir wohl verpflichtet uns ſeiner anzunehmen, denn er iſt ein fanatiſcher Anhänger des Königs Auguſt von Sachſen, des getreueſten der deutſchen Fürſten. Um für ſeinen König zu wirken, iſt er hier.

Ah, der Arme, ich fürchte, er wird da wenig erwirken können, ſagte Aldini, Sachſen iſt verloren. Aber kommen Sie, Graf, ſtellen Sie mir Ihren Schützling vor. Noch Eins. Gehen Sie nicht eher in das Berathungszimmer, als bis der Tanz begonnen hat, und haben Sie die Güte, ſogleich wieder in die Säle zu kommen, wenn ich Ihnen das Zeichen geben laſſe, daß das Souper beginnt. Nun laſſen Sie mich Ihren Freund kennen lernen!

Die beiden Herren traten wieder aus der Fenſterniſche hervor, und näherten ſich dem Calatrava-Ritter, der einſam und unbeachtet dageſtanden, und mit düſtern Mienen das bunte Getreibe um ſich her beobachtet hatte.

Die Säle indeſſen hatten ſich immer mehr gefüllt, und wenn auch die gekrönten Häupter ſelber nicht erſchienen, ſo waren ſie mindeſtens doch vertreten durch ihre Geſandten und ihre Würdenträger; und außerdem hatte die Ariſtocratie der Ahnen ſowohl wie des Geldes ſich beeifert, der Einladung des Grafen Aldini Folge zu leiſten,

und in dem bunten Gewühl dieſer glänzenden Geſellſchaft begegnete man den ſchönſten Frauen, den hochgeſtellteſten Perſönlichkeiten aller Länder Europa's. Und Alles lachte und war heiter, und gab ſich in harmloſem Frohſinn dem Genuß des Momentes hin.

Jetzt riefen die ſchmetternden Töne der Muſik die jugendlichen Gäſte in den großen Tanzſaal, die Cavaliere näherten ſich den jungen, blumengeſchmückten, roſigen, lächelnden Damen, um ſie zum Tanz aufzufordern, die alten Diplomaten ſogar wagten es dem Beiſpiel der Jugend zu folgen, und in den Tanzſaal zu gehen, um wenigſtens an dem neuen, vom Kaiſer von Rußland eingeführten Tanz Theil zu nehmen, und die gracieuſe bequeme Polonaiſe mit durch die Säle zu gehen. Alles ſchien Heiterkeit, Vergnügen und Zufriedenheit, und nur hier und da begegnete man in dem geputzten Gewühl einem düſtern Geſicht, einer ernſten Geſtalt, die aber, fortgeriſſen von dem allgemeinen Strom, ſich mit fortbewegte in den bunten Schlangenwindungen der Polonaiſe.

Jetzt iſt es an der Zeit, flüſterte Herr von Montbrun ſeinem Begleiter in's Ohr. Der Tanz hat begonnen, die rauſchende Muſik iſt der Schleier, der unſere Worte verhüllen wird. Kommen Sie!

Er nahm den Arm des jungen Mannes, und ging mit ihm aus dem Tanzſaal durch die anſtoßenden Säle in das kleine düſtere Boudoir, das am Ende der langen Galerie der glänzenden Zimmer lag. Hier blieb er einen Augenblick ſtehen und lauſchte. Die Polonaiſe, welche ihre glitzernde Schlangenlinie eben durch den letzten Salon hingewunden hatte, war jetzt wieder in die vordern Säle zurückgekehrt, nur fern und leiſe rauſchte die Muſik in das Cabinet, und die Stimmen der plaudernden, lachenden, ſich hin und wieder bewegenden Menſchen einten ſich nur zu einem verworrenen Geräuſch, wie von brauſendem Winde, oder grollenden Meereswogen.

Graf Montbrun nickte leiſe mit dem Kopf. Sie tanzen und freuen ſich, ſagte er, Niemand achtet auf uns! Weiter alſo!

Er trat raſch zu dem großen Gemälde, das den Grafen Aldini in ganzer, lebensgroßer Figur darſtellte, und deſſen breiter vergoldeter Rahmen faſt bis zum Fußboden niederreichte. An eine der in dem Rahmen befindlichen Roſen legte Graf Montbrun ſeinen Finger und drückte die Roſe nieder. Das Bild ſprang zurück und öffnete ſich zu einer Thür, die nach einem ſchmalen, matterleuchteten Corridor führte.

Haſtig überſchritten die beiden Männer dieſe Thür, dann zog der Graf das Bild wieder an ſich, und drückte es wieder feſt in die Wandvertiefung ein.

Nun zwei Schritte, und wir treten in das Allerheiligſte ein, ſagte Montbrun. Sie haben mir geſchworen, nichts zu verrathen. Entſinnen Sie ſich Ihres Schwurs?

Ich entſinne mich deſſelben, und ich werde ihn erfüllen.

Und es wird zu Ihrem Glück ſein, mein Herr! Haben Sie gehört, daß man jüngſt in Paris den General Quesnel todt in der Seine gefunden hat, und daß man nicht begreift, weshalb dieſer ſo lebensfrohe, ſo glückliche General zum Selbſtmörder geworden?

Ja, ich habe davon gehört, und ich habe auch gehört, daß man es bezweifelt, daß General Quesnel ein Selbſtmörder ſei.

Man hat Recht. General Quesnel ward verurtheilt und er erlitt die Strafe des Verbrechens. Er gehörte zu uns, und um ſich bei dem König von Frankreich beliebt zu machen, verrieth er einen Theil unſeres Bundes. An demſelben Abend noch führten vier der Unſrigen den aus den Tuilerien heimkehrenden General zu der Seine. Man ließ ihm Zeit zu einem Gebet,

dann ſchlugen die Wellen über dem Grab des Verräthers zuſammen.*) Ich erzähle Ihnen dies, um Sie zu warnen, mein Herr!

Und ich erwidere Ihnen darauf nur, daß ich Ihre Strafe gerecht finde. Dem Verräther gebührt der Tod! Laſſen Sie uns weiter gehen, Herr Graf.

Nun denn, es ſei, ſagte Graf Montbrun. Kommen Sie!

Er eilte haſtig den Corridor hinunter, an deſſen Ende eine kleine Thür ſich befand. Der Graf klopfte drei Mal in eigenthümlicher Weiſe; bei dem dritten Klopfen ward innen ein Riegel zurückgeſchoben und die Thür öffnete ſich ein wenig.

Die Parole? fragte eine Stimme innerhalb.

Frankreich, Polen, Sachſen, Italien, ſagte Graf Montbrun leiſe.

Jetzt flog die Thür auf, und an dem Arm des Grafen trat Sahla ein. Einen Moment blieben ſie Beide an der Thür ſtehen, geblendet von dem Glanz der Kerzen, die von zwei großen Kronleuchtern und von vier Candelabern ſtrahlten, und den Salon wie mit Tageshelle erfüllten.

---

*) Abrantès: Mémoires XVIII. 279.

Sie ſehen, wir ſcheuen das Licht nicht, ſagte der Graf lächelnd, aber wenn man uns hier überraſchen ſollte, ſo würde unſer einziges Vergehen doch nur darin beſtehen, daß wir, den öſterreichiſchen Geſetzen zum Trotz, hier hohes Hazardſpiel getrieben, und Herr von Aldini, der ſich den Anſchein giebt, ſelber ein leidenſchaftlicher Pharaoſpieler zu ſein, hätte doch weiter kein Unrecht begangen, als daß er für ſich und ſeine Freunde einen Pharaotiſch und ein Roulette hält. Man würde ihm kaum dafür einen Verweis ausſprechen dürfen. Sehen Sie die beiden Tiſche da in der Mitte des Saals, um den ſich die Geſellſchaft drängt? Das ſind die Glückstiſche; noch ſpielt man wirklich, und man hat uns daher noch nicht bemerkt. Aber man wird gleich aufhören zu ſpielen. Laſſen Sie uns näher treten!

Nur noch Eine Frage, Herr Graf, flüſterte Sahla haſtig. Ich ſehe dort an den Tiſchen viele ſchöne und junge Damen. Sind dieſe nur hier um zu ſpielen, oder wagt man es auch Frauen in Ihren Bund aufzunehmen?

Mein Herr, die Frauen ſind die thätigſten und verſchwiegenſten Mitglieder unſeres Bundes, ſagte Graf Montbrun, und ohne die Frauen würden wir wenig Einfluß und Bedeutung haben. Sie werden das ſelbſt

erkennen, wenn Sie unſerer heutigen Sitzung beigewohnt haben.

Er ſchritt jetzt raſch vorwärts, und ſich dem Croupier nähernd, der eben das Roulette drehte, legte er ihm leiſe die Hand auf die Schulter.

Gott zum Gruß, Herr Marquis, ſagte er.

Der Angeredete ſprang empor und verneigte ſich grüßend. Graf Montbrun, rief er laut.

Graf Montbrun, wiederholten die Spieler an den Tiſchen, und die Herren erhoben ſich von ihren Sitzen, ihn zu begrüßen, und die Damen winkten ihm mit ihren Fächern und ihren von Brillanten blitzenden weißen Händen, und hießen ihn willkommen mit ihren glänzenden Blicken und ihren lächelnden Lippen.

Enden Sie das Spiel, ſagte der Graf ernſt, laſſen Sie uns die Sitzung beginnen.

Sofort wurden die Karten bei Seite geſchoben, das Geld eingeſteckt und das Roulette verhüllt.

Eine augenblickliche Stille trat ein, dann ſagte der Graf, auf Herrn von Sahla deutend, der neben ihm ſtand: ich führe Ihnen heute ein neues Bundesmitglied zu, und ich bitte die Herren und Damen von der Abtheilung für Sachſen, den neugewonnenen Freund in Ihre Mitte aufnehmen zu wollen.

Fünf Herren und zwei Damen erhoben ſich von ihren Plätzen, und näherten ſich Herrn von Sahla, die Herren, indem ſie ihm ihre Hände darreichten, und ihn freundlich willkommen hießen, die Damen, indem ſie ihn mit einem Lächeln und einem freundlichen Neigen des Kopfes begrüßten.

Herr von Sahla folgte ihnen und nahm in ihrer Mitte Platz.

Und jetzt, ſagte Graf Montbrun, jetzt bitte ich die Verſammlung, den neuen Bundesgenoſſen ein wenig mit den Zwecken und den Pflichten unſers Bundes bekannt machen zu dürfen, damit er weiß, was wir ihm gewähren, und was wir von ihm erwarten. Es iſt überdies immer gut, wenn wir uns Alle, inmitten dieſes bewegten und rauſchenden Lebens, das uns in ſeine Strudel hineinzieht, recht oft der ernſten Zwecke, die uns hier zuſammengeführt, erinnern, und uns immer wieder die großen Ziele vergegenwärtigen, denen wir nachſtreben. Ich will Ihnen alſo ſagen, Herr von Sahla, was unſer Bund iſt und was er bezweckt. Er iſt ein freies Uebereinkommen hochherziger und uneigennütziger Seelen, denen die Freiheit, die Ehre und das Glück der Völker wichtiger iſt als Fürſtengunſt und Ehrenſtellen, und die ihr Leben, ihr Vermögen, ihre

Sicherheit und ihre Ruhe daran wagen, den Völkern zu dienen, denen, welchen ſie einmal ihre Treue gelobt, ſie auch zu bewahren, die Untreue zu verfolgen, die aufgedrungenen Herrſcher zu bekämpfen, und Alles daran zu ſetzen, die rechtmäßigen Herrſcher, welche die Liebe ihrer Völker begehrt, welche zum Wohl des Vaterlandes nützlich ſind, zurück zu führen. Sie ſehen daher hier alle diejenigen Völker vertreten, welche leiden, welche bluten, und von dem Congreß keine Rettung und Heilung, ſondern nur ihren völligen Untergang zu erwarten haben. Wir ſind hier alſo nicht bloß Franzoſen, ſondern wir ſind hier auch Italiener, Polen und Sachſen, nur haben wir die franzöſiſche Sprache als die Converſationsſprache angenommen, weil ſie die bekannteſte iſt, und deshalb werden die Verhandlungen in dieſer Sprache geführt. Wir haben uns hier verſammelt als die unberufenen Diplomaten des Congreſſes, als die geheimen Arbeiter, welche in der Stille der Nacht, und unter dem Schweigen des Geheimniſſes das Gewebe wieder zerſtören, das während des Tages die berufenen Diplomaten, welche hier fremde Güter verſchenken wollen, gewebt haben. Sie wollen Polen, Frankreich, Italien und Sachſen vernichten, zertreten, und den fürſtlichen Raubvögeln als Beute hinwerfen, wir wollen

ihnen dieſe Beute entreißen, wir wollen es verhindern, daß man Völker gleich Sclaven verhandele und verſchenke, daß man Länder, gleich überreifen Früchten, zerſchneide und zertheile, um deren beliebig Dieſem und Jenem ein Stückchen zum Verſpeiſen zu geben. Dies iſt es, was unſer Bund bezweckt, worauf alle unſere Beſtrebungen gerichtet ſind: wir wollen Gerechtigkeit für die Völker. Wir wollen, daß man ihre Sympathieen ehre, und ihnen die Herrſcher wiedergebe, welche ihr Herz erſehnt und ihre Vernunft begehrt. Um dieſes Ziel zu erreichen, nehmen wir zu allen Mitteln unſere Zuflucht, um dieſes Ziel zu erreichen lernen wir zu heucheln und uns zu verſtellen, legen wir eine Maske vor unſer Angeſicht, und ſcheinen, was wir nicht ſind, und ſprechen, was wir nicht denken, forſchen wir die Menſchen aus, um ihre Geſinnung kennen zu lernen, und ihre Geheimniſſe zu erlauſchen. Wir ſchleichen uns als Spione in die Kabinete, wir machen uns zu Verräthern und zu Betrügern, wir heucheln Liebe, die wir nicht empfinden, und Haß, der uns fremd iſt, wir machen es gleich dem Brutus, und gleich ihm dienen wir den Tyrannen bis der Moment gekommen iſt, wo wir ſie ſtürzen werden. Nun frage ich Sie noch ein-

mal, Herr Ritter von Sahla, wollen Sie Sich den Nachkommen des Brutus verbünden, wollen Sie Ihr Leben, Ihre Ehre, Ihr Gewiſſen dem Dienſte des Vaterlandes, dem Dienſte der Unterdrückten weihen?

Ich will es, ſagte Sahla laut und feſt. Man will Sachſen zerreißen, Sachſens König in Armuth und Verbannung ſtürzen, ich liebe mein Vaterland, ich liebe meinen König, ich weihe mich alſo ſeinem Dienſt. Ich will um ſeinetwillen die Rolle des Brutus ſpielen, ich will, um ihm zu dienen, zum Spion, zum Verräther, ja, wenn es ſein muß, zum Mörder werden. Dem Vaterland gehört meine Ehre und mein Gewiſſen, dem König mein Blut und meine Treue!

Eine düſtere fanatiſche Gluth flammte aus ſeinen Augen, während er ſo ſprach, und man ſah es dieſem bleichen Angeſicht wohl an, daß es ihm Ernſt ſei mit ſeinem Gelöbniß, und daß er in ſeinem Fanatismus ſelbſt vor einer Mordthat nicht zurückbeben werde. Mit einer ſcheuen Ehrfurcht ruhten daher die Blicke aller Anweſenden auf ihm und Niemand wagte zu lächeln über den ſächſiſchen Accent, mit dem Herr von Sahla ſein Franzöſiſch geſprochen.

Sie wollen alſo dem Bunde angehören? fragte Graf Montbrun.

Ich will ihm angehören!

Sie wollen gehorsam sein den Oberen, wollen thun, was zu thun man Sie heißt, und was von den Oberen als zum Wohl des Ganzen nothwendig erachtet wird?

Ich will es thun. Wenn man mir einen Dolch in die Hand drückt und mir sagt: „tödte diesen Mann, denn Er ist es, der Dein Vaterland zertreten, Deinen König verjagen will," nun wohl, so werde ich ihn tödten. Wenn man mir befiehlt: „Mache Dich zum gehorsamen Sclaven dieses Mannes, laß ihn ohne Murren seinen Fuß auf Deinen Nacken stellen, denn dies ist nothwendig zum Wohl Deines Vaterlandes," nun wohl, so werde ich mich zur Erde niederwerfen, meine Stirn in den Staub drücken und Sclave werden.

Wenn man Ihnen aber befiehlt: gehen Sie hin, suchen Sie die Liebe dieser Frau zu erwerben, schwören Sie ihr ewige Liebe, ewige Treue, sie ist im Besitz von Geheimnissen, die uns wichtig sind, deren Enthüllung Ihrem Vaterlande nützen kann, suchen Sie also der Frau, welche Sie liebt, dieselben zu entreißen, schwören Sie ihr, daß Sie Niemanden etwas sagen wollen. Was würden Sie thun, wenn Sie im Vertrauen auf Ihre Liebe Ihnen wirklich ihre Geheimnisse enthüllt?

Ich würde freudig den ſchwärzeſten und ehrloſeſten Verrath begehen, ich würde die Geheimniſſe der Frau, welche mich liebt, verrathen, obwohl ich ihr geſchworen, ſie Niemanden auf der Welt anzuvertrauen.

Sie haben ſeine Antworten vernommen, meine Brüder und Schweſtern, ſagte Montbrun, ſeine Blicke über die Geſellſchaft hingleiten laſſend, iſt er es würdig in unſern Bund aufgenommen zu werden?

Er iſt es würdig! riefen Alle, wie aus Einem Munde.

VI.

Der geheime Congreß.

Herr von Sahla iſt alſo aufgenommen, rief Graf Montbrun. Willkommen dem Getreuen, Tod dem Verräther. Jetzt, meine Brüder und Schweſtern, raſch zum Werk. Was haben wir gethan, was haben wir erreicht? Die Commiſſion für Italien ſpreche zuerſt. Was ſagen die heimgekehrten Emiſſaire?

Drei der Herren, die auf der untern Seite des Tiſches ſaßen, erhoben ſich von ihren Sitzen.

Ich war in der Lombardei, ſagte der Erſte. Alles iſt dort in Aufregung und Gährung, alle Gemüther ſind entflammt. Venedig und Mailand ſind bereit zu offenem Widerſtande, wenn man ſie ihrer Selbſtſtändigkeit und ihrer Freiheit berauben, und ſie wieder in öſterreichiſches Joch ſchmieden will. Alle Herzen ſind in Sehnſucht und Liebe erglüht für den Völker-

befreier, der als Gefangener auf Elba ſchmachtet, und der allein die zertretene Lombardei wieder aufrichten wird.

Ich komme aus Genua, ſagte der Zweite. Genua zittert für ſeine Zukunft, es ſieht ſeine Selbſtſtändigkeit bedroht, es fürchtet an Sardinien als Beute hingegeben zu werden. Alle Geſichter ſind gen Elba gekehrt, heimlich ſchmiedet man Waffen, rüſtet man Schiffe aus, betet man zu Gott, daß er dem Befreier Kraft verleihe ſeine Ketten zu brechen, Flügel, ſeinem Gefängniß zu entfliehen.

Ich komme aus Neapel, ſagte der Dritte. König Joachim Murat bereut den Verrath, den er einſt an dem großen Kaiſer begangen, er will wieder gut machen, er fühlt, daß er verloren iſt, wenn nicht bald eine Aenderung der Dinge eintritt, er ſieht den Thron unter ſich ſchwanken, und ſieht die Bourbonen ihre habgierige Hand nach ſeiner Krone ausſtrecken. Sein Volk liebt ihn und zittert mit ihm, aber es weiß, daß es nicht im Stande iſt, den Thron Joachim's zu ſtützen, wenn nicht von dem Befreier der Welt ihnen Hülfe kommt.

Und was berichten unſere anweſenden Emiſſaire für Italien?

Drei Damen von ſeltener Schönheit erhoben ſich von ihren Sitzen, und grüßten den Grafen Montbrun mit einem bezaubernden Lächeln.

Die Lombardei iſt verloren, wenn der Befreier nicht bald kommt, ſagte die Erſte. Man hat den Plan entworfen, Baiern mit Oeſterreich zu verbinden, und will den König von Baiern dafür zum König der Lombardei machen. Schon iſt der König dieſem Plan geneigt, und bereit den Tauſch einzugehen. Man trifft im Geheim alle Vorkehrungen, und wird die Welt erſt mit dieſem Plan überraſchen, wenn der Traktat abgeſchloſſen iſt, und nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Nur der Kaiſer Franz, der König von Baiern und der Fürſt Metternich allein wiſſen um dies Project, und Einer von dieſen Dreien vertraute es mir unter dem Beichtgeheimniß der Liebe. Was ſoll ich thun?

Suchen Sie die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, und in der Stunde der Gefahr benachrichtigen Sie ſolche Perſonen, von denen Sie wiſſen und ermeſſen können, daß Sie Einfluß genug haben, den Plan zu zerſtören.

Genua iſt verloren, ſagte die zweite Dame mit zürnender, ſchmerzbewegter Stimme, ich ſehe meine Vaterſtadt in Gefahr, man ſchmiedet ſchon die Ketten,

mit denen man es an Sardinien heften will. Vergebens haben die Gräfin Brignolle und ich Alles in Bewegung gesetzt, um die Gemüther Derjenigen, welche Genua retten können, für die große Sache unseres Vaterlandes zu gewinnen. Aber unser Flehen, unsere Thränen, unser Lächeln selbst ist vergeblich. Es giebt nur noch Ein Mittel Genua zu retten, — der Prometheus, welcher auf dem Felsen von Elba schmachtet, muß befreit werden!

Der König von Neapel ist verloren, wenn man ihn nicht warnt, sagte die dritte Dame. Die Gesandten des Königs von Sicilien haben im Verein mit den Gesandten des Königs von Portugal und Spanien bei dem Congreß den Antrag gestellt, daß man Neapel seinem rechtmäßigen König zurück gebe, daß man Murat von dem usurpirten Thron stürze, ihn deshalb in Händel mit Oesterreich zu verwickeln suche, ihn dann herausfordere zum Kampf und mit vereinter Macht ihn stürze. Alle Mächte sind bereit den Wunsch der südlichen Bourbonen zu erfüllen, nur Oesterreich zögert noch und ich hoffe, es wird mir gelingen, dies Zögern noch eine Zeitlang zu erhalten. Man eile sich Murat zu warnen, man eile sich den Prometheus zu befreien!

Die Commission für Polen spreche jetzt, befahl der Graf Montbrun.

Wieder erhoben ſich drei Herren und mit trauriger Geberde und düſterer Stimme erzählten ſie von den Leiden des unglücklichen Polens, das auf's Neue von einer Theilung bedroht ſei, und daß Oeſterreich, Preußen und Rußland wieder die Fänge ihrer Adler ausſtreckten, um es zu zerreißen und zu zerſtören.

Nach ihnen erhoben ſich drei Damen, um zu berichten, was ſie auf dem Congreß erfahren, was ihnen anvertraut aus gewichtigem Munde, und die Gefahren und die Hülfsquellen zu bezeichnen, welche noch für Polen geblieben.

Der einzige Freund, den Polen noch auf dem Congreß beſitzt, ſagte die dritte der Damen, das iſt der Kaiſer Alexander von Rußland, die einzige Frau, die den Muth haben wird bei Alexander für Polen zu ſprechen, das iſt die ſchöne und kluge Fürſtin Bagration, aber um ihren Mund zu gewinnen muß man ihren Eigennutz gewinnen, um ſie reden zu machen, muß man mit Gold und Diamanten zu ihr reden.

Man wird ſo zu ihr reden, ſagte Graf Montbrun. Was ſagen die Emiſſaire für Sachſen?

Wieder erhoben ſich drei Herren von ihren Sitzen. Sie erzählten von dem Schmerz, der Verzweiflung der Sachſen, welche ſeufzten unter fremdem Joch, und ver-

geblich ihren König zurückerſehnten. Sie erzählten von den Bedrückungen, die Sachſen erduldet unter der ruſſiſchen Occupation des Fürſten Repnin, und daß es jetzt nicht weniger dulde, ſeit Rußland die Herrſchaft Sachſens an Preußen abgetreten, Preußen feierlich von Sachſen Beſitz genommen, die ſächſiſchen Regimenter in preußiſche Städte verlegt habe, und von dem Militair und den Behörden Treue und Gehorſam für den König von Preußen begehre. Sie ſagten, daß der König von Preußen und ſein Miniſter, der Staatskanzler von Hardenberg, den Beſitz Sachſens als eine Ehrenſchuld betrachte, die Europa Preußen bezahlen müſſe, ſie erzählten, daß der König Ludwig der Achtzehnte von Frankreich ſeinem Miniſter Tallehrand befohlen habe, beim Congreß darauf zu beharren, daß das treuloſe, verrätheriſche Sachſen geſtraft werde und auf ewig aus der Reihe der Staaten verſchwinde.

Herr von Sahla hatte ihnen zugehört mit bleichem Angeſicht, mit düſtern Blicken, ſeine Hände hatten ſich krampfhaft in einander geſchloſſen, ſeine Lippen bebten, der Athem ging keuchend aus ſeiner Bruſt hervor.

Ja, ja, murmelte er leiſe vor ſich hin, der König von Preußen iſt Sachſens gefährlichſter Feind, wehe ihm alſo!

Und giebt es kein Mittel, dem unglücklichen Sachſen zu helfen? fragte Graf Montbrun.

Doch, es giebt ein Mittel, ſagten die beiden Damen, welche unſern von Sahla ſich befanden, und ihn mit theilnehmenden Blicken betrachtet hatten. Man muß die Feinde Sachſens unſchädlich machen, und den Freund Sachſens befreien. Sachſens größter Feind iſt der König von Preußen, Sachſens größter Freund iſt der Kaiſer Napoleon. Auf den König von Preußen wirkt ſein Staatskanzler von Hardenberg, auf den Staatskanzler wirkt ſeine Freundin Friederike Hähnel.

Ich kenne ſie, murmelte Herr von Sahla.

Ich kenne ſie, ſagte der Graf Montbrun mit einem unmerklichen Lächeln. Ich kenne ſie, und ich werde ſie für Frankreich gewinnen, es iſt die Sache des Königs von Sachſen, ſie für ſeine Sache zu gewinnen. Sie iſt ehrgeizig und geldgierig. Man muß ſie beſtechen, indem man ihrem Ehrgeiz fröhnt, indem man ihrer Vorliebe für Brillanten genügt. Der König von Sachſen, ſagt man, beſitzt ſehr ſchöne Brillanten. Herr von Sahla, wollen Sie gehen, von dem König von Sachſen einige Brillanten für Ihre Freundin zu fordern?

Ich werde heute Abend noch abreiſen, ſagte Herr von Sahla. Ich werde Brillanten anſchaffen für die

Freundin des Staatskanzlers, und wenn dieſe funkelnde Bitte bei Hardenberg nichts hilft, werde ich mich an den König von Preußen ſelber wenden, werde ich ihn zwingen, Sachſen zu entſagen, und meinem König ſeine Krone wieder zu geben.

Und jetzt, was ſagen die Emiſſaire aus Frankreich? rief Graf Montbrun.

Sie ſagen, Frankreich iſt der Laſt müde, die auf ſeinen Schultern ruht, riefen die Männer, die ſich jetzt erhoben. Frankreich kennt nur Eine Sehnſucht, nur Einen Wunſch, nur Ein Begehr: es will ſeinen Kaiſer wieder haben, und ſeine Kaiſerin und ſeinen König von Rom. Frankreich ruft nach ſeinem Napoleon; das Volk bereut, daß es ſich einen Moment von ihm gewandt, die Armee hängt an ihm mit enthuſiaſtiſcher Liebe, und wenn die Soldaten laut rufen: „es lebe der König!“ ſo ſetzen ſie leiſe hinzu: „von Rom, und ſein Vater, der kleine Corporal!“*) Ganz Frankreich iſt aus dem kurzen Rauſch der Bourbonenliebe erwacht, es ſieht, daß es unter dem neuen Regiment nichts gewonnen hat an Freiheit und Wohlſtand, daß es aber Alles eingebüßt hat an Ehre und Ruhm. Frankreich ruft ſeinen Kaiſer! Möge er ihm wiederkehren!

*) Mémoires d'une femme de qualité. Vol. II.

Wir haben jetzt Alle angehört, rief Graf Montbrun begeistert, wir haben die Stimmen des unglücklichen Italiens, des unglücklichen Sachsens und Polens gehört, sie rufen nach dem Kaiser, als nach ihrem Erlöser. Wir haben die Stimmen Frankreichs gehört, sie rufen nach dem Kaiser als nach ihrem Ruhm, ihrer Ehre, und ihrer Liebe. Die unglücklichen Völker alle strecken ihre Hände nach Elba hin, nach dem gefangenen Kaiser! Geben wir ihm also seinen Kaiser wieder, erlösen wir Napoleon, auf daß er die Völker erlöse.

Erlösen wir Napoleon, auf daß er die Völker erlöse, riefen Alle mit jauchzender Begeisterung.

Still, still, sagte Montbrun. Laßt unser Entzücken leise sprechen, dämpft die Begeisterung Eurer Sehnsucht. Noch schmachtet der Kaiser auf Elba, noch ist die Kaiserin und der König von Rom in Schönbrunn. Wir müssen also vorsichtig und besonnen sein, um unser Ziel zu erreichen. Aber die Zeit des Handelns und der Thaten ist jetzt gekommen. Wohlan, so sei es! Der Congreß bedroht uns, jetzt wollen wir ihn bedrohen. Zuerst ein Wort zu den Emissairen für Italien, Sachsen und Polen. Wendet alle Mittel der Ueberredung, der List, des Goldes, der Liebe an, um die Entscheidungen hinzuhalten, die Diplomaten untereinander

zu verwirren, ſucht Zwietracht zu erwecken unter den Congreßmitgliedern, ſucht den Neid, die Eiferſucht, den Stolz der Fürſten untereinander zu erregen. Macht den Freund dem Freunde, den Bundesgenoſſen dem Bundesgenoſſen verdächtig, ſäet Unfrieden, ſtreut Zwietracht aus, ſchafft Euch mächtige Verbindungen, werft Geld mit vollen Händen aus. Wir haben über Millionen zu gebieten, ſagt wohin wir ſie geben ſollen, und es wird geſchehen. Ein ſchriftlich Wort an den Grafen Aldini oder an mich genügt, und die Summen liegen bereit! — Jetzt zu den Emiſſairen und Bundesbrüdern, welche den König von Rom und die Kaiſerin umgeben. Bereitet Alles vor zur Flucht, ſucht die Kaiſerin vorſichtig für unſern Plan zu gewinnen, weiht vorſichtig den König von Rom in denſelben ein, ſeid jeden Abend bereit die Botſchaft zu vernehmen, welche Euch mit der Kaiſerin, mit dem König von Rom nach Frankreich ruft. Herr Baron von Meneval, Frau Gräfin von Montesquiou, Herr Abbé Letti, Ihnen zunächſt liegt dieſe Sorge ob, Frankreich hat Ihnen ſeine heiligen Güter, ſeine Kaiſerin und ſeinen Thronerben anvertraut, Frankreich erwartet, daß Sie Ihre Schuldigkeit thun, und ſeinen Ruf nicht überhören, wenn es von Ihnen die Gemahlin und den Sohn ſeines Kai-

ſers zurückverlangt. Horchen Sie auf den Ruf, und ſeien Sie bereit ihm nachzukommen. Die Stunde der Rettung naht, machen Sie Sich bereit.

Wir machen uns bereit, riefen der Baron Meneval und der Abbé Letti.

Ich bin bereit, ſagte die Gräfin Montesquiou, und ich weiß, auch der kleine König von Rom iſt bereit. Aber ich fürchte für die Kaiſerin. Man bemüht ſich, ihr Herz dem Kaiſer abwendig zu machen, die Kaiſerin von Frankreich wieder in eine Erzherzogin von Oeſterreich zu verwandeln, und es wird gelingen, wenn die Rückkehr nach Frankreich noch lange verſchoben wird.

Sie wird bald erfolgen, nur noch einige Monate der Vorbereitung, und es wird geſchehen. Wer iſt bereit nach Elba abzureiſen, und dem Kaiſer die Grüße ſeiner Getreuen zu bringen, ihm die Pläne mitzutheilen, die wir keinem Papier anvertrauen dürfen, und von ihm ſeine Befehle einzuholen?

Vier Herren erhoben ſich zu gleicher Zeit. Ich bin bereit, rief Jeder von ihnen mit leuchtenden Augen und freudeſtrahlendem Angeſicht.

Wohlan, Sie werden alle Vier auf verſchiedenen Wegen und unter verſchiedenen Verkleidungen abreiſen, ſagte Montbrun; wenn Einer von Ihnen Schiffbruch

leidet, wenn der Andere gefangen, der Dritte getödtet wird, ſo kann doch der Vierte nach Elba gelangen, dem Kaiſer zu ſagen, daß Frankreich ihn ruft, daß Italien, Polen und Sachſen auf ihn hoffen, daß er die Liebe Frankreichs, die Hoffnung der unglücklichen Völker iſt, daß wir ihm die Wege bahnen, die ihn zurückführen ſollen auf den Thron. Dieſer Eine, welcher, ſo Gott will, bis nach Elba gelangt, wird auch Mittel und Wege erfinden müſſen, ſich dem Commodore Campbell zu nähern, dem Wächter, den England dem Kaiſer nach Elba nachgeſandt, und der mit ſeinem Schiffe immer die Inſel umkreuzt.

Ich weiß ein Mittel, Sir Campbell von Elba fortzulocken, ſagte eine Dame von wunderbarer, ſtolzer Schönheit, indem ſie ſich erhob, und mit langſamen majeſtätiſchen Schritten ſich dem Grafen Montbrun näherte.

Die Gräfin Ildefonſo, die ſchöne Genueſerin, flüſterte man, und Aller Augen richteten ſich neugierig und bewundernd zugleich auf dieſe junge Frau, deren Schönheit eben ſo berühmt war, als ihre Tugend und Sittſamkeit, und um deren Gunſt bisher Könige und Fürſten vergeblich geworben. Die Gräfin Ildefonſo hatte ſie Alle mit ſtolzem Lächeln zurückgewieſen, aber dieſes Lächeln

war immer doch so bezaubernd gewesen, daß es ihre Verehrer zu größerer Liebe entzündete, und statt sie abzuschrecken, sie auf's Neue entflammte. Denen, welche um ihre Hand geworben, hatte sie gesagt: „Ich habe die Schmerzen der Ehe empfunden; jetzt bin ich Wittwe und will es bleiben, weil ich nicht wieder unglücklich sein will.“ Denen, welche um ihre Liebe gefleht, hatte sie gesagt: „Ich liebe nichts als mein Vaterland. Meinem Genua gehört mein Herz, meine Seele, mein Reichthum und meine Freiheit. Ich liebe Genua, und Genua's Bürgerkrone ist mir lieber als alle Fürstenkronen!“

Hier in Wien, wie in Paris und Genua, war die Gräfin Ildefonso der Stern aller Gesellschaften, das bewunderte Idol aller Männer gewesen, und selbst die Frauen hatten sie geliebt, weil sie wußten, daß die stolze keusche Gräfin ihnen weder ihre Männer noch ihre Liebhaber entreißen wolle, weil sie zur Coquetterie zu stolz, zur Liebe zu kalt sei.

Ich weiß ein Mittel, Sir Campbell von Elba fortzulocken, wiederholte die Gräfin Ildefonso noch einmal, ihre großen schwarzen Augen auf den Grafen Montbrun heftend.

Und wollen Sie uns dieſes Mittel angeben, Frau Gräfin? fragte Montbrun.

Die Gräfin hob ihr edles Haupt empor, und ein wunderbares Lächeln durchleuchtete ihr Angeſicht.

Ich werde nach Livorno gehen, ſagte ſie ſtolz und ruhig. Die vier Herren, welche nach Elba gehen, haben nur nöthig, dort zu erzählen, daß ich mich in Livorno niedergelaſſen, daß ich den Winter dort zuzubringen gedenke. Sir Colin Campbell wird es hören, und ſein Schiff wird nicht mehr die Inſel Elba umkreuzen, denn es wird alsdann mehr vor Livorno als vor Elba liegen.

Es lag ſo viel ſtolze Würde, ſo viel keuſche Ruhe in den Worten, der Erſcheinung der ſchönen Frau, daß Niemand einen unedlen Gedanken, einen entwürdigenden Verdacht in ſich aufkeimen ließ.

Jedermann ſagte ſich: „Sir Campbell kennt die ſchöne Gräfin Ildefonſo, und er liebt ſie!“ — Niemand ſagte: „Die Gräfin Ildefonſo kennt Sir Campbell, und ſie iſt ſeine Geliebte.“

Graf Montbrun neigte ſich tief vor der Gräfin, die ihn mit einem ſtrahlenden Lächeln anſchaute.

Gott, der Kaiſer und das ſchöne Genua möge Ihnen das Opfer lohnen, ſagte er, das Sie, Frau

Gräfin, Ihrem Vaterlande darbringen wollen, indem Sie allen Triumphen, allen Huldigungen, allen Festen und Genüssen entsagen, welche das glänzende freudedurchrauschte Wien Ihnen zu Füßen legt, und sich in die Einsamkeit und Stille Livorno's zurückziehen.

Die Gräfin neigte leise ihr Haupt. Ich werde in einigen Tagen schon abreisen, sagte sie. Vorher werde ich Sorge tragen, daß man in allen Salons erfährt, die Aerzte hätten meiner schwachen Brust das südliche Klima und den Aufenthalt in Livorno verordnet. So wird meine Abreise hier nicht auffallen, und Sir Campbell wird, wenn unsere Abgesandten nicht zu ihm gelangen sollten, durch die Zeitungen erfahren, wo er mich finden kann. Nun habe ich nur noch die Bitte, daß man mir einige Adressen angebe, durch welche ich sicher hieher meine Briefe gelangen lasse, und von Ihnen Briefe empfange, damit ich Ihnen melden kann, wann Sir Campbell in Livorno ist, und von Ihnen erfahren kann, wann Sie oder der Kaiser seine Abwesenheit von Elba wünschen.*)

Ich werde die Ehre haben, der Frau Gräfin einige sichere Adressen zu geben, sagte Baron von Meneval,

*) Mémoires du Duc de Rovigo. Vol. VII. S. 350.

der Privatſecretair der Kaiſerin Marie Louiſe. Ich kenne hier in Wien einige treue und verſchwiegene Handelsherren, durch die ich meine Correſpondenz mit dem Kaiſer befördere, und welche die Frau Gräfin zu gleichem Dienſt verwenden kann. Auch —

In dieſem Moment ließ ſich das leiſe Anſchlagen einer Glocke vernehmen. Dieſer Ton erneuerte ſich drei Mal.

Graf Montbrun erhob ſich. Wir müſſen uns trennen, um in die Salons zurückzukehren, ſagte er. Graf Albini giebt das Zeichen, daß der Tanz beendet iſt. Beeilen wir uns alſo, damit wir keinen Verdacht erregen, und nicht das Aſyl gefährden, das uns der Graf gewährt, indem er unſere Zuſammenkünfte mit dem Lichterglanz und der Tanzmuſik ſeiner Feſte verhüllt. Kehren wir zur Geſellſchaft zurück, und flüſtern wir den Bekannten freundlich ins Ohr, daß wir geſpielt, und wie viel wir gewonnen oder verloren haben.

VII.

Fürſt Metternich und Hofrath Gentz.

Es war noch früh am Morgen, der Staatskanzler Fürſt Metternich hatte ſo eben erſt ſein Schlafzimmer verlaſſen, und war in das neben demſelben befindliche Cabinet eingetreten. Nachläſſig auf dem Divan lehnend, die feine ſchlanke Geſtalt umhüllt von einem aus koſtbaren perſiſchen Shawls angefertigten Schlafrock, ſchlürfte der Fürſt ſeine Chocolade aus der goldenen Mundtaſſe, einem perſönlichen Geſchenk des Kaiſers. Nebenher beſchäftigte er ſich damit, die Briefe zu erbrechen und zu leſen, die auf einem großen goldenen Teller neben ſeinem Dejeuner ſtanden. Es befanden ſich unter dieſer Maſſe viele ſehr ernſt und würdig ausſehende Briefe, deren großes Format, ſteifes Couvert und mächtiges ſcharf ausgedrücktes Siegel ihnen ein ſehr würdiges amtliches Ausſehen verlieh. Aber dieſe

ernſten und würdigen Schreiben ſchienen durchaus nicht die Neugierde des Herrn Staatskanzlers zu reizen, denn er ſchob ſie jedes Mal bei Seite, ohne ſie nur eines Blickes zu würdigen, und griff immer wieder nach dieſen kleinen zierlich gefalteten, duftigen Briefen, die er mit lächelndem Munde und mit einem leiſen ſpöttiſchen Ausdruck einen nach dem andern ſorgfältig las. Zuweilen, während des Leſens, hob er ſeine blauen glänzenden Augen empor, und richtete ſie auf den großen Stehſpiegel, der dicht neben ſeinem Divan ſtand, und der dem Fürſten ſeine eigene Geſtalt, und ſein ſchönes feines Angeſicht wiederſpiegelte. Dann, mit einem helleren und ſpöttiſcheren Lächeln, ſenkte er die Blicke wieder nieder auf die Briefe, warf die geleſenen in eine geöffnete Chatoulle des Tiſches, der vor dem Divan ſtand, und erbrach haſtig einen der noch ungeleſenen.

Er war mit dieſer Lektüre noch nicht zu Ende, als ein leiſes Klopfen an der Thür, die in das Geſellſchaftszimmer führte, ſich vernehmen ließ, und dieſe ſich öffnete.

Der Herr Hofrath von Gentz, annoncirte der hereinſchauende Kammerdiener, und dann wieder haſtig zurücktretend, machte er der breiten übervollen Ge-

ſtalt Platz, die ſich jetzt in das Cabinet bewegte, und noch keuchte von der Anſtrengung des Treppenſteigens.

Wahrhaftig, mein lieber Gentz, rief der Fürſt ihm lachend entgegen, wahrhaftig, ich bewundere Sie! Schon aufgeſtanden, ſchon in voller Toilette, und hieher kommend, um mich zu beſchämen, mich, der ich, wie Sie ſehen, noch kaum mich dem Bette entwunden habe, und noch gar nicht gewillt bin, die Maske des Staatsmannes wieder über mein vergnügliches Antlitz zu legen.

Ew. Excellenz haben alſo ein beneidenswerthes Glück gehabt, ſagte Gentz, indem er ſich ſeufzend auf den Lehnſtuhl niedergleiten ließ, auf welchen der Fürſt mit einem ſtummen Wink hingedeutet hatte. Ja, wahrlich ein beneidenswerthes Glück haben Ew. Excellenz gehabt, denn Sie haben die Zeit verſchlafen, und in Ihren ſeligen Träumen vergeſſen, daß Sie mich auf heute Morgen neun Uhr zu einer vorberathenden Conferenz herbeſchieden hatten.

Der Fürſt ließ ſeine Blicke langſam nach der großen Pendule hinübergleiten, die auf dem Marmorkamin ſtand. Es iſt wahrhaftig ſchon faſt halb zehn Uhr, ſagte er, und ich darf es alſo nicht beſtreiten, ich habe

wirklich die Zeit verſchlafen. Aber das geſtrige Feſt beim Grafen Razumowsky trägt die Schuld davon. Ich kehrte erſt um drei Uhr von dort zurück.

Ja, in der That, man tödtet uns jetzt mit Feſten, ſeufzte Gentz. Man macht es wie Heliogabal mit den römiſchen Senatoren, man erſtickt uns in Blumen.

Sagen Sie lieber, wir erſticken die Andern mit unſern Blumen und Feſten, rief der Fürſt lächelnd. Denn ich denke alles Ernſtes, wir werden alle die hohen, ehrgeizigen Gelüſte, mit denen man von allen Weltgegenden hierher gekommen iſt, nach und nach in unſern großartigen Feſten, und in der verſchwenderiſchen Herrlichkeit, die wir vor unſern Gäſten entfalten, erſticken und ertödten. Die Herren, die mit ſo ſtolzen Ideen von ſich ſelber, und ſo geringſchätzenden Ideen von der Größe und Bedeutſamkeit Oeſterreichs hierher kamen, werden ſich jetzt zu ihrem Schrecken überzeugen, daß Oeſterreich von ſeinen langen Kriegen durchaus nicht erſchöpft iſt, ſondern daß es ein Heer von zweimalhunderttauſend Mann ſchon morgen in das Feld ſtellen kann, daß ſeine Finanzen außerdem in ſo vortrefflichem Zuſtande ſich befinden, um uns gar nicht zu geniren, wenn es uns beliebt, für Oeſterreichs Gäſte die

kleine Summe von zehn bis zwanzig Millionen zu verausgaben.*)

Auch sehen es unsere Gäste bereits mit Staunen und Unbehagen, sagte Gentz lächelnd. Das große militairische Fest vom achtzehnten Oktober hat dem Kaiser Alexander viel zu denken gegeben, und er hat die Unzufriedenheit, die es ihm erregt, nicht so ganz verbergen können, daß der Kronprinz von Würtemberg, der sich in seiner Nähe befand, sie nicht auf seiner Stirn hätte lesen können. Der Kronprinz selber erzählte mir davon. Er hat den Kaiser genau beobachtet, und er meint, Alexander habe sich unangenehm überrascht gefunden. Er sei hierher gekommen in der vollen Ueberzeugung von Oesterreichs Schwäche, und von Rußlands Macht und Unwiderstehlichkeit, und nun habe er hier bei diesem glänzenden Fest, an der Haltung der Truppen, an dem Beifallsjauchzen der Zuschauer, an dem Ueberfluß bei der Ausstattung des Festes erkennen müssen, daß er in einem Irrthum befangen gewesen, und daß Oesterreich

*) Die Ausgaben, welche der Oesterreichische Kaiserhof während der Dauer des Congresses zur Bewirthung seiner Gäste und zu den Festlichkeiten verausgabte, betrug über zehn Millionen Gulden. Siehe: Comte de la Garde: Congrès de Vienne. I. 44.

wider ſein Vermuthen durchaus befähigt ſei, ihm die Spitze zu bieten.*)

Ja, ja, ſagte der Fürſt, indem er mechaniſch wieder nach einem der kleinen duftigen Briefchen griff, die noch unentſiegelt vor ihm lagen, der Herr Kaiſer Alexander hat freilich geglaubt, daß er wie Cäſar ſagen könnte: „veni, vidi, vici“, und er iſt jetzt höchlich überraſcht, daß wir es wagen ihm noch einige Siege ſtreitig zu machen. Er iſt indeſſen ein ſehr ſchöner Mann, und ich wundere mich gar nicht, daß die Weiber ihn par excellence als ihren Abgott und Engel anbeten.

Nun, ſagte Gentz lächelnd, indem er auf die Briefe hindeutete, er hat aber an Ew. Excellenz in der Politik wie in der Liebe einen ſehr gefährlichen Nebenbuhler. Die Fürſtin Bagration hat mich erſt geſtern verſichert, daß man den Kaiſer Alexander nur ſo lange ſchön finden könne, als man den Fürſten Metternich nicht neben ihm geſehen.

Ach, mein Lieber, rief der Fürſt lachend, das macht, ich habe der guten charmanten Fürſtin geſtern eine kleine Gefälligkeit erwieſen, ich habe ihr eine allerliebſte Aventure der Prinzeſſin Nariſchkin erzählt, die ſich, während

*) Pertz: Leben Stein's. III. S. 174.

ihr edler Geliebter, der Kaiſer Alexander, hier in Wien nach ihr ſeufzt, und die Rückſichten verwünſcht, die ihn veranlaßten, ſeine Geliebte in Petersburg zurückzulaſſen, dort in Petersburg auf eine recht angenehme Art zu zerſtreuen ſucht. Die liebe Fürſtin wäre ſehr gern geneigt, die Stelle der ſchönen Nariſchkin beim Kaiſer zu erſetzen, und ſie meint, ich habe ihr da einen kleinen Dolch in die Hand gedrückt, mit dem ſie ihre Nebenbuhlerin vielleicht ſpielend und ganz unbemerkt tödten könnte.

Und Ew. Excellenz ſind gar nicht eiferſüchtig? fragte Gentz erſtaunt.

Mein Freund, ſagte der Fürſt achſelzuckend, was ſollte denn aus mir werden, wenn ich eiferſüchtig wäre? Sehen Sie, da ſind etwa zwanzig Briefe, die ich heute wie jeden Morgen erhalten, zwanzig Briefe, in denen man mir ſchwört, daß man mich grenzenlos liebt, zwanzig Briefe von Damen, denen ich geſchworen, daß ich ſie grenzenlos liebe. Ich habe alſo bei jedem Schwur neunzehn andere Schwüre gebrochen, wie ſollte ich alſo verlangen, daß dieſe zwanzig Weiber Schwüre leiſteten, die nicht ein wenig von Untreue und gebrochenen Gelübden getrübt wären?

Ew. Excellenz beſitzen in der That eine beneidenswerthe

Philoſophie, ſeufzte Gentz. Ich geſtehe, daß ich mich immer noch nicht bis zu dieſer Höhe empor zu ſchwingen vermag, und daß jede entdeckte Untreue der Frau, welche ich liebe, mich für den Augenblick in eine wahre Verzweiflung und Berſerkerwuth verſetzen kann.

Das macht, Sie haben noch ſehr veraltete Ideen, es ſpukt noch immer etwas von der Romantik der himmelſtürmenden Liebe in Ihnen. Sie begehen den Fehler, noch immer mit dem Herzen, und nicht bloß mit dem Kopf und den Sinnen zu lieben. Deshalb auch vermögen Sie nicht zwei oder drei Amouren nebeneinander in Ihrem Herzen zu placiren. Sie öffnen der Einen, die Sie anbeten, die beiden Thorflügel ihres Herzens, laſſen den angebeteten Engel im Triumph einziehen, errichten ihm Altäre, nähren ihn mit Ihrem Herzblut und mit Ihrer Begeiſterung und fühlen ſich dann entnüchtert und unglücklich, wenn der Engel nach einiger Zeit als flügellahmes nacktes Menſchenkind wieder aus Ihrem Herzen herausſchlüpft, um ſich in ſehr menſchlicher und irdiſcher Geſellſchaft für die Langeweile zu entſchädigen, die Sie ihm mit Ihrer himmliſchen Anbetung auferlegten. Um von den Frauen angebetet zu werden, muß man ſie immer fürchten laſſen, daß man ſich ihnen entzieht und anderswo anbetet. Die Frau,

welche keine Nebenbuhlerin zu fürchten hat, wird bald aufhören zu lieben, und so meine ich, sollte auch der Mann es zufrieden sein, wenn seine Angebetete durch einige Nebenbuhler dem Feuer seiner Liebe Nahrungsstoff giebt.

Um sich zu dieser Weisheit aufzuschwingen, muß man keine Ader der Eifersucht in sich fühlen, seufzte Gentz. Ew. Excellenz haben wohl niemals die Qualen der Eifersucht kennen gelernt?

Der Fürst lächelte, und warf einen raschen, verstohlenen Blick auf sein schönes Spiegelbild hin. Ich habe mich immer damit begnügt, meine Nebenbuhler aus dem Felde zu jagen, und ihnen den Sieg abzuzwingen, sagte er. Es ist übrigens ein häßliches und böses Wort, das Wort Eifersucht. Man muß niemals Eifer haben, weder in der Politik, noch in der Liebe. Der Eifer ist nirgends etwas nütze, er verdirbt vielmehr Alles, die Geschäfte wie die Herzensangelegenheiten. In Negociationen giebt es nur ein einziges Unglück: „nicht reuffiren", — in Liebesangelegenheiten wieder nur eines: „den Eclat". Dissimuliren, Temporisiren, Laviren, Capituliren, das sind die großen Künste, die man im Leben erlernen muß! Die aber haben Sie immer noch nicht erlernen können, mein Lieber. Ihr gan-

zes Weſen iſt Leidenſchaft. Leidenſchaftlos ſind Sie nichts mehr als ein ſchlafender Gelehrter, der unglaublich viel weiß, aber in der Gluth der Leidenſchaft ſind Sie im Stande, wahre Wunder zu erwirken, und Niemand kommt Ihnen alsdann gleich in Liebenswürdigkeit und Anmuth.*)

Aber die Leidenſchaft zehrt die Kräfte auf, und ertödtet die Ruhe, ſagte Gentz ſeufzend. Ich meinestheils habe viel von ihr gelitten, und ſie hat mich alt gemacht vor der Zeit. Sie hat mich um den Schlaf und die beſten und angenehmſten Lebensgenüſſe gebracht. Mein Appetit zum Eſſen iſt leider auch jetzt dahin, und das glänzendſte Diner bietet mir keinen Genuß mehr.

Aber Sie vergeſſen die Dejeuners, mein Freund, ſagte der Fürſt lächelnd. Haben Sie mir nicht neulich geſtanden, daß die Taſſe Bouillon Ihres Dejeuners für Sie ein unentbehrlicher Lebensgenuß ſei?

Ja wohl, Excellenz, ſeufzte Gentz, aber ich muß, um dieſe Eine Taſſe Bouillon ſtark und wirkſam genug zu bekommen, ſie mir von funfzehn Pfund Rindfleiſch kochen laſſen, das heißt, ich verzehre in einer Woche

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Kaiſer Franz und Metternich. Ein Fragment. S. 91.

die Kraft eines ganzen Ochsen, um mein bischen Menschenthum damit aufrecht zu erhalten. Und ich fürchte, wenn dieser unglückselige Congreß mit seinen Conferenzen, Aufregungen und Aergernissen noch lange andauert, so wird ein Ochse für die Woche nicht mehr genügen, mir die nöthige Kraft zu verleihen. Ach, ich hatte wohl Recht, gegen diese Idee eines allgemeinen Völkercongresses mich auszusprechen. Jetzt haben wir ihn, und er bringt uns nur täglich neue Aergernisse, neue Verwickelungen, neue Unruhe, und Sie werden sehen, er wird damit endigen, daß er uns in tausend Feindseligkeiten, tausend Intriguen und Ränke verwickelt, daß er uns statt des allgemeinen europäischen Friedens einen allgemeinen europäischen Krieg bringt. Das war es, was ich fürchtete, und deshalb beschwor ich Ew. Excellenz, die Idee dieses Congresses aufzugeben, weil ich die Verwickelungen voraus sah, die uns die Habgier und der Neid der Menschen hier bereiten würden.

Es ist wahr, sagte der Fürst lächelnd, der Verwickelungen giebt es in der That genug, und der Egoismus der Menschen zeigt sich hier trotz aller Hermelinmäntel, Sammetkleider, Sterne und Ordensbänder in seiner nackten Blöße. Jedermann glaubt, daß der Congreß nur um Seinetwillen sich hier versammelt habe, und

daß es sich einfach nur darum handle, ihm Vergrößerungen, Quadratmeilen und Unterthanen zu erwerben. Es ist wie auf einem afrikanischen Sclavenmarkt, Jeder will kaufen, aber Niemand will gekauft sein. Die Länder und Völker werden auf den Markt geführt, wie in einer Auction ausgeboten, und Jeder nimmt es übel, wenn sein Nebenmann sein Angebot überbietet, und ihm die Waare im Preise steigert. Mir scheint aber, das ist ein sehr lehrreiches und belustigendes Schauspiel, und Sie sollten Sich daran ergötzen, statt Sich darüber zu ärgern.

Ich sage Ew. Excellenz aber, daß es bei dieser Belustigung wie bei den spanischen Stiergefechten gehen wird, es wird Blut dabei fließen, und was erst ein angenehmes Ergötzen war, wird zuletzt ein widerliches Massacre werden. Ich sehe schon das Gemetzel auf allen Seiten beginnen, ich rieche schon das Blut, das bald wieder in Strömen fließen wird. Jeder will hier ein Taureador sein, und betrachtet den Andern als den Stier, den er bezwingen will.

Nun ja, einige Stiere sind allerdings vorhanden, die man dem allgemeinen Vergnügen wird opfern müssen, sagte Metternich lächelnd. Da ist zuerst Genua, das seine republikanische Selbstständigkeit wiederfordert,

dann ist da Sachsen, das seinen alten König und die Brillanten des grünen Gewölbes, die er mitgenommen hat, durchaus nicht entbehren will, ferner ist da die Lombardei und die bella Venezia, welche sich durchaus nicht möchte in die Fesseln unserer Liebe schlagen lassen, und endlich, ach endlich, ist da noch Polen, welches noch einmal die Prätension macht, ein freies selbstständiges Königreich sein zu wollen.

Und Ew. Excellenz vergessen das Wichtigste, rief Gentz, Sie vergessen Deutschland, das mit einem ganzen Bienenschwarm von Anträgen, Wünschen und Begehren den Congreß umflattert und uns mit seinem Gesumme die Ohren wahrhaft betäubt. Jeder der deutschen Fürsten will erbeuten und erwerben, die Kleinen wollen groß werden, und sehen mit Neid, daß die Großen noch größer, ihnen daher noch überlegener werden wollen. Da haben sich nun die Kleinen zusammengeschaart, und begehren das deutsche Kaiserreich und die alte Reichsverfassung wiederhergestellt. Aber nicht etwa aus Patriotismus, sondern nur aus Egoismus, denn das deutsche Kaiserreich wieder herstellen, hieße alle die kleinen souverainen Ritterburgen und Raubnester der Reichsgrafen und Reichsbarone wieder herstellen, und wieder ein Heer neuer kleiner Dynastien schaffen, die

den Scandal und die Intriguen der vorigen Jahrhunderte auf's Neue wieder beginnen und Deutſchland ganz und gar zerfleiſchen würden.

Deutſchland, ſagte Metternich achſelzuckend, was iſt Deutſchland? Machen Sie Sich doch frei von dieſer hochtönenden Phraſe, es giebt kein Deutſchland, und es kann auch keins geben. Es giebt nur ein Beieinander von Staaten, deren Bewohner zufälligerweiſe dieſelbe Sprache reden, nur daß ſie ſich untereinander nicht recht verſtehen. Deutſchland! Will der Preuße, der Bayer, der Würtemberger, der Badenſer etwa ſeinen Particularismus aufgeben, um in Deutſchland aufzugehen? Sehen Sie doch, wie die Sachſen ſich geberden, weil ſie ihren Privatkönig verlieren und zu Preußens Krone kommen ſollen. Wenn ſie ſich als Deutſche fühlten, könnte ihnen das nur willkommen ſein, denn ſie ſtärkten dadurch nur das Anſehen der nordiſchen Großmacht, die vielleicht eines Tages den hochmüthigen Einfall haben könnte, wirklich ein Deutſchland zu ſchaffen, die kleinen Dynaſtien zu beſeitigen, und ſich zum Kaiſer von Deutſchland empor zu wirbeln. Oeſterreich kann und will das natürlich nicht dulden, es will keinen Rival haben, der ſeine Sprache ſpricht, es muß daher alle die kleinen Throne und Thrönchen

bestehen lassen, die wie die Raubvögel auf den Bergen des grünen Deutschlands nisten, und ihm das Mark aus den Knochen aussaugen; sie sind die Blutegel, welche Preußen darniederhalten, daß es nicht zu vollblütig und kräftig werde. Könnten wir diese Blutegel alsdann einmal später für uns verwenden, das von ihnen ausgesogene Blut in unsere österreichischen Adern ergießen, und zuletzt ein Oesterreich schaffen, in welchem Deutschland aufginge, so wollt' ich mich nicht länger sträuben, ein einiges Deutschland anzuerkennen. Bis dahin aber müssen wir uns begnügen ein uneiniges Deutschland zu haben, und alle Kronen zu erhalten und niederzuhalten.

Das heißt also, Ew. Durchlaucht werden es nicht zugeben, daß Preußen Sachsen erwerbe? Sie werden sich da auf die Seite Sachsens, Bayerns, der sächsischen Herzogthümer und Frankreichs stellen, und Preußen diese Vergrößerung nicht zugestehen?

Sie fragen aber auch so energisch und bestimmt, als wäre es möglich, gleich eine energische und bestimmte Antwort zu geben! Das ist aber, wie mir scheint, ganz unmöglich. Vorläufig kommt Alles darauf an, jede bestimmte Aeußerung in dieser Sache zu vermeiden, zu laviren, zu versprechen, unter der Hand die verschiedenen

Meinungen zu sondiren, und vor allen Dingen erst zu erfahren, was der Congreß der Frauen für Absichten und Wünsche hegt. Denn, verhehlen wir es uns nur nicht, mein Freund, die Frauen sind die eigentliche Hauptmacht unsers Congresses, sie schürzen mit geschäftigen und zierlichen Händen an dem Gewebe unserer Staatenpolitik, und halten alle Fäden desselben in ihren schlanken rosigen Fingern. Wenn man sie aber darin beirrt, und ihnen ein Fädchen fortreißen will, so verwandeln sich diese sanften reizenden Engel in glühende Furien, welche Rache wüthen und über Verrath und Ungerechtigkeit schreien. Oh ich kenne das, ich habe es oftmals erfahren, und dieser Frauencongreß hier mitten auf dem Wiener Congreß macht mir wahrhafte Angst und Sorge. Besonders die Polinnen, diese enragirten Patriotinnen, die mit ihrer Schönheit, ihrer Leidenschaft und ihren Verführungskünsten überall Propaganda machen für ihr unglückliches Polen. Von allen Fragen des Congresses schaudert mir daher am meisten vor der polnischen Frage, welche der Kaiser Alexander uns als den Erisapfel hingeworfen hat. Es wird entsetzliches Geschrei geben, denn wir haben hier ein ganzes Heer reizender polnischer Amazonen.

Auch die Fürstin Bagration ist eine geborne Polin,

ſagte Gentz lächelnd, und ſobald es ſich um Polen handelt, verwandelt ſie ſich in einen Veſuv, aus dem ſich ein Lavaſtrom von flammendem Patriotismus über den Unglücklichen ergießt, der nicht ihrer Meinung iſt.

Oh, ich kenne das, ſeufzte Metternich, ich habe das ſchon vor Jahren in Dresden erfahren, in Dresden, wo ich die Fürſtin Bagration und andere ſchöne polniſche Patriotinnen kennen lernte. Ja, in Dresden begann ich meine Carrière in der Diplomatie ſowohl, als auch meine Laufbahn mit den Weibern. Sie hat mich oft entzückt, oft zum Sterben ennuyirt, und in Verzweiflung gebracht. Aber wiſſen Sie, was mir ſeit jener Zeit das Allerunverſtändlichſte in der ganzen Weltgeſchichte geblieben iſt? Das iſt Kosciusko's Schmerzensruf bei Macejowice: „Finis Poloniae!" Denn wie mit und in den Polinnen ein Ende zu finden, iſt mir heute noch unbegreiflicher als die Räthſel der Sphinx. Viele ſchöne Närrinnen haben mich aufrichtig geliebt, obwohl ich es mir bewußt bin, es mit gar keiner von ihnen ehrlich gemeint zu haben, was ſie nämlich in ihrem Dünkel ehrlich nennen. Was ich namentlich in Dresden von alten Königinnen, Kurfürſtinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen ausgeſtanden habe, davon ließe ſich ein ganzer Roman für ſchwergeplagte ſchlafloſe chroniſche Kranke

ſchreiben. Aus Verzweiflung griff ich nach Allem, nach Karten- und Hazardſpielen, Taſchenſpieler- und Bauchrednerkünſten, aber die Weiber ließen mir keine Ruhe dazu, ſie riſſen mich immer wieder in ihre Arme und prieſen mich als unbegreiflich liebenswürdig.*)

Und Sie ſind es auch, Durchlaucht, ſagte Gentz emphatiſch. Ich erkenne Sie als meinen Meiſter an in allen Dingen, in der Politik ſowohl als in der Weisheit des Lebensgenuſſes. Nur auf dem ſchlüpfrigen roſenbeſtreuten Parquet der Liebe, da vermag ich Ihnen nicht mehr zu folgen, denn das ſind für mich tempi passati, und nicht blos den Jahren, ſondern den Erfahrungen nach bin ich ein Greis, mein Herz hat ſo gut ſeine Runzeln, wie mein Geſicht. Indeſſen, was thut's, es bleiben mir doch noch allerlei Freuden und vielfache Genüſſe, und die einzige Klippe, an welcher der vollkommenſte Lebensgenuß ſcheitern würde, die Langeweile, kenne ich nicht. So habe ich dieſe Nacht, welche ich leider ſchlaflos verbrachte, und in der ich alſo vielleicht einige Langeweile hätte empfinden können, mich damit unterhalten, mir die künftige Geſtaltung Deutſchlands auszumalen, und mir im Kopf einen vollſtändigen

*) Metternich's eigene Worte. Siehe: Kaiſer Franz und Metternich. Ein Fragment. 91.

Plan auszuarbeiten, wie man am Beſten und Zweckmäßigſten wenigſtens eine äußerliche Einigung der deutſchen Staaten erzielen könnte, ohne die deutſche Kaiſerwürde wieder herzuſtellen, und ohne Oeſterreich des Vorrechtes zu berauben, den es von jeher in dem deutſchen Staatenbunde eingenommen.

Nun, ich bitte, laſſen Sie mich Ihren Plan wiſſen, ſagte Metternich, indem er lächelnd mit dem letzten der kleinen Briefchen ſpielte, das er noch nicht eröffnet hatte, und das ihn daher mit einiger Neugierde erfüllte. Ich bitte, theilen Sie mir Ihren Plan mit, denn Sie wiſſen, daß ich heute Morgen eine Conferenz mit dem Staatskanzler von Hardenberg haben werde, und daß es ſich dabei nicht nur um Sachſen, ſondern auch um die deutſchen Angelegenheiten handeln wird.

Hier iſt mein Plan, Durchlaucht! Er iſt einfach und kurz, und wird Ihnen nicht viel von Ihrer koſtbaren Zeit rauben. Wir laſſen Deutſchland beſtehen mit allen ſeinen Ländern und Länderchen, wir ſchmälern keinem der bisher anerkannten Souveraine das Recht, innerhalb der Grenzen ſeines Landes ſeinen ſouveränen Willen auszuführen, Steuern aufzuerlegen, Todesurtheile zu unterſchreiben und alle Prärogative der Krone auszuüben. Aber wir legen doch Jedem dieſer Fürſten einen

Zwang auf, und hindern ihn, in seinem Willen allzu souverain zu sein. Wir schaffen also eine Macht, die in allen deutschen Fürsten ruht, und zugleich über allen deutschen Fürsten steht, und die wir den deutschen Bundestag nennen wollen. Auf dem deutschen Bundestag, der sich etwa in Frankfurt, oder in Regensburg versammelt, sind, wie einst beim deutschen Reichstag, alle deutschen Souveraine durch ihre Gesandten vertreten. Dieser deutsche Bundestag beginnt alsdann seine Arbeiten damit: für Deutschland eine Verfassung auszuarbeiten, welche in allen deutschen Bundesländern als gültige Landesverfassung anerkannt wird. Sollte indeß einer der deutschen Bundesfürsten für sein Land eine andere Verfassung belieben, oder dieselbe aufheben wollen, oder vielleicht von seinem aufrührerischen Volk zu den liberalen Ideen, die jetzt in der Luft herum spuken, gezwungen werden, so kann solche Aenderung der Landesverfassung nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Bundestags geschehen, und bei allen Zwistigkeiten zwischen den deutschen Fürsten und ihren Unterthanen hat der Bundestag zu entscheiden und Recht zu sprechen. Wollen die Völker oder die Fürsten sich dem Richterspruch nicht gutwillig fügen, so schickt der Bundestag eine Executions-Armee hin, zu der alle Mitglieder des

deutſchen Bundes ihr Contingent ſtellen müſſen. Denn der deutſche Bundestag vereinigt auch in ſich alle militairiſchen Kräfte der deutſchen Fürſten; er hindert dieſe nicht, auf ihre eigene Hand Kriege mit auswärtigen Mächten zu führen, aber er verhindert Kriege innerhalb der deutſchen Grenzen, und wenn Zwiſtigkeiten zwiſchen den deutſchen Fürſten entſtehen, welche dieſe mit Waffengewalt entſcheiden wollen, ſo hat der Bund zu entſcheiden, wer von den beiden Streitenden Recht hat. Sobald er dies entſchieden, ruft er die militairiſche Hülfe aller übrigen deutſchen Bundesfürſten zuſammen, um durch dieſe vereinten Streitkräfte den Widerſacher des allgemeinen deutſchen Friedens zur Ruhe zu zwingen. Denn der Bundestag iſt ein Schutz Aller gegen den Einen, und des Einen gegen Alle. Der Bundestag giebt ferner ein allgemeines deutſches Preßgeſetz, eine allgemeine deutſche Cenſur, deren Zweck und Ziel iſt, die Wucherpflanzen des Liberalismus zu unterdrücken, die Prätenſionen nach ſogenannter Preßfreiheit als verbrecheriſche Triebe auszuſchneiden, und die widerlichen zänkiſchen Stimmen der Zeitungsſchreiber und Pamphletiſten zu unterdrücken. Das deutſche Preßgeſetz muß aber von allen deutſchen Bundesfürſten zum gültigen Landesgeſetz erhoben werden, und jedes Darüberhinaus-

gehen, jede Bewilligung von Preßfreiheit wird von Bundeswegen verboten. Dies ist eine kurze Uebersicht meines Planes, dessen detaillirte Auseinandersetzung ich mir vorbehalte, bis Ew. Durchlaucht sie von mir fordern.

Ich glaube, ich kann Ihnen die Detaillirung ersparen, mein lieber Freund, sagte Metternich, indem er die Chatoulle seines Schreibtisches ein wenig weiter öffnete, und zwischen den geöffneten Liebesbriefen ein großes Actenstück hervorzog. Lesen Sie einmal die Ueberschrift, sagte er, es Gentz darreichend.

Dieser warf einen flüchtigen Blick auf das Papier und ein Schrei der Ueberraschung tönte von seinen Lippen. Ist es möglich, rief er, Ew. Durchlaucht haben da denselben Gedanken gehabt? „Plan zu einem deutschen Bunde oder Bundestag" ist die Ueberschrift dieses von Ihrer eigenen Hand geschriebenen Entwurfs.

Lesen Sie nur weiter, und Sie werden finden, daß ich ganz Ihre eigenen Ideen da wiederholt habe, daß ich auch gleich Ihnen ein Schutz- und Trutz-Bündniß des Einen gegen Alle, und Aller gegen den Einen beabsichtige, kurz, daß ich ganz dieselben Ansichten von der Neugestaltung und Organisation Deutschlands habe, wie Sie mir solche vorher entwickelt haben.

Ja, rief Gentz lebhaft, indem er raſch das Manuſcript durchblätterte, ja, es iſt wahr, es ſind dieſelben Ideen, dieſelben Vorſchläge zur Organiſation eines allgemeinen Preßgeſetzes, einer allgemeinen Militairvertretung. Ah, theuerſter Fürſt, ich bin ſtolz darauf, ohne Verabredung und Beſprechung mit Ihnen ganz dieſelben Pläne für Deutſchland gehegt zu haben.*)

Nun, ich denke wenigſtens, es ſpricht für die Zuläſſigkeit eines Planes, der zu gleicher Zeit in zwei Köpfen gewachſen iſt, von denen man nicht ſagen kann, daß ſie arm ſind an Ideen, ſagte der Fürſt lächelnd. Ich würde vielleicht meinem eigenen Plan gemißtrauet haben, aber da Sie mir die Ehre erzeigen, dieſelben Gedanken wie ich gehabt und denſelben Plan entworfen zu haben, ſo zweifle ich gar nicht mehr, daß wir Beide

*) Dieſes Factum beruht auf Wahrheit und wird durch einen Brief in dem Buch „Rahel und ihre Freunde" beſtätigt. Rahel erinnert da in einer Zuſchrift an Gentz dieſen daran, wie er ihr erzählt, er habe dem Fürſten v. Metternich eines Tages den Plan zum deutſchen Bundestag entwickelt, da habe der Fürſt lächelnd aus ſeinem Schreibtiſch ein Actenſtück hervorgeholt, und auf demſelben ſei, von des Fürſten Hand geſchrieben, ganz derſelbe Plan einer deutſchen Bundesverfaſſung entwickelt geweſen, genau ſo, wie Gentz ihn eben dem Fürſten angegeben, und als hätten Beide ſich über denſelben beſprochen und verſtändigt.

das Richtige getroffen, und daß wir an unserm Plan werden festhalten und ihn vertheidigen müssen, allen anderweitigen Ansprüchen und Prätensionen gegenüber. Aber Eines haben Sie vergessen, mir zu sagen, und doch ist das von großer Wichtigkeit und Bedeutung. Sie wollen, daß sich die Gesandten aller deutschen Souveraine auf neutralem Boden, also meinetwegen in Frankfurt versammeln, und gemeinsame Sitzungen halten, aber Sie haben mir noch nicht gesagt, wer, nach Ihrer Ansicht, bei diesen Sitzungen präsidiren soll?

Nun, ich bin der Meinung, daß man das Präsidium der Bundes-Versammlung zwischen Preußen und Oesterreich abwechseln lasse.

Da bin ich nun nicht Ihrer Meinung, sagte Metternich mit einem feinen Lächeln. Ich meine, das Präsidium in der deutschen Bundes-Versammlung müsse einzig und ausschließlich Oesterreich zuerkannt werden, Oesterreich, dessen Kaiser noch vor zehn Jahren das Haupt Deutschlands, der Kaiser des deutschen Reichs war.

Ah, Durchlaucht, seufzte Gentz, wenn Sie auf dieser Idee beharren wollen, so sehe ich daran unser ganzes schönes Bundesproject scheitern. Preußen ist viel zu eitel und ehrgeizig, um auf das Präsidium ganz

und gar zu verzichten, und sich so in die zweite Linie und auf dieselbe Stufe mit allen übrigen kleinen deutschen Fürsten gestellt zu sehen. Es wird einer solchen Demüthigung sogar einen Krieg mit Oesterreich vorziehen, fürchte ich.

Ich fürchte gar nichts, sagte Metternich ruhig, aber ich bin überzeugt, daß der König von Preußen durchaus nicht der Mann ist, leichtfertige Kriege anzufangen, und daß er bescheiden genug ist, um nicht mit Oesterreich rivalisiren zu wollen. Ich — —

Das Eintreten des Kammerdieners unterbrach den Fürsten.

Ew. Durchlaucht, meldete er, Se. Excellenz der Herr Staatskanzler von Hardenberg ist soeben vorgefahren.

Ich bitte Se. Excellenz, mich im Salon zu erwarten, sagte der Fürst, sich von seinem Divan erhebend. Sie sehen wohl, mein Freund, seufzte er, sich an Gentz wendend, nachdem der Kammerdiener hinaus gegangen war, Sie sehen wohl, wir müssen die Sisyphus-Arbeit des heutigen Tages wieder beginnen, und den Stein des Anstoßes wieder aufwärts tragen, damit er die Nacht wieder herunterrolle und wir morgen das Spiel wieder von Neuem anfangen können.

Ich bleibe dabei, murmelte Gentz, wir hätten diesen

Congreß nicht an's Tageslicht rufen ſollen. Er wird ein unglückliches Ende nehmen, Durchlaucht.

So ſchweigen Sie doch, meine liebenswürdige Kaſſandra, rief der Fürſt lächelnd, indem er raſch den Schlafrock bei Seite warf und den goldgeſtickten, mit Ordensſternen geſchmückten Rock anzog, der neben dem Spiegel auf dem Divan gelegen. Nicht einmal ſoviel Zeit läßt uns dieſes Deutſchland, um eine würdige Toilette machen zu können, rief er, während er ſeine ſchöne, elegante Geſtalt mit einem raſchen, zufriedenen Blick im Spiegel muſterte. Dieſes Deutſchland macht ſelber fortwährend neue Toilette und verlangt, daß wir ihm Kammerdiener und Friſeure ſein ſollen. Die alte Coquette möchte immer noch gern ſich als jeune fille gebärden und ihre grauen Haare unter erborgten Locken verbergen, und ihre eingefallenen Wangen ſchminken, damit ſie hübſch friſch und jung erſcheinen.

Ew. Durchlaucht haben Recht, ſagte Gentz lachend, Deutſchland iſt wirklich eine alte Coquette, welche ſich einbildet, die Schlachten, die es jetzt geſchlagen, hätten es wieder verjüngt, und das Blutbad der letzten Jahre ſei gewiſſermaßen der Jungbrunnen geweſen, in dem es ſeine alten Glieder zu neuer Schönheit und Jugendkraft geſtärkt habe. Solche tollen, alten Coquetten aber ſind

die allerſchlimmſten und eitelſten, und wir müſſen uns daher Mühe geben, ſie zu rechter Zeit anzubändigen und ihr die letzten Zähne auszureißen, damit ſie inne wird, daß ſie nicht mehr beißen kann.

Eine deliciöſe Idée, ſagte Metternich, und wenn wir ihr die Zähne ausgezogen haben, dann wollen wir ſie friſiren mit einem recht langen, ſtattlichen Zopf. Aber ich glaube, Oeſterreich darf Preußen nicht länger in ſeinem Vorzimmer warten laſſen, und der Staatskanzler des Kaiſers Franz muß dem Staatskanzler des Königs Friedrich Wilhelm wohl endlich Audienz geben. Der Vorhang wird wieder aufgezogen, und das politiſche Drama des Tages nimmt wieder ſeinen Anfang. Addio, mein lieber Hofrath und Protocollführer des Congreſſes! Auf Wiederſehen heute Abend, denn Sie kommen doch zum großen Redoutefeſt des Kaiſers?

Ja, ich komme, und zwar werde ich mir die Maske der Kaſſandra wählen, und wehe, wehe über den Congreß ſchreien, und alle Welt wird über mich lachen, bis man ſehen wird, daß unſere trojaniſche Herrlichkeit doch eines Tages in Flammen aufgeht.

Eh bien, mon ami, dann ſpielen wir den Askan, nehmen unſern alten Vater Priamus auf den Rücken,

und retten aus den Flammen, was zu retten ist. Addio, Hofrath, addio!

Er nickte Gentz freundlich zu, und während dieser sich durch eine Seitenthür entfernte, ging der Fürst mit leichtem, tändelndem Schritt durch das Cabinet, und eilte nach dem Empfangssalon, wo Hardenberg ihn erwartete.

VIII.

Diplomatiſche Intriguen.

Der Staatskanzler von Hardenberg hatte ſich in die letzte der Fenſterniſchen des fürſtlich ausgeſtatteten Salons zurückgezogen, und ſchien das Eintreten des Fürſten Metternich gar nicht gehört zu haben, denn er wandte ſich gar nicht um, ſondern ſchaute ruhig hinunter auf die Straße, und trommelte dabei mit ſeinen ſchlanken weißen Fingern auf den klirrenden Scheiben.

Fürſt Metternich blickte lächelnd zu ihm hin, und ſchritt raſch über den koſtbaren türkiſchen Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, und die Schritte des Fürſten unhörbar machte.

Dieſer Staatskanzler iſt ein ganz guter Diplomat, ſagte der Fürſt leiſe zu ſich ſelber, er hat ſich in das äußerſte Fenſter geſtellt, damit er nicht nöthig hat, mein Eintreten zu hören, und er ſcheint mich nicht zu ſehen,

damit ich zu ihm komme, und er nicht nöthig hat, mich zuerſt zu begrüßen. Seien wir alſo auf unſerer Hut!

Und mit dem freundlichſten Lächeln trat der Fürſt jetzt dicht zu dem Staatskanzler hin, und legte ſanft ſeine Hand auf deſſen Schulter.

Ich bitte Ew. Excellenz um eine Audienz, ſagte er, ſich anmuthig verneigend. Ich bedarf der Fürſprache meines Freundes des Barons Hardenberg.

Der Fürſprache, Ew. Durchlaucht, und bei Wem? fragte Hardenberg, indem er ſich heiter dem Fürſten zuwandte.

Der Fürſprache bei dem Staatskanzler Preußens, damit er dem Staatskanzler Oeſterreichs verzeihe, wenn er unter dem Wuſt von Acten und Geſchäften ſich nicht ſchnell genug hervorarbeiten konnte, um den preußiſchen Staatskanzler gleich an der Schwelle ſeines Gemaches zu empfangen.

Es bedarf indeß keiner Fürſprache, Durchlaucht. Ich weiß, daß Sie die Laſt des Atlas, den ganzen Himmel Oeſterreichs mit allen ſeinen Göttern und Göttinnen auf den Schultern tragen, und ich habe Ihnen ſchon dankbar zu ſein, wenn Sie einen Augenblick für einen armen Sterblichen ſich Ihrer himmliſchen Laſt entäußern.

Ah, Ew. Excellenz nennen Sich einen armen Sterblichen, rief der Fürst lächelnd, und doch sehe ich alle Göttinnen unsers Congresses sich um Ihre Gunst mit seltenem Eifer bewerben.

Es wirbt hier Jeder um die Gunst des Andern, sagte Hardenberg ernst, und um uns Alle wirbt die schöne Frau Germania.

Ach, Sie finden, daß die noch immer eine schöne Frau ist? rief der Fürst nachlässig.

Durchlaucht, sie ist unsere Mutter, sagte Hardenberg, leise sein Haupt neigend, und die Liebe der Kinder verklärt das Antlitz der Mutter immer mit unvergänglicher Schönheit.

Nun, wenn Germania unsere Mutter ist, wie Sie sagen, so folgere ich daraus, daß ich Ew. Excellenz Bruder nennen darf.

Und ich biete Ew. Durchlaucht von Herzen meine Bruderhand, sagte Hardenberg, dem Fürsten mit einem offenen herzlichen Ausdruck seine Rechte darreichend.

Metternich beeilte sich, seine Hand in die des Fürsten zu legen, und heftete dabei seine großen blauen Augen mit einem forschenden Ausdruck auf das ernste würdevolle Angesicht Hardenbergs.

Sie finden alſo, daß die Frau Germania unſerer Bruderhülfe bedarf? fragte er.

Ja, Durchlaucht, und ich komme zu Ihnen mit offenem, rückhaltloſem Vertrauen, ſagte Hardenberg mit edler Würde. Ich komme zu Ihnen, um zu ſagen: laſſen Sie uns zu einander ſtehen in der Sache Deutſchlands. Laſſen Sie uns gemeinſchaftlich handeln, gemeinſchaftlich überlegen, wie wir Deutſchland glücklich, groß, ſelbſtſtändig und frei machen können.

Ah, Excellenz, das wird eine ſchwierige und gefährliche Arbeit ſein, rief Metternich, und ich fürchte, daß die deutſchen Fürſten uns wenig Dank dafür wiſſen werden.

Durchlaucht, ich dachte dabei auch weniger an die deutſchen Fürſten, als an das deutſche Volk, ſagte Hardenberg raſch. Es iſt bisher hier immer nur von den Rechten, den Wünſchen und Forderungen der deutſchen Fürſten geſprochen worden, aber mir ſcheint, daß es jetzt wohl an der Zeit wäre, auch einmal von den Rechten, Wünſchen und Forderungen der deutſchen Völker zu ſprechen. Sie haben ihr Blut, ihr Leben, ihr Hab und Gut für die Befreiung Deutſchlands hingegeben, ſie dürfen alſo wohl erwarten, daß man nicht Alles blos durch die Völker, ſondern auch Etwas für die

Völker Deutschlands thut. Als die Völker für ihre Fürsten das Schwert erhoben, versprachen diese ihnen nach dem Siege Dankbarkeit und Belohnung. Ich glaube, man hat aber noch nirgends dieses Versprechen erfüllt.

Es ist wahr, sagte Metternich achselzuckend, die Völker haben von unsern Siegen noch keinen weitern Vortheil gehabt, als daß sie sich ungestört ihre Wunden können verbinden lassen, und man müßte in diese offenen Wunden wohl etwas Balsam gießen. Auch haben die deutschen Völker jetzt eine sehr empfindliche Haut, und wenn sich ihre Fürsten ein wenig stark auf sie stützen wollen, schreien sie gleich über Druck und Ueberlast.

Ja, ich glaube auch, daß der Sultanismus seine Endschaft erreicht hat, sagte Hardenberg ernst. Die deutschen Völker sind sich ihrer Würde bewußt geworden, und wollen nicht mehr bloß gedankenlose, von der Laune despotischer Gebieter abhängige Unterthanen sein; sie begehren eine Sicherung ihrer Rechte, eine Verfassung.

Geben wir ihnen also eine Verfassung, geben wir ihnen Einigkeit, Kraft und Würde, indem wir Deutschland zu Einem großen Ganzen verbinden. Deutschland war bis zu dem unglücklichen Jahr 1806 ein Kaiser-

reich, erheben wir es wieder zu seiner alten Würde, nur daß wir ihm statt der Kaiserkrone eine gemeinschaftliche Bundeskrone auf das vielköpfige Haupt setzen. Wir haben uns ja schon einmal in Baden über diesen Plan besprochen, Excellenz, ich habe seitdem viel darüber nachgedacht, und bin ganz Ihrer Meinung: wir wollen Deutschland zu einem Bund vereinigen, und ihm eine Bundesverfassung geben. Die vier großen deutschen Mächte müssen sich das Recht vorbehalten, in besonderen Berathungen diese Verfassung festzustellen.

Ich habe meine Gedanken über diese projectirte Verfassung zu Papier gebracht, und ich erlaube mir, sie Ew. Durchlaucht mitzutheilen. Sie ist indeß lediglich und im engsten Vertrauen für Ew. Durchlaucht bestimmt, und ich wünsche nicht, daß sie jemand Anders zu Gesicht bekomme.

Er zog aus seinem Busen ein zusammengefaltetes Papier hervor, das er Metternich darreichte.

Ich gebe Ew. Excellenz mein Wort, daß Niemand außer mir diese Schrift sehen soll, sagte der Fürst feierlich, und ich danke Ihnen, daß Sie mir dieselbe mittheilen wollen.

Ich habe darin einen Punct berührt, der für Deutschland von der höchsten Wichtigkeit ist, sagte Hardenberg.

Das ist der Einfluß der auswärtigen Mächte auf die Geschicke Deutschlands. Namenloses Elend hat diese Einmischung von jeher über Deutschland hereingeführt, und wir sollten von unserm Unglück gelernt haben, daß wir diese Einmischung zu vermeiden und zurückzuweisen haben! Sonst war es Frankreich, welches sich ein Recht anmaßte in den deutschen Verfassungsangelegenheiten mitsprechen zu dürfen, jetzt sehe ich noch einen viel gefährlicheren und mächtigeren Feind seine Hand über Deutschland ausstrecken.

Sie sehen Rußland, sagte Metternich leise.

Ja, ich sehe Rußland, rief Hardenberg, und ich sehe, daß es bereit ist, über Deutschland hinweg Frankreich seine Hand darzureichen, um mit vereinten Anstrengungen Deutschland zusammenzupressen und außer Athem zu setzen. Frankreich wagt es daher schon wieder, sein Haupt und seine Stimme gegen Deutschland zu erheben, und Rußland sucht sich unsern Grenzen immer mehr zu nähern, um bei der ersten günstigen Gelegenheit sie zu überschreiten. Rußland ist für Deutschland eine wachsende Gefahr, wir sollten also zu rechter Zeit bedacht sein, diese Gefahr von uns abzuwenden und uns eine Mauer gegen Rußland aufzurichten.

Eine solche Mauer wäre es zum Beispiel, wenn

man Sachſen an Preußen gäbe, nicht wahr, Excellenz? fragte Metternich mit einem feinen Lächeln.

Ja, Durchlaucht, das wäre es, ſagte Hardenberg ernſt. Preußen muß geſtärkt werden, damit es Deutſchland gegen Rußland als ſchützender Damm behüten kann. Preußen hat es außerdem wohl zu beanſpruchen, daß ihm eine Entſchädigung für ſeine Opfer, ſeine Anſtrengungen und ſeine Siege werde. Man wird es nicht ableugnen können, daß Preußen ſich den Dank ganz Deutſchlands erworben hat, und daß ſeine ruhmvollen Thaten wohl eines glänzenden Lohns gewärtig ſein ſollten. Preußen hat beim Beginn des Krieges Sachſen, das verrätheriſche, undeutſche Sachſen, kraft des Eroberungsrechtes in Beſitz genommen und wünſcht es als Entſchädigung ſeinen Grenzen einzuverleiben. Rußland iſt damit einverſtanden, auch England hat durch Lord Caſtlereagh uns geſtern ſeine Zuſtimmung verſichert, und ich komme jetzt, Ew. Durchlaucht zu erſuchen, daß Oeſterreich in dieſer Sache ſich nicht dem Willen Preußens entgegenſetzen, ſondern darin uns kräftig beiſtimmen wolle.

Ich darf indeſſen Ew. Excellenz nicht verhehlen, daß die Herzogthümer Sachſen, daß die Königreiche Bayern und Würtemberg, das Großherzogthum Baden und das

Königreich Frankreich Erklärungen im entgegengesetzten Sinne an Oesterreich abgegeben haben, und daß selbst mein erhabener Kaiser und Herr es als gefährlich für das Princip der Legitimität betrachtet, wenn man einen legitimen Fürsten seines Thrones und seines Landes berauben will, gerade zu einer Zeit, wo man bemüht ist, das Princip der Legitimität an die Spitze aller unserer hiesigen Verhandlungen zu setzen. Nur diesem Princip der Legitimität verdanken es die Bourbonen, daß sie wieder auf den Thron Frankreichs gelangt sind, dies Princip allein macht es fraglich, ob man Murat im Besitz des Königreichs Neapel belassen wird. Und in demselben Moment, wo wir den Wünschen der Völker die Legitimität der Fürsten entgegenhalten, sollen wir einen legitimen Fürsten absetzen und vom Thron stoßen?

Aber der König von Sachsen hat sich durch sein unredliches, undeutsches und unpolitisches Benehmen des Thrones unwürdig gemacht, sein Thron ist vacant, und Preußen ist wohl berechtigt, ihn einzunehmen. Der Kalischer Vertrag hat Preußen die Wiederherstellung seiner Größe auf dem Fuß von 1805 versprochen. Aber wie soll Preußen dazu gelangen? Rußland will Polen haben, England beansprucht Hannover, Bayern will Baireuth und Anspach, Baden und Würtemberg be-

gehren Vergrößerungen am Rhein. Sachſen iſt alſo das einzige Land, das eine hinlängliche Entſchädigung für Preußen darbietet. Ich ſage alſo noch einmal, Durchlaucht: erkennen Sie Preußens gerechte und unabweisliche Anſprüche auf Sachſen an, und wollen Sie Ihre gewichtige und bedeutſame Stimme mit der meinigen vereinen, um von dem Congreß die Anerkennung und Bewilligung der preußiſchen Beſitznahme Sachſens zu erringen!

Ich bleibe dabei, es wird Schwierigkeiten haben, ſagte Metternich gedankenvoll. Aber ich werde mich bemühen, dieſe Schwierigkeiten zu beſeitigen, und den Kaiſer, meinen Herrn, von der Nothwendigkeit der preußiſchen Occupation Sachſens zu überzeugen; ich werde endlich in den Congreß-Sitzungen ganz offen und unumwunden für Preußen meine Stimme erheben! Aber ich knüpfe an dieſes Verſprechen Eine Bedingung!

Haben Ew. Durchlaucht die Güte mir dieſelbe mitzutheilen!

Nun denn, ſagte Metternich leiſe, indem er ſein Haupt dichter an das Ohr Hardenberg's neigte, nun denn, dieſe Bedingung iſt: daß Sie mir Ihre Stimme geben und mir helfen, es zu verhindern, daß der Kaiſer Alexander Polen in Beſitz nehme.

Ich verſpreche Ihnen, daß ich alle meine Kraft aufbieten werde, um Ihnen in dieſer Sache zu dienen, ſagte Hardenberg ernſt. Ich kann Ihnen das um ſo mehr verſprechen, als es mit meiner innerſten Ueberzeugung übereinſtimmt, daß wir verpflichtet ſind, Alles zu thun und anzuwenden, um zu verhindern, daß Rußland ſich mit Polen bereichere und ſeine Grenzen noch weiter vorſchiebe nach Preußen. Auch der Freiherr vom Stein iſt hierin ganz meiner Meinung, und hat mir in einem eigenen Schreiben die Nachtheile und Gefahren auseinandergeſetzt, die daraus entſtehen werden, wenn Rußland das Königreich Polen mit den von Alexander vorgeſchlagenen Grenzen erhielte, und ihm, wie es der Kaiſer beabſichtigt, eine freiſinnige Verfaſſung gäbe. *)

Und Ew. Excellenz ſagen nichts von den Gefahren, die Oeſterreich bedrohen, wenn der Kaiſer Alexander ſein Ziel erreicht? Doch ſind dieſe Gefahren zwiefacher Art, denn ſie ſind materieller und politiſcher Natur. Materiell bedroht uns Rußland durch die Beſitznahme Polens damit, daß Galizien ſich erinnern wird, auch einſt zum Königreich Polen gehört zu haben, und daß

*) Dieſes Schreiben Stein's iſt zu finden: Pertz, Leben Stein's. Th. IV. S. 166.

es, angelockt von dem Namen und der freisinnigen Verfassung, die Alexander für Polen beabsichtigt, sich wieder mit dem Königreich Polen zu vereinigen strebt. Politisch aber bedroht uns diese freie Verfassung damit, daß sie unsern andern Völkerstämmen ein böses und verführerisches Beispiel ist, und sie verlocken wird, von der österreichischen Regierung für die eigenen Unterthanen eben so viele Freiheiten zu fordern, als der Autokrat des Nordens einem von ihm unterjochten Volk aus freiem Antrieb gewährt. Sie sehen also, daß Oesterreich niemals es zulassen kann, den Kaiser Alexander sich zum König von Polen machen zu sehen. Seien wir uns also gegenseitig hülfreich, Excellenz, beweisen wir es uns, daß wir erkannt haben: es müßten Oesterreich und Preußen, statt einander zu befehden, sich als treue Bundesgenossen zur Seite stehen. Ich werde Ihnen beistehen, für Preußen das Königreich Sachsen zu erwerben, dafür werden Sie mir beistehen, daß Rußland das Königreich Polen sich nicht aneignen darf.

Es sei so, ich nehme den Vergleich an, sagte Hardenberg, indem er aufstand und Metternich seine Hand darreichte. Wir haben also heute ein geheimes Schutz- und Trutz-Bündniß geschlossen, und wir werden uns gegenseitig beistehen. Aber lassen Sie uns über Sachsen

und Polen doch des armen Deutschlands nicht vergessen und auch ihm unsere Hülfe und unsern Beistand weihen!

Ja, ja, rief Metternich lächelnd, machen wir es wie die klugen und gelehrten Aerzte, suchen wir den Scheintodten zu galvanisiren und durch die Lebenskräfte, die wir auf ihn wirken lassen, ihn wieder aus seiner Lethargie zu erwecken. Wir werden dann ja sehen, ob unsere Cour geholfen hat, ob ihm noch wirkliches Leben inne wohnt, oder ob er wieder in seine Lethargie zurücksinkt!

Hardenberg lächelte und verabschiedete sich von dem Fürsten, der ihn unter Versicherungen seiner innigsten Anhänglichkeit und Freundschaft bis zur Thür geleitete.

Als aber diese Thür sich hinter dem Staatskanzler geschlossen hatte, verschwand das Lächeln von des Fürsten Lippen und sein schönes Gesicht nahm einen ungewöhnlich finstern und gehässigen Ausdruck an.

Ach, er denkt uns zu ködern, sagte er leise vor sich hin; indem er uns mit Rußlands wachsender Macht droht, meint er, wir sollten, dem dummen Fisch gleich, anbeißen und vergnüglich zusehen, wie Preußen das Königreich Sachsen als hors d'oeuvres auf seine Tafel setzt und verspeist. Der Herr Staatskanzler liebt es,

empfindſame Gefühlspolitik zu machen, und immer einige Tropfen Gemüthlichkeit in den ſauren Wein der Staatspolitik zu miſchen. Nun, wir werden auf unſerer Huth ſein, er hat uns da ſelbſt ein wirkſames Antidotum gegen ſeine empfindſamen Tränke gegeben!

Er ſchlug mit ſeinen Fingern auf das von Hardenberg ihm übergebene Actenſtück, und blätterte dann haſtig darin, hier und dort eine Stelle leſend, dann wieder ganze Seiten nur mit den Augen überfliegend.

Wahrhaftig, murmelte er, das iſt ein ſehr wichtiges Actenſtück, und es kann ein Tag kommen, wo wir es als eine ſehr ſcharfe Waffe gegen den Herrn Staatskanzler ſelbſt gebrauchen können. Warten wir es ab, ob dieſer Tag erſcheint, oder ob wir keiner Waffen bedürfen. Bewahren wir alſo dieſes Document ſorgfältig auf!

Er nahm die Papiere, kehrte damit in ſein Cabinet zurück, und legte ſie zu den Liebesbriefen in ſeinen Schreibtiſch.

Und jetzt, ſagte dann der Fürſt, indem ſein Antlitz wieder ſeinen klaren, freundlichen Ausdruck annahm, jetzt will ich einmal verſuchen, ob die leidige Politik mir ſo viel Zeit gönnen wird, um das Gedicht zu vollenden,

das ich meiner reizenden Herzogin Sagan morgen zu ihrem Geburtstag mit meinem Cadeau überreichen will Sie liebt die Verse, wie alle Frauen, und eine gereimte Liebeserklärung ist ihr lieber als eine ungereimte. Also begeistere mich ein wenig, Gott der Liebe, und flüstere mir einige angenehme Reime auf Herz, Gluth und Leidenschaft in's Ohr!

Er nahm den Crayon und ging mit der geöffneten Schreibtafel in seinem Cabinet auf und ab.

Aber die „leidige Politik" sollte ihn doch bald wieder in seiner poetischen Begeisterung stören. Die Thür seines Cabinets ward hastig aufgerissen, und der Kammerdiener stürzte herein.

Se. Majestät der Kaiser von Rußland, sagte er athemlos.

Der Fürst warf seine Schreibtafel auf den Tisch, und machte rasch einige Schritte, um in den Salon zu gehen, aber schon erschien auf der Schwelle der Thür die schlanke stolze Gestalt des Kaisers Alexander, der mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes dem Fürsten seine Hand darreichte.

Ich komme Ihnen ungelegen, nicht wahr? fragte der Kaiser, und wäre ich nicht zum Unglück Ihnen bekannt, so würden Sie es machen, wie es gestern der

Herr vom Stein mit einem ihm unbekannten Beſuch gemacht hat, nicht wahr?

Ich geſtehe Ew. Majeſtät, daß ich nicht weiß, was der Herr vom Stein gethan hat.

Nun hören Sie, es iſt eine tragikomiſche Geſchichte. Herr vom Stein war gleich Ihnen in ſeinem Arbeitszimmer, da öffnet ſich, wie hier, die Thür, und der Kammerdiener meldet einen Beſuch. Herr vom Stein indeſſen, ganz abſorbirt von ſeiner Arbeit, überhört die Annonce des Kammerdieners und erwacht erſt aus ſeinen Meditationen zur Wirklichkeit, als der Annoncirte ſchon mitten im Cabinet ſteht, und Stein mit Höflichkeitphraſen becomplimentirt. Stein ſpringt wüthend auf, und als einzige Antwort auf alle Complimente faßt er mit ſeinen beiden kräftigen Armen die ſchlanke, zierliche Geſtalt des fremden Herrn, dreht ſie um, daß ſie mit dem Antlitz ſich nach der Thür hinwendet, und wirbelt ſie ohne Aufenthalt aus dem Cabinet hinaus in das Vorzimmer, immerfort ſchreiend: „Ich habe keine Zeit! Ich habe keine Zeit! Ich will nicht geſtört ſein!“ Erſt im Vorzimmer kam der entſetzte Fremde zu Athem, während Stein ſchon längſt wieder in ſein Cabinet zurückgekehrt war, und die Thür mit dröhnendem Geräuſch hinter ſich zugeworfen hatte.

Der hinausgewirbelte Fremde wandte sich zorubebend mit bleichen Lippen an den nicht minder entsetzten Kammerdiener. „Sagen Sie Ihrem Herrn, rief er, daß er in mir nicht blos mich, sondern auch das Land, das in meiner Person vertreten wird, gröblich beleidigt hat, und daß Beide Genugthuung fordern werden."

Ah, der Gewirbelte war also ein Gesandter? fragte Metternich lachend.

Ja wohl, der Herr Gesandte von Reuß, Schleiz, Greitz und Lobenstein, und noch einiger anderer kleiner Länder, glaube ich. Der Kammerdiener brachte Herrn vom Stein diese Botschaft, und dieser erfuhr jetzt erst, wen er mit so beflügelter Eile aus seinem Cabinet befördert hatte, und er fing an seine Heftigkeit zu bereuen. Sie können aber denken, daß diese Beleidigung unter den Gesandten, besonders unter den kleinen, Furore machte, und daß sie Alle, von der Furcht getrieben, es könnte ihnen sonst leicht etwas Aehnliches begegnen, von Herrn vom Stein Genugthuung begehren. Eine Deputation begab sich also gestern Nachmittag zu Stein, und verlangte, daß er dem Beleidigten seinen Besuch mache, ihn um Entschuldigung bitte, oder sich mit ihm schlage. Herr vom Stein hat erklärt, daß er seine Hef-

tigkeit ſehr bedauere, und es ihm wirklich Leid thue den kleinen Herrn Geſandten beleidigt zu haben. Aber um Beſuche zu machen, dazu fehle es ihm an Zeit, und der Beleidigte möge ſich an dieſer Entſchuldigung genügen laſſen. Wenn nicht, ſo bedauere er ihn, denn eine andere Genugthuung zu geben, fiele ihm nicht ein. Er habe zu wichtige Dinge zu thun, als daß er den Studenten ſpielen und mit Fechthandſchuhen auf den Fechtboden treten könne. — Sie können denken, daß dieſe Antwort die kleinen Diplomaten mit Entſetzen erfüllt hat. In ihrer Noth wandten ſie ſich an mich und baten um meine Vermittelung. Nun, ich habe die Sache in Ordnung gebracht. Herr vom Stein war heute morgen bei mir, und traf da wie zufällig den beleidigten Diplomaten. Er reichte ihm die Hand und murmelte einige Worte, die eine Entſchuldigung ſein mochten, die aber Niemand verſtand. Damit war die Sache abgethan und der Friede geſchloſſen.*)

Ich erlaube mir Ew. Majeſtät ein kleines Gegenſtück zu dieſer Geſchichte zu geben, ſagte Metternich lächelnd. Es ſcheint, der Herr vom Stein hat geſtern, wie Manna in der Wüſte, Grobheiten regnen laſſen,

*) Pertz: Leben Stein's. III.

denn meine Geſchichte hat auch geſtern ſtattgefunden. Der zweite Geſandte Frankreichs, der Herzog von Dalberg, hat geſtern dem Freiherrn vom Stein ſeinen Beſuch machen wollen, und ließ ſich bei ihm melden. Herr vom Stein ließ ihm durch ſeinen Kammerdiener in's Vorzimmer ſagen: wenn der Herr Herzog als Geſandter von Frankreich ihm ſeinen Beſuch machen wolle, ſo würde er ihn annehmen, wenn er aber als deutſcher Edelmann, und als Neffe des Fürſten Primas komme, ſo würde er ihn die Treppe hinunter werfen.*)

Der Kaiſer lachte. Und was hat der Herzog gethan? fragte er. Iſt er als Franzoſe hingegangen oder als Deutſcher fortgeblieben?

Er iſt als Franzoſe hingegangen, Sire, und hat eine Viertelſtunde lang das Vergnügen gehabt, von Herrn vom Stein allerlei piquante Reden über Renegaten und franzöſirte deutſche Edelknaben anhören zu müſſen. Er kam zu mir, um mir ſeine Noth zu klagen, und mich um Rath zu fragen, wie er ſich dabei benehmen ſollte. Ich habe ihm gerathen, das Stein'ſche Pflaſter ganz behutſam auf ſeinen Wunden und auf ſeinen Lippen liegen zu laſſen, und es Niemanden zu

*) Pertz: Leben Stein's. III.

verrathen, weil er ſonſt nur riskire von der Welt ausgelacht zu werden, und von Herrn vom Stein doch keine Genugthuung zu erhalten.

Vraiment, das war ein ſehr ſchöner und kluger Rath, rief Alexander. Sie ſind überhaupt ein ſehr kluger Rathgeber, und ich komme daher auch zu Ihnen, um Ihren Rath und Ihren Beiſtand zu beanſpruchen.

Sire, Ew. Majeſtät wiſſen wohl, daß ich glücklich ſein würde, Ew. Majeſtät in irgend einer Weiſe meine Ergebenheit beweiſen zu können, aber worin könnte ich einem ſo mächtigen, weiſen und erleuchteten Monarchen wohl nützlich ſein?

Mächtig! rief Alexander ſchmerzvoll, Sie nennen mich mächtig, und doch habe ich nicht einmal die Macht, meinen Willen durchzuſetzen, und das zu thun, was ich für gerecht, nothwendig und nützlich erachte. Deshalb komme ich zu Ihnen! Ich will mir an Ihnen einen Bundesgenoſſen werben! Sie ſollen mir helfen, meinen Willen durchzuſetzen!

Sire, Sie ſehen mich mit Freuden bereit dazu, und ich bitte Sie nur, mir zu ſagen, worin ich Ew. Majeſtät dienſtbar ſein darf.

Darin, rief Alexander lebhaft, darin, daß Sie mir helfen, meine Pläne auf Polen durchzuſetzen, und mei-

nem Willen Genüge zu thun! Ich will Polen zu einem Königreich erheben, ich will den edlen hochherzigen Polen, welche ſeit einem halben Jahrhundert ſo ritterlich gekämpft haben für ihre Unabhängigkeit und ihr Vaterland, endlich ihren Wunſch erfüllen, ich will ihr Land wieder herſtellen, und ihnen eine freiſinnige Verfaſſung geben! Unter dieſer Bedingung, hoffe ich, werden die Polen es mir wohl verzeihen, wenn ich die Krone des Königreichs Polen auf mein Haupt ſetze, und mich zum König von Polen in Warſchau krönen laſſe. Ich werde ihnen, denke ich, ein beſſerer König ſein, wie es ihnen Stanislaus geweſen, und ich will wieder gut machen, was meine Großmutter, die Kaiſerin Katharina, an Polen verſchuldet hat, indem ſie ihm den ſchwachen Stanislaus Poniatowsky zum König gab.

Das iſt ein eben ſo edles als großmüthiges Vorhaben von Ew. Majeſtät, bemerkte Metternich, ſein Haupt voll Verehrung neigend.

Der Kaiſer fuhr, ohne ihn zu beachten, aufgeregt von ſeinen eigenen Gedanken, fort: Es iſt überhaupt ſehr Vieles an Polen wieder gut zu machen und die ſchwere Schuld der polniſchen Theilungen laſtet auf meinem Gewiſſen. Ich mag aber ſolche Laſt nicht tragen, ich will mein Auge frei zu Gott erheben und es

vor keinem Volk beſchämt zu Boden ſchlagen müſſen. Die Theilung Polens iſt eine moraliſche Schuld, die ich von meinen Vorgängern ererbt habe, und die ich bezahlen will!

Sire, es iſt dies indeſſen eine Schuld, welche Ew. Majeſtät mit Oeſterreich und Preußen theilen, und wenn Ew. Majeſtät jetzt daran denken, Das den Polen wieder zu erſtatten, was, der Politik gemäß, Ihre Vorgänger ihnen genommen, ſo werden die Polen beinahe ein Recht haben, zu verlangen, daß auch Oeſterreich und Preußen ihren Antheil wieder abtreten an das Königreich Polen.

Ich werde dies zu verhindern wiſſen! Sie vergeſſen, daß ich der König des Königreichs Polen bin! Ich werde, kraft meiner Würde als König von Polen, eine feierliche Erklärung abgeben, daß die Grenzen des Königreichs Polen geſchloſſen ſind, daß es an ſeine Nachbarn keine Anſprüche mehr hat, und daß es nach keiner Vergrößerung ſtrebt. Ich werde dies als conſtitutioneller König beeidigen, und dieſer Eid wird bindend ſein auch für meine Nachfolger. Sind Sie damit zufrieden?

Sire, es wäre dies allerdings eine Beruhigung für die andern betheiligten Mächte.

Und wie mir ſcheint, rief Alexander lebhaft, müßte mein ganzer Plan überhaupt eine Beruhigung für die betheiligten Mächte ſein. Ihr Alle fürchtet die wachſende Macht Rußlands, Eure Schriftſteller und Journaliſten ſchreien in Broſchüren und Journalen Zeter über den nordiſchen Coloß, der ſich mit vernichtender Gewalt nach Europa herein wälzt, und Ihr Herren Diplomaten ſeid immer befliſſen, Rußlands Einfluß zu contrepariren, gegen uns Front zu machen. Ihr ſolltet alſo Alle zufrieden ſein, daß ich freiwillig eine Vormauer zwiſchen Rußland und dem übrigen Europa aufrichte, daß ich zwiſchen dem barbariſchen Rußland und der civiliſirten Welt das conſtitutionelle Polen ſchaffe. Denn ich will dieſes Königreich Polen ganz unabhängig und frei machen, ich will aus demſelben die ruſſiſchen Truppen zurückziehen, ich will ihm aus ſeinem Volke eine Militairmacht geben, ich will es von ſeinen Beamten regieren laſſen. Ich will der Herr ſein über Polen, aber ich will ihm ein gütiger und verſöhnender Herr ſein.*) Weshalb hindert man mich nun? Weshalb legt man mir von allen Seiten Hemmniſſe in den Weg? Ich habe den Polen einmal mein Wort gegeben, ihnen

*) Pertz: Leben Stein's. III. S. 164.

ein liberaler König zu ſein, warum will man mich daran hindern? Warum will man überhaupt es verſuchen, mir Polen ſtreitig zu machen? Habe ich nicht ein Recht auf Entſchädigung?

Sire, wer könnte es wohl wagen, zu beſtreiten, daß Rußland ſich nicht blos den Dank Deutſchlands durch ſeine großmüthige Hülfe verdient hat, ſondern daß es gegen ſich ſelber faſt verpflichtet iſt, zum Erſatz für ſeine Opfer eine Entſchädigung zu beanſpruchen?

Und wo könnte ich die alsdann anders finden als in Polen? fragte Alexander. Jedermann ſucht ſich hier zu vergrößern, und ich hindere Keinen. Warum will man mich denn hindern? Warum ſetzt man ſich meinen billigen Forderungen ſo hartnäckig entgegen? Ich habe dieſen Krieg nicht aus Eigennutz unternommen, nicht ich war bedroht von dem Uſurpator, ich hätte alſo zufrieden ſein können, als meine tapfern Heere den Feind beſiegt und ſeine letzten Trümmer über die Grenzen meines Landes hinausgeworfen hatten. Aber Deutſchland forderte meine Hülfe, und ich gab ſie. Ich ließ, um meiner Bundesgenoſſen willen, das edle Blut meiner Landeskinder vergießen, ich ließ, um die Kriegskoſten zu beſtreiten, in dieſen letzten drei Jahren einhundert und

achtundſechszig Millionen Rubel Papiergeld anfertigen.*) Ich that dieſes Alles für Euch, und jetzt will man nichts für mich thun. Jetzt intriguirt man gegen mich von allen Seiten, vereinigt ſich förmlich gegen mich, und ſucht mich zu iſoliren. Ich ſehe wohl, wer dahinter ſteckt, es iſt Herr Talleyrand, der alle dieſe Intriguen anſpinnt, der Alles zu verwirren, Alles in Unfrieden zu bringen ſucht, weil er hofft, dann für Frankreich in der allgemeinen Verwirrung die beſte Beute machen zu können. Aber man muß dieſem alten Fuchs dies Mal beweiſen, daß er auf falſcher Fährte geweſen, und daß er keine Beute davon tragen wird. Ich komme daher zu Ihnen, Metternich, ich fordere von Ihnen Wahrheit und Offenheit, wie ich Ihnen wahr und offen entgegenkomme. Sagen Sie mir alſo ehrlich und offen, wollen Sie ſich auch meinen Feinden und Widerſachern anſchließen? Wollen Sie auch mich hindern, meine Pläne auf Polen auszuführen?

Und ich will Ihnen eine wahre und offene Antwort geben, Sire. Oeſterreich ſieht die Gefahr, von der es eines Tages bedroht werden könnte, wenn Rußland für ſich Polen erwirbt, und ſeine Grenzen daher bis an die

*) Hiſtoriſch. Siehe: Pertz: Leben Stein's. III. 180.

Grenze Oesterreichs hinanschiebt. Aber Oesterreich ist stark und mächtig genug, um keine Gefahr zu fürchten, und statt Rußland als einen gefährlichen Nachbar zu scheuen, wird es lieber suchen, es zu einem benachbarten Bundesgenossen und Freund zu haben. Oesterreich ist daher gern bereit, den Wünschen Rußlands entgegen zu kommen, und es wird sich auch, wenn gleich mit einigem Widerstreben, darein ergeben, daß Ew. Majestät Polen und besonders Warschau nehmen, es zu einem Königreich machen, und diesem Königreich eine freisinnige Verfassung geben. Es steht einem Souverain wohl frei, im Innern seines Landes eine Verwaltung nach seinem Belieben einzurichten, und wenn einmal entschieden ist, daß Ew. Majestät Polen in Besitz nehmen können, so darf Niemand es hindern, daß Sie Polen eine freie Verfassung geben. Oesterreich wird, um Ew. Majestät Freundschaft zu erwerben, also bereit sein, Ihnen ein Opfer zu bringen, es wird einwilligen, daß Ew. Majestät Polen in Besitz nehmen, ich selbst werde beim Congreß für Ew. Majestät gerechte und billige Ansprüche auf Polen meine Stimme erheben, ich werde für Ew. Majestät die Stimmen der Andern werben, ich werde Ihre Sache zu der meinen machen, — aber ich muß mir erlauben, dafür von Ew. Majestät

einen Gegendienſt zu fordern, und eine Bedingung zu ſtellen.

Nennen Sie mir Ihre Bedingung!

Nun denn: Oeſterreich giebt Rußland ſeine Stimme zur Erwerbung Polens, wenn Rußland dagegen ſich mit Oeſterreich verbünden will, um Preußen zu verhindern, daß es ſich Sachſen aneigne.

Ah, rief Alexander ſchmerzvoll, ich habe indeſſen dem König von Preußen meine Unterſtützung zugeſagt!

Dann ſind Ew. Majeſtät ſehr großmüthig geweſen, ſagte Metternich lächelnd, denn Preußen iſt weniger gefällig gegen Sie, und billigt Ew. Majeſtät Anſprüche auf Polen ganz und gar nicht.

Ich weiß das, ja wohl, ich weiß das! ſeufzte der Kaiſer. Der König, Hardenberg, Humboldt, Alle ſind gegen mich, und ſelbſt Stein hält ſich in dieſer Sache auf der Seite meiner Gegner.

Dennoch werden Ew. Majeſtät Ihr Ziel erreichen, Oeſterreich wird Ihnen helfen, Polen zu erwerben, wenn Sie Oeſterreich beiſtehen wollen, Preußen zu verhindern, daß es Sachſen erwerbe. Der Kaiſer, mein Herr, ſieht die Einverleibung Sachſens ſehr ungern; Sachſen iſt nicht, wie zur Zeit Polen es iſt, ein vacantes Land, Sachſen hat einen König und zwar einen legitimen

König, über den zu Gericht zu ſitzen, die andern Fürſten nicht berechtigt ſind, und dies um ſo weniger ſind, als das ſächſiſche Volk keine Neigung zeigt, mit Preußen verbunden zu werden, ſondern ſeinen König zurück begehrt.

Wenn dem ſo iſt, ſo möge das ſächſiſche Volk ſich laut genug ausſprechen, damit man ſeine Stimme hier ſo gut vernehme, wie wir in Paris die Stimme des Volks vernahmen, das die Bourbonen begehrte. Ich werde dann mich eben ſo entſchieden für den Wunſch des ſächſiſchen Volks erklären, wie in Paris für die Wünſche der Franzoſen. Ich werde darauf dringen, daß man Friedrich Auguſt wieder auf den Thron ſeiner Väter ſetze, nur muß er nicht verlangen, daß ſein Land gar nicht einige Verkleinerungen und Verſtümmelungen erfahre. Man muß Preußen befriedigen, indem man ihm ein Stück von Sachſen giebt, man muß Sachſen und dem Princip der Legitimität genug thun, indem man den König wieder auf den Thron zurückführt. Sind Sie damit einverſtanden?

Ja, Sire, ich bin vollkommen damit einverſtanden.

Der Handel iſt alſo abgeſchloſſen? Sie ſtehen mir bei, Polen zu erwerben, und ich ſtehe Ihnen bei, Sachſen ſelbſtſtändig zu erhalten?

Der Handel iſt abgeſchloſſen, Sire.

Ich freue mich deſſen, ſagte der Kaiſer heiter, und ich wünſche mir Glück dazu, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Sie können hinfort auf meine Dankbarkeit rechnen, Durchlaucht.

Auch auf Ihre Verſchwiegenheit, Sire? Auf Ihre völlige Verſchwiegenheit?

Ja, auch auf meine völlige Verſchwiegenheit, ſagte Alexander lächelnd. Ich werde Niemanden etwas von dem Uebereinkommen verrathen, das wir Beide hier untereinander getroffen haben. Hier haben Sie meine Hand darauf!

Metternich nahm die dargereichte Hand des Kaiſers und ſchloß ſie in die ſeine, indem er ſich ehrfurchtsvoll verneigte.

Aber Sie, Metternich, rief Alexander heiter, werden Sie auch nichts verrathen? Denn ich geſtehe Ihnen, wenn der König Friedrich Wilhelm von unſerm Uebereinkommen erführe, ſo würde ich etwas Furcht haben, dem ernſten, kalten Geſicht und den ſtrafenden Blicken des Königs gegenüber zu ſtehen! Ich bitte alſo, ſchweigen auch Sie, und laſſen Sie von keiner Sirene, ſo verlockend ſie auch immer ſein mag, Sich verführen.

Ah, Sire, rief Metternich lächelnd, ich fürchte keine Sirene, den die Sirenen geben ſich gar nicht die Mühe,

mich verlocken zu wollen. Sie wenden ihre Lieder und ihre Bezauberungen nur dem Einen zu, der uns Alle in den Schatten gedrängt hat. Für die andern Sterblichen haben die Sirenen keine Lieder und keine Blicke mehr.

Ah, rief der Kaiser lachend, diesem unglücklichen Einen sollten Sie rathen, sich gleich dem Odysseus Wachs in die Ohren zu stopfen, damit er den Sirenengesang nicht höre und sich nicht von ihm verlocken lasse. Doch freilich, er wäre dann zu beklagen, denn er würde gar viele schöne Melodieen entbehren müssen! Ihre Kaiserstadt ist überreich an schönen Frauen, ich sah niemals einen solchen Flor von Schönheiten, wie hier bei Ihnen.

Und Ew. Majestät haben unsere Schönheiten noch schöner gemacht, denn Sie haben sie untereinander zu einem Wettstreit angeregt. Jede möchte zu der Ehre gelangen, von Ew. Majestät mit einem Epitheton ornans geschmückt zu werden, und vor allen Dingen möchte Jede, daß Ew. Majestät von ihr sagten, was Ew. Majestät von der Gräfin Auersperg gesagt: „sie ist die Schönheit, die allein wahre Gefühle einflößt!“

Es ist wahr, sie thut das, sagte Alexander sinnend, sie ist sehr schön, und ebenso geistreich als schön, und

eben ſo ſittſam als geiſtreich. Sie kennen ſie wahrſcheinlich ſchon lange, und nicht wahr, Sie geben mir Recht?

Ich kenne die Gräfin Auersperg ſeit ihrer Kindheit, ſagte Metternich lächelnd, ſie heißt Gabriele und ſie iſt eines Heinrich des Vierten werth.

Der Kaiſer erröthete, und vielleicht, um ſeine Verwirrung zu verbergen, ſtand er auf und ſchickte ſich an, zu gehen.

Es bleibt bei unſerer Verabredung, ſagte er, Metternich zum Abſchiede ſeine Hand darreichend.

Ja, Sire, es bleibt bei unſerer Verabredung.

Der Kaiſer grüßte ihn noch einmal mit einem freundlichen Kopfnicken, und wandte ſich der Thür zu. Metternich wollte ihn bis über dieſelbe hinausbegleiten, aber der Kaiſer ſchob ihn ſanft zurück.

Ich bin nicht hieher gekommen als Kaiſer, ſagte er, ſondern als Bittſteller, ich verlaſſe Sie als Freund. Der Bittſteller hat kein Recht auf Ceremonieen, der Freund hat das Recht, ſie zurückzuweiſen, und zu bitten, daß man sans cérémonie mit ihm verkehre. Bleiben Sie alſo und laſſen Sie mich allein meinen Weg gehen!

Er drückte raſch die Thür hinter ſich zu, und ließ den Fürſten allein in ſeinem Kabinet zurück.

Metternich blieb neben der Thür ſtehen, und horchte, bis die Schritte des Kaiſers in der Ferne verhallten. Dann flog ein helles ſpöttiſches Lächeln über ſein Antlitz hin.

Er will ſeinen Weg allein gehen, ſagte er achſelzuckend, er weiß alſo nicht einmal, daß er gelenkt wird, und daß er keinen Schritt thut, den nicht der Wille Anderer beſtimmt hat. Man geht nicht ſeinen Weg allein, wenn man in ſeinem Herzen und ſeinem Gewiſſen eine Erinnerung hat, welche immerfort mit uns geht, wenn man immer über ſeinem Haupte die Fußtritte der Mörder ſeines Vaters hört *). Solche Erinnerungen ſind gar treue Begleiter auf dem Lebenswege, und man betet, um ſie zu beſchwichtigen, man wirft ſich in die Arme der Frauen, um ſie zu über-

*) Alexander befand ſich in einem Zimmer unterhalb des Schlafzimmers ſeines Vaters, des Kaiſers Paul, als dieſer durch eine Pallaſtrevolution geſtürzt und ermordet ward. Alexander hörte das Hülfeſchreien des Kaiſers, das heftige Fußſtampfen der mit ihm ringenden Mörder, aber er konnte ſeinem Vater nicht zu Hülfe eilen, da man, des Großfürſten Dazwiſchenkunft fürchtend, ihn in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte.

täuben, und man macht eine Art von Politik, die gar ſehr den Ablaßzetteln Tetzel's gleicht, man will ſich mit romantiſcher Gefühlspolitik loskaufen von begangenen Sünden! Polen wieder herſtellen, Polen eine freie Verfaſſung geben! Das heißt für den Mörder den Dolch ſchleifen, den er uns in's Herz ſtoßen will, das heißt die Schwärmer lostrennen, mit denen das politiſche Feuerwerk beginnen ſoll! Nun, wir werden ja ſehen, wie weit dieſe Herren kommen werden mit ihrer habſüchtigen Ländergier, die ſich unter philanthropiſchen Völkerbeglückungstheorieen verbirgt! Der Congreß wird ein ziemlich beluſtigendes Schauſpiel darbieten. Er iſt reich an brennenden Fragen, und ich denke, ich habe die Sache ſo vorbereitet und eingerichtet, daß Oeſterreichs Kopf und Hand allein kalt genug bleiben werden, um aus den brennenden Fragen für ſich einige vortheilhafte und nutzbringende Antworten zu gewinnen. Ich will zu Talleyrand gehen! Er muß mir helfen, das Feuer dieſer brennenden Fragen zu ſchüren, er muß im Namen Frankreichs gegen die Einverleibung Sachſens in Preußen proteſtiren, und erklären, daß Frankreich die Beſitznahme Polens von Seiten Rußlands nur dann billigen könne, wenn der Kaiſer von Rußland ſolche Garantieen gebe, welche die europäiſchen Mächte

nicht neue Unruhen und Verwickelungen befürchten ließen. Diese, von Talleyrand abgegebene Erklärung wird die Souveraine von Preußen und Rußland noch mehr gegen Frankreich erbittern und einen unheilbaren Riß in ihre Beziehungen bringen. Die Verwickelung wird immer größer werden, und je mehr der Congreß in Verwirrung und Zank auseinander geht, desto mehr werden wir für Oesterreich erobern können. Der Erisapfel dieses Congresses ist nun einmal auf die Tafel Europa's geworfen, und wir müßten gar sehr ungeschickt sein, wenn wir von diesem Apfel uns nicht das beste und wohlschmeckendste Stück für Oesterreich aneigneten. Möge also die Sache ihren Lauf gehen, der Congreß ist eröffnet, spitzen wir also öffentlich unsere Federn, aber schleifen wir im Stillen unsere Schwerter und schürzen wir im Geheimen unsere Intriguen.

Zweites Buch.

Marie Louise.

I.

Graf Neipperg.

Willkommen in Wien, mein lieber Herr Graf, ſagte Fürſt Metternich, dem Herrn, welcher ihm eben gemeldet worden, mit einer überaus freundlichen Zuvorkommenheit bis an die Thür entgegen gehend und ihm ſeine beiden Hände darreichend.

Der ſo Angeredete war ein ſchlankgewachſener, hoher Mann; ein Krieger, das bewies die glänzende, ungariſche Generalsuniform, die ſeine Geſtalt umhüllte, ein Tapferer, das bewies die breite, tiefe Narbe, die quer über ſein Geſicht hinlief und hinter der ſchwarzen Binde endete, die ſein linkes von einem Säbelhieb zerſtörtes Auge bedeckte. Aber dieſe Wunde und dieſe Binde entſtellte ſein Geſicht nicht, ſondern ſie gab demſelben einen eigenthümlichen Reiz durch den Contraſt, der zwiſchen dieſen Zeichen heroiſcher Tapferkeit und ſeinen ſonſt ſo

ſanften und milden Zügen herrſchte. In der That, das Antlitz des Generals war von ungewöhnlicher Feinheit und Zartheit, der Blick ſeines Auges feurig und ſchüchtern zugleich, die von dichten blonden Locken umkräuſelte hohe Stirn weiß wie die eines Mädchens, und doch mit jenen hohen Buckeln geſchmückt, welche den Denker und den Gelehrten verriethen, die Wangen von einer reinen Bläſſe, die von der ſchwarzen Augenbinde noch erhöht ward, der feine Mund mit den purpurnen, leicht aufgeworfenen Lippen von einem ſanften und gütigen Lächeln umſpielt, und von einem zierlichen, blonden Schnurrbart beſchattet, welcher mehr zu dem Schmuck eines Cavaliers, als zu der Uniform eines Soldaten zu paſſen ſchien. Zu dieſem feinen Geſicht ſtimmte die zierliche, ſchlanke Geſtalt, deren Ebenmaaß von der enganſchließenden, glänzend geſtickten ungariſchen Uniform noch mehr hervorgehoben ward. Seine Bruſt war geziert mit brillantenen Ordensſternen, welche die hohe Gunſt und das hohe Anſehen bewieſen, deren er ſich von den Fürſten zu rühmen hatte, denn kaum vierzig Jahre alt, beſaß er doch ſchon die höchſten Orden Oeſterreichs, und hohe Orden Rußlands und Preußens. Dieſer alſo Decorirte, der zugleich den Krieger und den Cavalier darſtellte, das war der General Graf Neip-

perg, jetzt der Ehrenkavalier der Kaiserin Marie Louise.

Fürst Metternich, wie gesagt, empfing den Eintretenden mit freundlicher Bewillkommnung und reichte ihm beide Hände dar.

Der Graf erwiderte diese fast zärtliche Begrüßung mit unnachahmlicher Grazie und mit Worten, die von der Freude zeugten, welche der Graf empfand den verehrten und angebeteten Fürsten wiederzusehen.

Setzen wir uns, mein lieber General, und plaudern wir, sagte der Fürst, den Grafen Neipperg zu dem Divan hinführend, in den er ihn sanft niederdrückte, worauf er ihm gegenüber auf einem Fauteuil Platz nahm. Es ist mir, als hätten wir uns eine Ewigkeit lang nicht gesehen, und als hätten wir uns vielerlei zu sagen und zu fragen.

Wollen Ew. Durchlaucht mir also einige Fragen erlauben? fragte Graf Neipperg. Denn ich gestehe Ihnen, ich komme mir vor wie ein Wilder, der durch einen Zauberschlag plötzlich in die Mitte der civilisirten Welt versetzt worden; ich war nur zwei Monate von Wien abwesend, und doch scheint mir, daß Wien sich in dieser Zeit vollkommen verändert und umgestaltet hat.

Das macht, wir haben jetzt hier in Wien den europäiſchen Congreß, ſagte Fürſt Metternich lächelnd, es wimmelt bei uns von Fürſten, Generälen und Diplomaten, und man kann keinen Schritt thun, ohne nicht irgend einem kleinen Souverain, oder einem Reichsgrafen auf den Fuß zu treten.

Sie begreifen alſo, Durchlaucht, daß es mir ſchwer fällt, mich in dieſer fremden Welt zu orientiren, rief der Graf, und ich bitte Sie deshalb mir einige Fragen erlauben zu wollen.

Fragen Sie, lieber Graf, fragen Sie, aber vergeſſen Sie nicht, daß nachher auch an mich die Reihe kommt.

Ich werde es nicht vergeſſen, Durchlaucht! Ich erlaube mir alſo vor allen Dingen zu fragen: wie ſteht es mit dem Congreß? Was thut er eigentlich, was will er eigentlich, und welches iſt ſein Ziel eigentlich?

Mein Freund, rief Metternich lachend und mit dem Anſchein des Schreckens, Sie thun da wahrlich Fragen, auf die, wie ich glaube, nur Gott im Himmel genügende Antwort geben kann. Was der Congreß thut? Mein Gott, er ſpricht viel, projectirt viel und amüſirt ſich viel. Was der Congreß will? Nun, er will die Verhältniſſe der Fürſten unter einander und der Fürſten

zu ihren Völkern ordnen. Was das Ziel des Congreſſes iſt? Ich glaube, der allgemeine Frieden, es iſt indeſſen auch ſehr möglich, daß es der allgemeine Krieg ſein wird.

Mein Fürſt, ſagte Graf Neipperg, ſich lächelnd verneigend, Sie haben mir da geantwortet in Worten, deren Myſtik dem Orakel zu Delphi Ehre machen würde.

Oh, und ich verſichere Sie, rief Metternich lachend, daß die Pythia auf ihrem heißen Dreifuß nicht mehr gelitten hat, als ich auf meinem Fauteuil in den Congreßſitzungen! Sind Sie jetzt zu Ende mit Ihren Fragen, lieber Graf, und iſt an mir die Reihe?

Ich bitte, mir noch einige Ihrer Orakelſprüche zu gönnen.

Nun denn, Prieſter des Apollo und der neun Muſen, ſo fragen Sie!

Hat der Congreß ſich ſchon mit dem weitern Schickſal des Kaiſers Napoleon beſchäftigt?

Wie denn, mit dem weitern Schickſal Napoleons? Er iſt Gefangener auf Elba.

Und man will ihn dort laſſen? Europa fürchtet nicht die Gefahr, dieſen Mann, der eine ewige Brandfackel iſt, innerhalb ſeiner Grenzen zu dulden?

Es ist nicht entschlossen, ihn so weit fortzubringen, daß Frankreichs Soldaten nicht mehr das Tönen seiner Stimme vernehmen, nicht mehr die Seufzer hören können, die der Sturmwind von Elba zu ihnen herüberträgt, und die ihre Augen feucht machen von den Thränen der Sehnsucht und der Liebe?

Europa ist gewaffnet und fürchtet nichts. Es hat den gefangenen Prometheus auf der Felseninsel fest geschmiedet, und so lange er sich dort still und ruhig verhält, haben wir nicht das Recht, ihn von dort zu entführen. Nichtsdestoweniger ist doch schon davon die Rede gewesen, besonders seit der Herzog von Lucca feierlich Protest eingelegt hat gegen Napoleon's Besitznahme Elba's, und sie als sein seit Jahrhunderten dem Hause Luccia zustehendes Eigenthum beansprucht hat. *) Außerdem ist der Graf Pozzo di Borgo da, dessen unversöhnlicher Haß mit unerschütterlicher Ausdauer seinen corsischen Landsmann verfolgt, und sich nicht dabei beruhigen kann, daß man seinem einstigen Freunde noch den Schatten jener Größe gelassen hat, die der ehrgeizige Graf ihm früher so schmerzlich beneidet hat. Sie wissen ja, es giebt keine grausameren Feinde, als solche,

*) Comte de la Garde: Congrès de Vienne. I.

die früher unſere zärtlichen Freunde waren, und Pozzo di Borgo möchte daher gern neue Torturen und Martern erfinden, um ſeine corſiſche Blutrache an ſeinem Rivalen zu nehmen. Indeß bis jetzt iſt es ihm noch nicht gelungen, das Ohr des Kaiſers Alexander zu gewinnen, obwohl die Fürſtin Bagration und die Herzogin von Sagan, welche Beide den Haß Pozzo's theilen, ihn beim ruſſiſchen Kaiſer in ſeinen Bemühungen unterſtützen. Aber Sie wiſſen ja, der gute Kaiſer Alexander iſt eine romantiſche Seele; er hat jetzt die Freundſchaft, die er einſt dem Kaiſer Napoleon feierlich zugeſchworen und nicht gehalten hat, auf Napoleon's Stiefſohn Eugène Beauharnais übertragen, und deshalb hört er nicht auf die grauſamen Einflüſterungen Pozzo's. Da aber der Kaiſer von Rußland auf unſerm Congreß die erſte Puiſſance iſt, ſo iſt ſein Benehmen maßgebend für die Andern, und die kleinern Souveraine wagen es nicht noch ferner, mit ihren Krallen nach dem Adler zu hacken, da der große ruſſiſche Doppeladler ihn nicht weiter anfällt. — Nun, mein lieber Graf, dies Mal ſind Sie hoffentlich mit meiner Antwort zufrieden, denn Sie werden geſtehen müſſen, daß ſie ausführlich und bündig war, und nichts von der Myſtik des Dreifußes an ſich trug.

Ich danke Ew. Durchlaucht, denn ich fange in der That schon an, mich zu orientiren. Jetzt erlaube ich mir nur noch Eine Frage!

Ihre letzte, lieber Graf?

Ja, Durchlaucht, meine letzte. Wie steht es mit dem Herzogthum Parma? Wird die Kaiserin Marie Louise es erhalten? Wird sie als Souverainin dieses Herzogthums bald von den hier versammelten Fürsten anerkannt werden? Beschäftigt sich der Congreß nicht vorzugsweise mit dieser Frage, und denkt er daran, die Zukunft der entthronten Kaiserin zu sichern, ihrem Sohn, der jetzt keinen Namen, kein Erbe, keinen Titel hat, endlich wenigstens die Anerkennung zu geben, die ihm als dem legitimen Sohn einer Erzherzogin von Oesterreich zusteht? Beschäftigt sich der Kaiser, Marie Louisens Vater, nicht vorzugsweise mit diesen Verhältnissen seiner edlen und unglücklichen Tochter, und ist bemüht ihr eine weniger demüthigende, abhängige und kränkende Stellung zu geben, wie die Kaiserin sie jetzt leider erdulden muß?

Ah, mein lieber Graf, Sie verstehen es in der That, Fragen zu stellen, die gleich den Kern der Sache ergründen wollen, und diese Fragen mit einem Feuer und einer Beredtsamkeit vorzutragen, die Ihrem Herzen

und Ihrem Geiſt Ehre machen. Ich will verſuchen, Ihnen auf alle Ihre Fragen ſo entſcheidend und prägnant als möglich, jedenfalls aber aufrichtig zu antworten. Sie fragten zuerſt, ob die Kaiſerin das Herzogthum Parma erhalten und als Souverainin bald von den hier verſammelten Fürſten werde anerkannt werden? Dieſes „Bald" ſetzt mich einigermaßen in Verlegenheit; ich hoffe zwar, daß wir eines Tages unſer Ziel erreichen, und die Erzherzogin zur ſouverainen Herzogin von Parma erheben werden, aber ob das bald ſein kann, hängt von den Umſtänden ab, und — von der Kaiſerin Marie Louiſe ſelber. Wir werden nachher darauf zurückkommen. Zuerſt will ich ihnen nur alle Ihre Fragen beantworten. Sie fragten alſo ferner: ob der Congreß ſich nicht vorzugsweiſe damit beſchäftige, der entthronten Kaiſerin einen Erſatz, ihrem kleinen Johann ohne Land und ohne Namen endlich Land und Namen zuzuführen. Darauf erwidere ich Ihnen: der Congreß beſchäftigt ſich mit Allem, er denkt an Alles, er ſpricht über Alles, aber daher kommt es auch, daß über dem Allen das Einzelne nicht vorwärts kommt, und daß wir Viel zu thun ſcheinen, aber im Grunde bis jetzt gar nichts Poſitives gethan haben. Zuletzt fragten Sie noch, ob der Kaiſer Franz ſich

nicht vorzugsweiſe mit den Verhältniſſen ſeiner Tochter beſchäftige, und bemüht ſei, die Erzherzogin Marie Louiſe anſtändig zu dotiren, und ſie zu einer Souverainin zu machen? Sie können aber leicht ermeſſen, mein Freund, wie vorſichtig und zurückhaltend der Kaiſer ſich in dieſer Sache benehmen muß, und wie jeder Schritt, den er für ſeine Tochter bei den andern Souverainen thun muß, ſeinen Stolz verletzt und ſeine Delicateſſe verwundet. Der Kaiſer hat daher den feſten Entſchluß gefaßt, ſich gar nicht perſönlich für dieſe Angelegenheit zu verwenden, ſondern den Congreß allein über die nothwendige Entſchädigung der entthronten Kaiſerin von Frankreich entſcheiden zu laſſen. Oeſterreich, welches ja doch eine erſte Stimme in dem Congreß hat, wird alſo nichtsdeſtoweniger in dieſer Angelegenheit mitwirken und mithandeln, aber nicht, weil Marie Louiſe die Tochter des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes iſt, ſondern weil die Placirung der Gemahlin des Gefangenen von Elba eine Pflicht des Congreſſes, und von den verbündeten Mächten in Paris feierlich verſprochen iſt. Der Kaiſer Franz hat übrigens den Souverainen erklärt, daß er bei dieſer Frage gar kein perſönliches Intereſſe habe, und jedenfalls im Stande ſei, ſeiner Tochter eine ihren Verhältniſſen an-

gemeſſene Dotation aus den Krongütern ſeines Hauſes zu machen. Indeſſen hoffe ich, daß es unſern geheimen Bemühungen und Verwendungen gelingen werde, der Kaiſerin das Herzogthum Parma zu ſichern, aber dies hängt von dem Benehmen der Erzherzogin ſelber ab, und in der Art, wie ſie ſich zu dem Gefangenen von Elba ſtellt. Ich werde Ihnen darüber nachher Ausführliches ſagen. Jetzt aber, mein lieber Graf, jetzt, da ich Ihnen alle Ihre Fragen beantwortet habe, jetzt, nicht wahr, werden Sie auch mir gütigſt erlauben, einige Fragen an Sie zu richten, und die Güte haben mir dieſelben aufrichtig zu beantworten?

Ich verſpreche es Ihnen, Durchlaucht. Haben Sie alſo die Gnade zu fragen.

Nun alſo, ich frage! Wie ſtehen Sie zu der Erzherzogin Marie Louiſe?

Ach Durchlaucht, das iſt eine Frage, die ich Ihnen leider ohne Umſchweife ganz kurz und bündig beantworten kann. Die Erzherzogin Marie Louiſe haßt mich und verabſcheut mich!

Ach, Sie haßt und verabſcheut Sie, rief Metternich, indem er nachläſſig mit den Spitzenmanſchetten ſpielte, die unter dem Aermel ſeines geſtickten Gewandes hervorſchauten, und über ſeine feine weiße Hand nieder-

fielen. Erzählen Sie mir doch ein wenig, wie dieſer Haß ſich äußert, und wie dieſer Abſcheu ſich darlegt?

Durchlaucht, das iſt ſchwer zu ſagen, denn es iſt eine Sache, die nur mit dem Inſtinct errathen, nur mit dem Tact des Herzens gemeſſen wird. Die Kaiſerin iſt viel zu milde, viel zu großmüthig und zart, um mich abſichtlich kränken und beleidigen zu wollen, aber ihr Haß verräth ſich in tauſend kleinen Dingen, die vielleicht nur Ich ſehe, aber die ich doch ſehe. So oft ich ihr nahe, geht ein leiſes Zucken durch ihre Geſtalt, ihre Lippen preſſen ſich trotzig aufeinander, über ihre Stirn fliegt ein Schatten hin, und ihre blitzenden Augen fordern von mir eine Erklärung, wie ich es wagen darf, unaufgefordert in ihre Nähe zu kommen. Wenn ich ſie dann demüthig über mein unaufgefordertes Erſcheinen um Verzeihung bitte, ſo ſcheint ſie meine Worte gar nicht zu hören, wenigſtens ſie gar keiner Beachtung werth zu halten, und ſicher wird ſie nach kurzer Zeit ſchon irgend einen Vorwand ſuchen, um ſich zu entfernen und in das Innere ihrer Gemächer zurückzuziehen.

Aber Sie waren jetzt ſechs Wochen lang mit der Kaiſerin auf der Reiſe. Sie haben mit ihr die Schweiz beſucht, die Alpen beſtiegen, da gab es doch keine Ge-

legenheit ſich in ihre Gemächer zurückzuziehen, und da konnte Marie Louiſe Sie doch nicht hindern, neben ihr zu gehen?

Sie hat es indeſſen ſehr wohl gehindert, Durchlaucht. Wir fuhren in mehreren Wagen, die Kaiſerin mit der Gräfin Brignole in dem erſten Wagen, die Herren von Meneval, Bauſſet und ich in dem zweiten Wagen, und in dem dritten und vierten folgte die Dienerſchaft. Es war vom erſten Tage der Reiſe an eingeführt, daß die Kaiſerin einen von den Herren des zweiten Wagens einlud, ſich in ihren Wagen auf dem Rückſitz zu placiren, und einige Stationen ihr Geſellſchaft zu leiſten. Nun, die Kaiſerin hat mich am ſeltenſten und ſpärlichſten zu dieſer Ehre gelangen laſſen, ſie hat die beiden andern Herren wohl drei, vier Mal eingeladen, ehe ſie mir Ein Mal dieſe Gunſt erzeigte, und wenn ich dann und wann wirklich eine Einladung empfing, in den Wagen der Kaiſerin zu kommen, ſo geſchah das jedes Mal auf der letzten Station vor dem Reiſeziel des Tages, ſo daß ich dann nur die Hälfte der Zeit mit der Kaiſerin zubrachte, welche ſie den beiden andern Herren vergönnte, in ihrer Geſellſchaft zu ſein.

Und nahmen Sie das gelaſſen hin, Herr General? Beſchwerten Sie Sich nicht?

Einmal wagte ich mich zu beſchweren, und der Kaiſerin zu ſagen, wie wehe es mir thue, von ihr ſo zurückgeſetzt zu werden. Da ſah die Kaiſerin mich mit einem ſchnellen und trotzigen Blick an. „Herr Graf, ſagte ſie, mein Vater, der Kaiſer, hat mir befohlen, daß Sie als mein Ehrencavalier an meiner Reiſe Theil nehmen, aber er hat mir nicht befohlen, daß ich Sie die Reiſe in meinem Wagen machen laſſe, und ich darf folglich über den Rückſitz meines Wagens nach meinem Gutdünken verfügen.“

Ah, das war allerdings eine ziemlich herbe Antwort, ſagte Metternich achſelzuckend. Aber Sie machten doch auch oftmals Wanderungen, Bergpartieen zu Fuß? Dabei konnte es doch die Kaiſerin nicht vermeiden, Sie in ihrer Nähe zu dulden?

Aber ſie verſtand es, mich doch ſo fern als möglich zu halten, ſeufzte Graf Neipperg. Sie machte die Gebirgspartieen entweder zu Pferde, und dann ritt ſie auf der einen Seite dicht neben der Gräfin Brignole, auf der andern Seite mußten die beiden Führer einhergehen. Ging ſie zu Fuß, ſo konnte ſie es freilich nicht immer vermeiden, daß ich mich ein wenig an ihre Seite drängte, und mit ihr wanderte, aber ſie begann dann jedes Mal von dem Kaiſer, ihrem Gemahl, zu ſprechen,

und zwar mit einer Begeiſterung und einem Feuer der Empfindung, die mich wahrhaft erſchreckten, und mir bewieſen, daß das Herz der Kaiſerin noch immer mit aller Gluth der erſten Liebe an ihrem Gemahl hängt. Da es mir aber unangenehm und ſchmerzlich war, immer dieſen Dithyramben ihrer Liebe zuhören zu ſollen, ſo zog ich mich freiwillig mehr zurück, und hielt mich ferner von der Kaiſerin, ſo daß ich in den letzten Tagen unſerer Reiſe ſehr wenig mit ihr geſprochen habe. Gerade dieſe letzten Tage aber war die Kaiſerin ſo heiter und froh, wie ich ſie nie zuvor geſehen habe, ſie lachte und ſchäkerte in der anmuthigſten und zierlichſten Weiſe, ſie war von einer hinreißenden Naivetät, einer bezaubernden Grazie; es ſchien, als wolle ſie mir beweiſen, daß ihre Seele aufathme in Freudigkeit, ſeit ich ſie nicht ſo oft mit meiner Nähe beläſtigte. Als wir endlich heute in Schönbrunn anlangten, dankte ſie Jedem ihrer Reiſegefährten für die geleiſteten Dienſte, Jedem ſagte ſie einige freundliche Worte, zu mir aber ſagte ſie, ſich verneigend: „mein Herr, ich habe Sie und mich während dieſer Reiſe beklagt. Sie waren von meinem Vater zu dieſer Reiſe befohlen, es war ein Zwang für Sie mich zu begleiten, ein Zwang für mich, Ihre Begleitung annehmen zu müſſen. Sie waren der Beob-

achter, ich die Beobachtete, es konnte alſo keine Harmonie zwiſchen uns ſein. Ich danke Ihnen indeſſen, daß Sie das Amt eines Aufſehers mit ſo viel Anſtand und Nachſicht geübt haben, und ich hoffe, daß Sie in Ihrem Bericht über mich an den Kaiſer, meinen Vater, milde ſein werden."

Vraiment, die Frauen ſind doch ein gar grauſames und ſchonungsloſes Geſchlecht, ſagte Metternich lachend. Sie ſagte Ihnen das in Gegenwart der Andern, und ſo, daß dieſe ihre Worte hören konnten?

Ja, Durchlaucht, ſo daß der Graf Bauſſet und der Baron Meneval jedes Wort hören mußten, und es für nothwendig hielten, nachdem die Kaiſerin uns verlaſſen hatte, das harte Benehmen Marie Louiſens zu entſchuldigen, und mir ihr inniges Bedauern und Mitgefühl auszudrücken.

Wahrhaftig, das thaten ſie? ſagte Metternich achſelzuckend. Dann wußten ſie nicht, was ſie thaten. — Sie glauben alſo, Herr Graf, daß die Kaiſerin noch an ihren Erinnerungen hängt, daß ſie Napoleon noch liebt, und bereit wäre, zu ihm nach Elba zu gehen?

Ich glaube, daß die Kaiſerin ihren Gemahl zärtlich und leidenſchaftlich liebt, und daß ſie nicht blos bereit iſt, zu ihm nach Elba zu gehen, ſondern daß ſie ſich

heimlich zu ihm flüchten wird, wenn man ihr verwehren will, sich öffentlich mit ihrem Gemahl zu vereinigen. Die Kaiserin hängt mit ganzer Seele an ihren Erinnerungen, sie fühlt sich ganz und gar als Französin, sie spricht nur Französisch, scheint das Deutsche ganz vergessen zu haben, und es nicht wieder lernen zu wollen, denn sie verkehrt nur mit ihrer französischen Umgebung, und hat ihr Haus ganz auf französischem Fuß und nach französischer Etiquette eingerichtet. Alles erinnert sie daher nur an ihre Vergangenheit, Alles spricht ihr von dem Kaiser, sogar die Livréen ihrer Diener, das Wappen ihrer Equipage, denn ihre Diener tragen die Livrée Napoleons, auf den Köpfen die Kaiserkrone mit dem großen ominösen N, und auf den Equipagen prangt das Napoleonische Kaiserwappen.

Man wird sie bitten müssen, ihre Livréen zu ändern, und ihren Equipagen das Habsburgische Kaiserwappen wiederzugeben, sagte Metternich lächelnd.

Sie wird die Erfüllung dieser Bitte verweigern, Durchlaucht, rief der Graf seufzend.

Man wird sie also nicht bitten, sagte Metternich gelassen, sondern man wird solche Mittel anwenden, daß Marie Louise aus freiem Antrieb ihre Livréen und ihr Wappen ändert! Dies ist meine Aufgabe, und ich ver-

ſichere Sie, lieber Graf, daß ich ſie in einigen Tagen gelöſt haben werde. — Jetzt aber, nachdem Sie mir ſo gütig und mit ſo dankenswerther Genauigkeit auf meine Fragen geantwortet haben, jetzt wollen wir uns recht vertraulich und aufrichtig mit einander beſprechen. Sind Sie geneigt dazu, mein lieber Graf?

Ach, Sie ſehen wohl, Durchlaucht, daß ich Ihnen gegenüber mein Herz auf der Zunge trage, und daß ich durchaus vertraulich und aufrichtig geweſen bin.

Wollen wir alſo, wenn's Ihnen beliebt, in dieſer Vertraulichkeit fortfahren. Sie wiſſen, mein theuerſter General, wie ſehr ich Sie immer geliebt und hochgeachtet habe und welch' unbegrenztes Vertrauen ich in Ihre Fähigkeiten und Ihren Geiſt ſetze. Ein Beweis davon iſt, daß ich dem Kaiſer vorſchlug, Sie der Kaiſerin Marie Louiſe als Reiſebegleiter mitzugeben und Ihnen die Stelle eines Oberſtallmeiſters und Ehren-Cavaliers der Kaiſerin zu geben.

Durchlaucht, ich finde, daß das ſehr gütig von Ihnen war, ſagte Neipperg mit einem tiefen Seufzer, die Kaiſerin wird indeß nicht meiner Meinuug ſein und es Ihnen wenig Dank wiſſen.

Metternich zuckte die Achſeln und ein ſpöttiſches Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Da wir alſo übereinge-

kommen ſind, uns vertraulich zu unterhalten, ſagte er, wollen Sie mir da noch zwei vertrauliche Fragen erlauben?

Durchlaucht, fragen Sie, ich werde Sie in meiner Antwort auf den Grund meines Herzens ſchauen laſſen.

Nun denn, verzeihen Sie, — lieben Sie Ihre Gemahlin, die Gräfin Neipperg?

Der Graf ſtutzte und ſchlug vor den zugleich lächelnden und forſchenden Blicken Metternich's die Augen nieder.

Durchlaucht, ſagte er leiſe und verwirrt, die Gräfin iſt die Mutter meiner vier Söhne.

Ah, bah, lieber Graf, rief Metternich lachend, ich frage nicht nach den Söhnen, ſondern nach der Mutter! Lieben Sie dieſe? Sie antworten mir nicht? Nun, wir ſind hier unter vier Augen und unſere Frauen hören uns nicht, ſeien wir alſo aufrichtig mit einander, und um Ihnen Muth zu machen, will ich Ihnen mit gutem Beiſpiel voran gehen. Hören Sie alſo, meine Gemahlin, die Fürſtin Metternich, iſt auch die Mutter meiner Kinder, aber, — ich liebe Sie dennoch nicht. Die Fürſtin entbehrt jedes Liebreizes, jeder äußern Annehmlichkeit, ich habe das immer gewußt, und ſie nicht aus Liebe, ſondern aus Politik geheirathet, denn die

Fürſtin gehörte einer Familie und einer Partei an, die hier am Kaiſerhofe ſehr mächtig und mir ſehr nützlich war, die Fürſtin war indeß außerdem ſehr ehrgeizig und beſitzt einen ſcharfen Verſtand. Wie wir uns verheiratheten, gelobten wir uns feſtes Zuſammenhalten in allen politiſchen Dingen, aber zugleich für ſie und für mich die Freiheit, Jeder ſeinen Weg ungenirt zu gehen. Und wir haben Beide dies Gelöbniß treulich erfüllt. In politiſchen Dingen haben wir immer feſt zu einander gehalten, und ich verſchmähe es keineswegs, politiſche Chancen, die der Mühe werth ſind, mit ihr zu überlegen, — in andern Dingen, namentlich aber in den Herzensangelegenheiten, ſind wir Jeder unſern eigenen Weg gegangen und gehen ihn noch. Alle Welt weiß das und ſieht das ja, und hat manches Aergerniß daran genommen, denn wir haben uns Beide niemals genirt. Dennoch aber, wie geſagt, achte ich die Fürſtin von ganzem Herzen, aber — ich liebe ſie nicht.*) — Da haben Sie mein aufrichtiges Bekenntniß, theuerſter Graf, und jetzt wiederhole ich meine Frage: lieben Sie Ihre Gemahlin, die Frau Gräfin Neipperg?

---

*) Metternichs eigene Worte. Siehe: Kaiſer Franz und Metternich. (Von Hormayr.) S. 90.

Nun, mein Fürst, rief der Graf lachend, die Geschichte meiner Ehe ist eine vollkommene Wiederholung der Ihrigen, und damit ist Alles gesagt! Ich liebe meine Gemahlin nicht, und habe sie niemals geliebt. Der Wille und Wunsch unserer Familien hat uns vermählt, wir haben unsere Ehe mit Anstand, wie ein bequem sitzendes Staatskleid getragen, in dem wir uns aber niemals häuslich fühlten. In den letzten Jahren indeß haben wir uns weniger von dem Genre dieser Ehe bedrückt gefühlt, denn wir waren immerfort getrennt. Mich hielt der Krieg und mein Dienst fern, meine Gemahlin war mit der Erziehung unserer Söhne und der Verwaltung unseres Gutes, das in Würtemberg liegt, beschäftigt, und so glaube ich, haben wir gegenseitig fast vergessen, daß wir vermählt sind, und erinnern uns nur daran, wenn wir uns alle Quartal über den Stand unserer Angelegenheiten und das Wohlergehen unserer Söhne Nachricht geben.

Ihr Herz ist also vollkommen frei, Herr Graf?

Ich glaube, ja, sagte der Graf zögernd.

Ach, Sie glauben, rief Metternich lächelnd. Nun, mein lieber Graf, ich glaube das nicht! — Ich will Ihnen die Wahrheit sagen: Sie lieben die Kaiserin Marie Louise!

Der Graf zuckte zuſammen und eine tiefe Röthe flammte einen Moment über ſein Antlitz hin, um dann einer tödtlichen Bläſſe Platz zu machen. Wiſſen Sie, Durchlaucht, ſagte er beklommen und verwirrt, wiſſen Sie, daß Sie mich da zugleich eines Hochverraths und eines Unglückes zeihen?

Wie ſo denn, Graf?

Es wäre ein Hochverrath, wenn ich die Tochter meines Kaiſers, die Erzherzogin und Kaiſerin, zu lieben wagte, es wäre für mich ein Unglück, denn die Erzherzogin haßt mich!

Reden wir zuerſt von Ihrem Hochverrath, Graf! Wiſſen Sie, warum ich Sie, und gerade Sie zum Begleiter und Ehren-Cavalier der Kaiſerin Marie Louiſe auserkor? Weil Sie ein ſehr tapferer Soldat und Ehrenmann, ein ſehr vornehmer Edelmann, ein ſehr eleganter Cavalier, ein ſehr intereſſanter Geſellſchafter und ein ſehr ſchöner Mann ſind.

Ach, Durchlaucht, rief Neipperg lachend, indem er auf die ſchwarze Binde ſeines Auges hindeutete, man iſt nicht ſchön, wenn man einäugig iſt, und das Geſicht von Narben zerfetzt hat.

Die Narben ſind die Wappenſchilder Ihres Ruhms, und was die Einäugigkeit anbetrifft, ſo hat das den

Damen nur Gelegenheit gegeben, Ihnen ein neues Epitheton voraus zu verleihen, denn sie nennen Sie seitdem „den blinden Amor.“ Ich wußte, daß man Sie so nennt, und meine Gemahlin, sowie die Fürstin Bagration versicherten mich, daß, wenn es Ihnen Ernst ist, eine Frau zu gewinnen und ihre Liebe zu erobern, es keine Frau giebt, die Ihnen zu widerstehen vermöchte. Ich weiß nicht, ob diese beiden Damen aus Erfahrung sprechen, aber ich weiß, daß ich gern die Erfahrung machen wollte, ob sie Recht hatten, und daß ich Sie deshalb zum Ehren-Cavalier der Erzherzogin Marie Louise und zu ihrem Reisebegleiter ernannte.

Und jetzt, Durchlaucht, haben Sie die Erfahrung gemacht, daß man Ihnen falsch berichtete. Die Erzherzogin Marie Louise haßt mich.

Vielleicht haben Sie sich nicht mit Ernst und Eifer um ihre Gunst bemühen wollen? Vielleicht finden Sie die Kaiserin nicht interessant, nicht schön, nicht liebenswürdig und anmuthig?

Ach, Durchlaucht, sie ist das reizendste, bezauberndste, liebenswürdigste, geistreichste Wesen, das ich je gesehen!

Der Hochverrath ist also erklärt, Sie lieben Marie Louise. Still, still, vertheidigen Sie sich nicht, sondern gönnen Sie einem Rechenmeister, der sich eine

ſchwierige Aufgabe geſtellt hatte, den kleinen Triumph, zu ſehen, daß ſein Exempel richtig gerechnet iſt und die Probe aushält. Aufrichtig alſo: ich wünſchte und hoffte, daß Sie die Erzherzogin lieben ſollten, ich rechnete dabei auf Ihr Herz und — auf Ihren Ehrgeiz. Denn man mag noch ſo ſehr Philoſoph ſein, es iſt immerhin ſchmeichelhaft für einen tapferen General, wenn er eine Feſtung erobert, welche dem Kaiſer und Feldherrn Napoleon gehört und von ihm vertheidigt wird; es iſt immerhin ſchmeichelhaft für einen noch ſo hochgeborenen Grafen, der bevorzugte Freund und, — ſagen wir das Wort, — der Geliebte einer Kaiſerstochter, einer Erzherzogin zu ſein! Ich rechnete alſo auf Ihr Herz und Ihren Ehrgeiz! Und jetzt, mein Freund, jetzt, da wir uns ſo lange von Herzensangelegenheiten unterhalten haben, jetzt dürfen wir uns wohl erlauben, uns auch einige Momente mit der Politik zu beſchäftigen. Sie fragten vorhin, ob die Erzherzogin Marie Louiſe Ausſichten habe, bald in den Beſitz des Herzogthums Parma zu gelangen, und ich gab Ihnen vorher eine ausweichende Antwort, jetzt will ich Ihnen beſſer antworten: es hängt von Ihnen ab, lieber theurer Graf, ob die entthronte Kaiſerin, die heimgekehrte Erzherzogin bald die ſouveraine Herzogin von Parma werden kann.

Von mir? rief der Graf erſchrocken. Was kann ich dazu thun, Durchlaucht?

Sie können Alles dazu thun, Graf, und Sie müſſen den Willen und die Abſicht haben, Alles zu thun! Sie müſſen Marie Louiſe vergeſſen machen, daß ſie Kaiſerin und Franzöſin war, und ſie ſanft dahin bringen, daß ſie ſich wieder als Erzherzogin und als Deutſche fühlt. Sie müſſen als tapferer General Breſche ſchlagen in die Feſtung ihres Herzens, und müſſen die Liebe, das Bild und die Erinnerung Napoleons daraus verjagen. Sie müſſen die Erzherzogin gelehrig und fügſam machen, auf daß ſie einſieht, daß ihre Exiſtenz und die ihres Sohnes nur wieder eine feſte und geſicherte werden kann, wenn ſie ſich ganz und gar von Napoleon losſagt, wenn ſie ihren Vater ermächtigt, bei dem Papſt zu Rom auf eine Trennung ihrer Ehe mit dem Exkaiſer Napoleon anzutragen, und wenn ſie öffentlich und in's Geheim jeden Verkehr mit dem Gefangenen von Elba aufgiebt. Sobald ſie dieſe Entſchlüſſe faßt, und durch ihre Handlungen die Aufrichtigkeit derſelben bewährt, iſt ihr das Herzogthum Parma geſichert, und ſie kann dort reſidiren, vorausgeſetzt, daß ſie neben ſich einen vertrauten und klugen Rathgeber hat, der ihre politiſche Unerfahrenheit leitet, und ihr das Geſchäft der Staatsregierung

nach Kräften erleichtert. Ein ſolcher Rathgeber müßte alſo Marie Louiſens Staatsminiſter ſein, ein Mann voll Einſicht, Mäßigung, Verſtand und Klugheit, mit einem Wort, Sie, Graf Neipperg, müßten es ſein!

Der Graf erröthete vor Vergnügen und ein Blitz flammte in ſeinen Augen auf, aber er unterdrückte ihn ſchnell und ſchlug die Augen nieder.

Ich ſagte Ihnen ja, Durchlaucht, daß die Kaiſerin mich verabſcheut und haßt, bemerkte er traurig.

Mein Freund, die Liebe fängt ſehr oft mit dem Haß an, und die Herren von Bauſſet und von Meneval, welche Sie beklagten, weil Marie Louiſe hart und grauſam gegen Sie war, die müſſen ſehr wenig die Politik der Liebe und die Herzen der Frauen kennen. Wenn die Frauen fühlen, daß ſie angegriffen werden und daß ſie zu ſchwach ſind, um dem Angriff widerſtehen zu können, ſo machen ſie es, wie die Schnecke es in ihrem Hauſe macht. Sie kriechen hervor aus der Feſtung ihres Herzens, ſtrecken ihre Hörner vor und greifen an, um ſich zu vertheidigen und zu retten. Es kommt dann Alles darauf an, daß man die kleinen zierlichen Schneckchen bei den Hörnern ergreift und ſie verhindert wieder in ihre Feſtung zurückzukriechen, ſondern ſie zwingt, ihr wahres und wirkliches Antlitz zu zeigen.

Marie Louiſe vertheidigt ſich mit dem Haß gegen die Liebe, glauben Sie das einem Manne, der von ſich ſagen darf, daß er die Frauen kennt, und ſich dieſe Kenntniß mit hundert ſüßen und bittern Erfahrungen erkauft hat.

Oh, was Sie da ſagen, macht meinen Kopf wirre, und mein Herz beben vor Entzücken, murmelte der Graf. Sie zeigen mir da ein Glück, welches ſo blendend iſt, daß ich fürchte, es ſich in einen Blitz verwandeln zu ſehen, der mich zerſchmettert und vernichtet. Dieſe ſchöne liebreizende Frau, welche ich anbete, welcher jeder Pulsſchlag meines Herzens, jeder Gedanke meines Kopfes gehört, die ſollte eines Tages mich lieben können!

Sie wird es, wenn Sie als tapferer General um ſie werben. Sie haben Ihre Narben, Ihre Schönheit, Ihren Geiſt für ſich, und endlich haben Sie noch die Kunſt als Ihren Schildknappen. Sie ſind Virtuos, ein Meiſter des Clavierſpiels! Die Muſik iſt aber die beſte Bundesgenoſſin der Liebe, ſie umſtrickt die Sinne mit allerlei träumeriſchen und nebelhaften Gefühlen, ſie hüllt die Gedanken in duftige Schleier von Träumereien, Phantaſterei und Poeſie, und lullt die Vernunft ein zum Beſten des Gefühls. Es iſt eine recht ſinnliche Kunſt,

die Muſik, und deshalb haben die Bildhauer und Maler Recht, welche dem Amor eine Leier in den Arm legen. Wenn der Amor ſingt und muſicirt, widerſteht ihm kein Frauenherz. Muſiciren Sie alſo, mein ſchöner blinder Amor, muſiciren Sie Marie Louiſens Herz wach, ſingen Sie ihre Erinnerungen in ewigen Schlaf, und lullen Sie ihre Kaiſerliebe mit den Wiegenliedern einer neugebornen zweiten Liebe ein. Das iſt Ihre Aufgabe, und bei Gott, mich dünkt, es iſt eine ſchöne und ſtolze Aufgabe. Der Nebenbuhler eines Napoleon zu ſein, iſt immer ſchon Etwas, ihn beſiegt zu haben, iſt ſehr Viel!

Nur daß, ſelbſt wenn ich das Glück hätte zu ſiegen, dieſer Sieg ſich in Schweigen und Geheimniß zurückziehen müßte, ſeufzte der Graf, nur daß die Welt niemals erfahren dürfte, daß ich gewagt, auch nur der Nebenbuhler Napoleons bei der Tochter des Kaiſers von Oeſterreich zu ſein!

Und warum nicht, mein Freund? Was war denn Napoleon, der erſte Gemahl dieſer Tochter des Kaiſers? Er war der Sohn eines Advokaten, war ſelbſt ein armer Artillerie-Offizier. Nun, Sie ſind Graf und General; die Kaiſerin wird ſich in eine Herzogin verwandeln, und dadurch einige Stufen zu Ihnen herabſteigen;

Sie werden ſich vielleicht in einen Fürſten, einen Feldmarſchall verwandeln und dadurch einige Stufen zu ihr heraufſteigen, ſo werden Sie ſich begegnen und ſich die Hand reichen können, — iſt es dabei nicht gleichgültig, ob Sie ſich die rechte oder die linke Hand reichen? Aber ich verliere mich da in Träumereien über die Zukunft, und wir wollten zunächſt doch von der Gegenwart ſprechen. Ich wiederhole Ihnen alſo, theuerſter Graf, machen Sie aus der franzöſiſchen Kaiſerin wieder eine deutſche Erzherzogin und ſeien Sie der Zufriedenheit des Kaiſers und Ihres eigenen Glückes gewiß.

Man ſieht wohl, Durchlaucht, daß Sie die Kaiſerin wenig beobachtet haben, ſagte Graf Neipperg ſeufzend, ſie iſt treu in ihrem Lieben und in ihrem Haſſen. Sie liebt Napoleon und haßt mich! Ich glaube und fürchte daher, Durchlaucht, daß es zur Erreichung Ihres Planes nothwendig ſein wird, daß Sie einem andern, der Kaiſerin weniger verhaßten Ehren-Cavalier dieſe Miſſion anvertrauen: die Kaiſerin ihre Liebe vergeſſen zu machen. Es iſt für mich ein tiefer Schmerz, eingeſtehen zu müſſen, daß ich nicht im Stande bin, dieſe herrliche und glanzvolle Miſſion auszuführen, aber ich hatte Ih-

nen die Wahrheit verſprochen und ich mußte ſie alſo ſagen.

Blinder Amor, wirklich, die Frauen haben Recht, Sie den blinden Amor zu nennen. Sie ſehen nicht, mein Freund! Nun, ich will Sie ſehend machen! Ich gehe alſo auf Ihren Vorſchlag ein: zeigen Sie ſich heute nicht bei der Kaiſerin, gehen Sie morgen früh zu ihr und bieten Sie ihr an, daß Sie, um ihrem Wunſche zu genügen, bei dem Kaiſer um Ihre Entlaſſung nachſuchen und bitten würden, für Marie Louiſe einen andern Ehren-Cavalier zu beſtimmen.

Sie wird mein Anerbieten annehmen, ſie wird mich entlaſſen, rief der Graf mit zitternder Stimme und mit erbleichenden Wangen.

Wir werden ja ſehen, ob ſie es thut, ſagte Metternich lächelnd. Es iſt die Probe meines Exempels; wenn Marie Louiſe Sie wirklich entläßt, ſo habe ich falſch gerechnet; wenn ſie es nicht thut, ſo werden Sie ſich Ihrer Miſſion erinnern, und der Ehren-Cavalier der Kaiſerin wird all ſeinen Geiſt und ſeinen Witz anwenden, die Kaiſerin in eine Herzogin, Sie ſelber in einen Staatsminiſter zu verwandeln. Ich werde Ihnen bei dieſem Bemühen nach beſten Kräften beiſtehen, und mich mit Ihnen verbinden, um das Glück, die Zukunft

und Ruhe Marie Louiſens zu ſichern. Ich werde damit anfangen, die Kaiſerin zu veranlaſſen, daß ſie ihre Livreen und ihre Wappen ändert, und Sie werden damit anfangen, daß Sie Ihre Entlaſſung anbieten! An's Werk alſo, mein theuerſter Graf!

Ja, an's Werk, ſeufzte Graf Neipperg, indem er ſich erhob und zum Gehen anſchickte, aber ich verſichere Ew. Durchlaucht, daß mir ſehr bange iſt, und daß ich vor dem morgenden Tage mehr Sorge und Furcht empfinde, als ich jemals an dem Vorabend einer Schlacht gehabt habe. Morgen erwartet mich auch eine Schlacht, nur werde ich meine Wunden nicht außen an meiner Stirn, ſondern innen an meinem Herzen empfangen!

Nun, dieſe Angelegenheit wird, denke ich, ihren normalen Lauf gehen, ſagte Metternich, als der Graf ihn verlaſſen hatte und er wieder allein war. Der ſchöne und liebenswürdige Graf Neipperg wird ſeine Schuldigkeit thun und wird die Feſtung erobern. Ich werde ihm dabei helfen und einige Hülfstruppen für ihn in's Feld rücken laſſen. Die Kaiſerin Marie Louiſe hat in Paris gelernt, daß die öffentliche Meinung eine wichtige Sache iſt, und daß man das Murren des Volkes nicht unbeachtet laſſen darf. Wir wollen ihr beweiſen, daß es auch in Wien eine öffentliche Meinung giebt, daß

das Volk auch hier zu murren verſteht, wenn ihm eine Sache nicht gefällt. Sie ſoll erkennen müſſen, daß unſerm lieben Wiener Volk ihre Kaiſerlivreen und ihre Kaiſerwappen durchaus nicht gefallen!

II.

Marie Louiſe.

Marie Louiſe ging mit haſtigen, unruhigen Schritten in ihrem Kabinet auf und ab, zuweilen forſchende Blicke nach dem Fenſter hinwerfend, dann bei dem geringſten Laut ſtehen bleibend und horchend.

Sie werden ſehen, meine liebe Gräfin, ſagte ſie dann nach einer langen Pauſe, indem ſie ſich an die Dame wandte, die neben dem Tiſch in der Mitte des Cabinets ſtand, und mit ehrerbietiger Aufmerkſamkeit jeder Bewegung der Kaiſerin gefolgt war, Sie werden ſehen, daß der Kaiſer nicht kommt, daß man mich ganz und gar vergißt und vernachläſſigt. Ich bin ſeit geſtern von meiner Reiſe zurückgekehrt, ich habe ſogleich einen Courier an meinen Vater geſandt und ihn gebeten, mir zu erlauben, daß ich ihm und meiner Familie ganz in der

Stille und ganz incognito meinen Beſuch mache, aber er hat es mir abgeſchlagen, er hat mir ſagen laſſen, er würde heute mit der Kaiſerin zu mir nach Schönbrunn kommen, um mich zu beſuchen. Und er kommt nicht, oh, Sie werden ſehen, die Kaiſerin, meine Stiefmutter, wird es bei ihm durchgeſetzt haben, daß mein Vater nicht kommt, daß meine Schweſtern und Brüder ſich fern von mir halten. Oh, meine Stiefmutter haßt mich ſo ſehr, ſie hat es mir nie vergeben, daß ich damals in Dresden vor ihr den Vortritt gehabt, daß ich ſie in den Schatten geſtellt habe. Die Kaiſerin Ludovica haßt mich, und ſie will jetzt ihre Rache nehmen für Dresden. Oh, mein Gott, Gräfin, welch ein unglückſeliges, beklagenswerthes Geſchöpf bin ich doch! Alles verläßt mich, Alles giebt mich auf! Was habe ich denn gethan, was habe ich denn verſchuldet, daß ich ſo viel Unglück und Strafe verdient?

Ew. Majeſtät ſind die Gemahlin des großen Kaiſers geweſen, deſſen Name genügt, um alle die hier in Wien verſammelten Fürſten mit Scham und daher mit Zorn zu erfüllen, ſagte die Gräfin Brignole ernſt. Das iſt Ihre Schuld, Majeſtät; Sie ſind ein lebendes, unabweisbares Denkmal von der Macht und Größe Napoleons, deſſen Exiſtenz jetzt Alle ſo gern vergeſſen und

verleugnen möchten, — deshalb wird man vielleicht jetzt Ew. Majestät auch zu verleugnen trachten.

Oh, es ist grausam, höchst grausam, rief Marie Louise, während ihre großen blauen Augen sich mit Thränen füllten, die dann langsam über ihre rosigen Wangen niederrollten. Sagen Sie selbst, ist es nicht grausam, wie man mit mir verfährt? Vor vier Jahren gebietet mir der Kaiser, mein Vater, ich solle den Kaiser Napoleon heirathen, das heißt, einen Mann, den ich niemals gesehen, und den man mich bis dahin gelehrt hatte, zu verabscheuen und zu hassen. Jetzt aber war die Politik eines Opfers bedürftig, und ich sollte das Opfer sein! Man achtete nicht meines Flehens, meiner Angst, meiner Thränen, man sagte mir, die Prinzessinnen hätten die Pflicht, als stumme und gehorsame Werkzeuge der Politik sich dahin stellen zu lassen, wohin man sie stellen wolle, um dem Wohl des Staats, dem sie angehörten, zu dienen. Der Kaiser befahl mir, die Gemahlin Napoleons zu werden, er befahl mir, meinen Gemahl zu lieben, und ihm in allen Dingen Gehorsam, Treue und Anhänglichkeit zu beweisen.*) Nun wohl, ich unterwarf mich, ich gehorchte, und ward die Ge-

*) Méneval: II. p. 5.

mahlin Napoleons. Anfangs fürchtete ich ihn, aber er, — er liebte mich, und die Liebe trieb die Furcht aus, ich liebte und bewunderte ihn, und dankte meinem Vater von ganzer Seele, daß er mich zu meinem Glück gezwungen. Ich war eine glückliche Kaiserin, ein glückliches Weib, eine glückliche Mutter. Und nun, sehen Sie mich an, Brignole, was bin ich jetzt? Eine verlassene, einsame Frau ohne Namen, ohne Gemahl, ohne Titel! Eine Frau, die durch die Armee ihres eigenen Vaters ihrer Krone, ihres Reiches und ihres Gemahls beraubt worden ist, und die bei ihrem Besieger jetzt Hülfe und Schutz suchen muß, weil dieser Besieger ihr Vater ist!

Sie stieß einen lauten Wehelaut aus, und schlug ihre Hände vor ihr Angesicht, um ihre Thränen und ihr Schluchzen zu ersticken.

Ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin Brignole, betrachtete sie mit kalten, strengen Blicken.

Ew. Majestät haben indessen Unrecht, sich zu beklagen, sagte sie. Es hängt nur von Ihnen ab, frei, geehrt, glücklich und von der Welt beneidet zu sein.

Marie Louise richtete ihr Haupt hastig empor und blickte mit ihren, noch von Thränen umdüsterten Augen

erſtaunt in das düſtere, ſtrenge Antlitz ihrer Oberhofmeiſterin.

Sie wollen mich alſo verſpotten, Brignole? fragte ſie.

Nein, Majeſtät, es würde mir ſchlecht anſtehen, das Unglück zu verſpotten.

Wie denn könnte es von mir abhängen, frei, glücklich und von aller Welt beneidet zu werden?

Kaiſerin, der Mann, dem Sie angehören, dem Sie Treue und Liebe geſchworen, der der Vater Ihres Sohnes iſt, dieſer Mann lebt! Gehen Sie zu ihm, gehen Sie nach Elba, und Sie werden frei, Sie werden wieder Kaiſerin, Sie werden wieder glücklich ſein, denn Sie werden Ihre Pflicht gethan haben, und alle Frauen werden Sie beneiden, daß es Ihnen vergönnt iſt, den Heros in ſeinem Unglück zu tröſten!

Ach, Gräfin, rief Marie Louiſe ſchmerzlich, Sie wiſſen wohl, daß ich keinen Willen haben darf, daß der Befehl meines Vaters mich heute ſo gut zwingt, hier zu bleiben, wie er mich vor vier Jahren gewungen hat, von hier fortzugehen.

Wer kann eine Frau zwingen, ſich von ihrem Gemahl zu trennen, wenn ſie es nicht will? fragte die Gräfin mit ſtrengem Ton. Ich wiederhole Ihnen, Majeſtät, was Ihnen Ihre Großmutter, die Königin Ca-

roline von Neapel ſagte, als Sie vor Ihrer Reiſe von ihr Abſchied nahmen. „Wenn man Sie hindern will zu Ihrem Gemahl zu gehen, ſo müſſen Sie Nachts Ihre Betttücher an das Fenſter binden, und verkleidet entfliehen, um zu Napoleon zu gehen. Er iſt Ihr Gemahl, und wenn man ſich verheirathet hat, ſo iſt das für's ganze Leben. Entfliehen Sie alſo, eilen Sie zu Ihrem Gemahl, und alle Welt wird Ihnen Beifall ſpenden.“*)

Entfliehen, um von den Spionen, die mich ewig umſchleichen und umlauern, wieder eingeholt, und wie eine Verbrecherin zurück gebracht zu werden! rief Marie Louiſe entſetzt. Oh nie, nie würde ich den Muth dazu haben, denn ich weiß, daß eine Flucht unmöglich iſt, daß ſie nicht gelingen kann!

Ein raſcher Blitz leuchtete in den dunklen Augen der Gräfin auf, und ſie ſchritt haſtig zu der Kaiſerin hin. Aber wenn man Ew. Majeſtät einen ganz ſichern Weg zur Flucht angeben könnte, ſagte ſie geheimnißvoll, wenn man eine Verkleidung anſchaffte, welche Ew. Majeſtät unkenntlich machte, wenn man ſichere Führer bereit hielt, Begleiter, die lieber ſterben würden, als ihre

*) Méneval: Mémoires. Vol. III. p. 9.

Kaiſerin verlaſſen, wenn man für raſche Pferde, für ein ſchnell ſegelndes Schiff geſorgt hätte, wenn Alles zur Flucht mit Vorſicht und Verſchwiegenheit bereitet wäre, würden Ew. Majeſtät dann thun, was Ihre Großmutter, die Königin Caroline, ſagte, daß Sie thun müßten, würden Sie dann nach Elba gehen, um ſich mit Ihrem Gemahl zu vereinigen?

Gräfin, ſtammelte die Kaiſerin erſchrocken, und mit erbleichenden Wangen, Sie wollen doch nicht ſagen, daß —

Das donnernde Geräuſch heranrollender Wagen machte Marie Louiſe verſtummen. Sie eilte an's Fenſter und ſchaute hinaus.

Es iſt der Kaiſer und die Kaiſerin, rief ſie beklommen. Gräfin, ſehen Sie mich an. Sieht man, daß ich geweint habe?

Man ſieht es, ſagte die Gräfin ernſt, aber die Thränen, die man um das Unglück des Gemahls weint, ehren jede Frau.

Die Kaiſerin ſoll aber nicht ſehen, daß ich geweint habe, rief Marie Louiſe trotzig, und ſie eilte zum Spiegel hin, beſchaute prüfend ihr eigenes Bild, und ordnete mit haſtigen Händen ihren Kopfputz und die Spitzen und Schleifen, die ihre vollen weißen Schultern an dem Ausſchnitt des blauen Atlaskleides einfaßten.

Erlauben Ew. Majeſtät, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe, ſagte die Gräfin Brignole ſich tief verneigend. Da die Majeſtäten ſich nicht melden laſſen, ſcheinen ſie sans cérémonie kommen zu wollen, und alſo wäre es nicht ſchicklich, daß ich bei dieſer Familienſcene anweſend wäre.

Marie Louiſe antwortete ihr nicht. Sie war noch immer damit beſchäftigt, vor dem Spiegel ihre Toilette zu ordnen, und jede Spur von Trauer aus ihren Mienen zu verbannen.

Gräfin Brignole wandte ſich um, und indem ſie mit eiligen Schritten das Cabinet der Kaiſerin verließ, murmelte ſie: ſie hat ein eitles, kaltes Herz. Es wird nicht gelingen, ſie zur Flucht zu bereden, denn ihr fehlt die Liebe und der Muth!

Die Oberhofmeiſterin hatte kaum das Cabinet der Kaiſerin verlaſſen, als da drüben die beiden Flügelthüren des Salons geöffnet wurden, und der Kammerherr der Kaiſerin mit lauter Stimme rief: Ihre Majeſtäten der Kaiſer und die Kaiſerin.

Marie Louiſe eilte raſch durch das Gemach hin, um mit lachendem, heiterm Geſicht ihren kaiſerlichen Aeltern entgegen zu gehen. Sie hatte noch nicht die Thür erreicht, als auf der Schwelle derſelben die hohe,

ſtattliche Geſtalt des Kaiſers Franz erſchien, hinter dem man das bleiche ernſte Antlitz der Kaiſerin Ludovica gewahrte.

Ah, mein Vater, rief Marie Louiſe mit dem Ausdruck freudiger Verwirrung, wie Sie mich überraſchen! Ich habe Ihr Kommen gar nicht gehört!

Wir wollten Dich auch überraſchen, meine Tochter, ſagte Kaiſer Franz, mit ſeinem heitern gutmüthigen Geſicht ſeine Tochter anſchauend und ihr freundlich zunickend. Jetzt komm her, mein Kind, komm in die Arme Deines Vaters! Willkommen ſei Deine Heimkehr!

Ja, willkommen ſei Deine Heimkehr, wiederholte die Kaiſerin Ludovika, ſich Marie Louiſe nähernd, und ihr freundlich zunickend.

Marie Louiſe, welche ſich eben mit Thränen der Rührung ihrem Vater in die Arme geworfen, zuckte leiſe zuſammen bei den Worten der Kaiſerin. — Seit ihrer Vermählung hatte ihre Stiefmutter ſie ſowohl in jenem berühmten Beiſammenſein in Dresden und in Prag, wie auch in den Briefen, die ſie an die Kaiſerin nach Paris geſandt, immer mit dem ceremoniellen und feierlichen „Sie“ angeredet. — Jetzt nannte die Kaiſerin Ludovica ſie wieder „Du“, und Marie Louiſe empfand das nicht als einen Beweis ihrer Liebe und

Herzlichkeit, ſondern als eine Zurückſetzung und Vernachläſſigung.

Ew. Majeſtät ſind zu gütig, mich willkommen zu heißen, ſagte ſie, ſich aus den Armen des Kaiſers aufrichtend, und ſich tief vor der Kaiſerin verneigend.

Nicht ſo, nicht ſo, mein Kind, rief der Kaiſer in ſeinem ungenirten Wiener Dialekt, ſind halt nit gekommen zum feierlichen Ceremoniell, ſondern es iſt der Vater und die Mutter, welche Dich willkommen heißen, meine Tochter. So gieb alſo Deiner Mutter einen herzlichen Kußerl, und laß uns vertraulich mit einander plaudern.

Die Kaiſerin Ludovica ſchloß Marie Louiſe mit herzlicher Zuvorkommenheit in die Arme, und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Sei nochmals willkommen, meine Tochter, ſagte ſie. Ich verſpreche Dir hiermit feierlich meinen Schutz, meine Protektion und meine Liebe, und werde thun, was in meinen Kräften ſteht, um die beklagenswerthe und demüthigende Stellung, in der Du Dich befindeſt, zu erleichtern.

Marie Louiſe empfand jedes dieſer anſcheinend ſo herzlichen und zärtlichen Worte wie einen Dolchſtoß, und ihr verwundetes Herz ſtrömte ſein Blut in ihre Wangen.

Ich bin gewiß, ſagte ſie, ſich dem Kaiſer zuwendend, ich bin gewiß, daß mein theurer Vater Alles thun wird, um mein Glück und meine Zukunft zu ſichern, und um mir eine Stellung zu geben, wie ſie einer Kaiſerin gebührt, deren Majeſtät von allen Fürſten Europa's anerkannt worden.

Kaiſer Franz huſtete leicht, wie er es zu thun pflegte, wenn irgend eine Sache oder Situation ihn genirte und ihm unbequem war. Mein Kind, ſagte er, ſeine lange dürre Hand auf Marie Louiſens Schulter legend, ſprechen wir halt ganz aufrichtig miteinander, und ſehen wir die Sachen klar und deutlich, ſo wie ſie ſind. Du nennſt Dich eine Kaiſerin, und ſagſt, ganz Europa habe Deine Majeſtät anerkannt. Das kann möglich ſein, aber es iſt halt ſchon ſo lange her, und iſt ſeitdem ſo Vieles paſſirt, daß ich die Dinge, die ſo lange her ſind, darüber vergeſſen habe. Ich weiß nur, daß meine Tochter Marie Louiſe, die wegen einer Badecour nach Aix gegangen war, zu uns zurückgekehrt iſt, und daß wir gekommen ſind, die heimgekehrte Erzherzogin von ganzem Herzen willkommen zu heißen. Als meine Tochter kannſt Du über Alles, was ich habe, verfügen, und jedes meiner Schlöſſer, welches Du wählen magſt, gebe ich Dir, jeden Wunſch, den ich Dir er-

füllen kann, erfülle ich Dir mit Freuden. Aber als Souverainin und als Kaiſerin kenne ich Dich nicht.*)

Marie Louiſe ſenkte traurig ihr Haupt auf ihre Bruſt, und ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ihrem Herzen.

Aber Sie ſollten doch der Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit unſerer armen geliebten Marie Louiſe ſich erbarmen, ſagte die Kaiſerin freundlich. Sie müſſen bedenken, daß unſere arme Tochter jetzt gewiſſermaßen ohne Namen, ohne Rang, ohne Stand iſt, und daß man kaum weiß, wie man ſie nennen ſoll. Hier in Schönbrunn hört man ſie noch immer als Kaiſerin und Majeſtät tituliren, aber außerhalb dieſes Schloſſes weiß Niemand etwas mehr von ihrer Majeſtät und ihrem Kaiſerthum. Man will ſie nicht als Kaiſerin betrachten, und wagt nicht ſie wieder als Erzherzogin zu behandeln. Die fremden Souveraine machen daher der armen Marie Louiſe nicht, wie ſie es doch ihren Brüdern und Schweſtern gethan, ihren Beſuch, und noch geſtern ſagte die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland zu mir: ich würde gern nach Schönbrunn gehen, und

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Méneval: Mémoires. III. 5.

die unglückliche verlaſſene Frau, die dort wohnt, beſuchen. Aber ſagen Sie mir nur, wie ich ſie nennen, welchen Titel ich ihr geben ſoll. Ich mußte leider ſchweigen, und konnte der Kaiſerin keine genügende Antwort geben.

Marie Louiſe hob ihr Antlitz haſtig empor und blickte nach ihrer Stiefmutter hin. Ihre Augen kreuzten ſich, wie zwei flammende Degenklingen im Duell.

Sie hätten, glaube ich, der Kaiſerin von Rußland ſagen können, daß ich noch immer die Kaiſerin bin, rief Marie Louiſe heftig, Sie hätten ihr ſagen können, daß ich vor kaum zwei Jahren in Dresden alle ſouverainen Fürſten und Fürſtinnen Deutſchlands ſich vor mir neigen ſah; Sie hätten ihr ſagen können, daß ſelbſt die Kaiſerin von Oeſterreich mir damals nachſtehen, und mir den Vortritt laſſen mußte, Sie hätten ihr ſagen können, daß die Krone noch nicht von meinem Haupt gefallen iſt, denn mein Gemahl lebt, und er iſt Kaiſer! Ich bin daher eine Kaiſerin, ich habe einen Namen, denn ich heiße Marie Louiſe, wie Sie Ludovica heißen, ich habe einen Titel, denn man nennt mich Majeſtät, wie man Sie und wie man die Kaiſerin Eliſabeth nennt. Ich bin ferner keine verlaſſene Frau, denn mein Gemahl, der Kaiſer Napoleon, liebt mich, und begehrt meine Nähe, und ich bin auch keine arme

füllen kann, erfülle ich Dir mit Freuden. Aber als Souverainin und als Kaiſerin kenne ich Dich nicht.*)

Marie Louiſe ſenkte traurig ihr Haupt auf ihre Bruſt, und ein ſchwerer Seufzer entwand ſich ihrem Herzen.

Aber Sie ſollten doch der Verlaſſenheit und Hülfloſigkeit unſerer armen geliebten Marie Louiſe ſich erbarmen, ſagte die Kaiſerin freundlich. Sie müſſen bedenken, daß unſere arme Tochter jetzt gewiſſermaßen ohne Namen, ohne Rang, ohne Stand iſt, und daß man kaum weiß, wie man ſie nennen ſoll. Hier in Schönbrunn hört man ſie noch immer als Kaiſerin und Majeſtät tituliren, aber außerhalb dieſes Schloſſes weiß Niemand etwas mehr von ihrer Majeſtät und ihrem Kaiſerthum. Man will ſie nicht als Kaiſerin betrachten, und wagt nicht ſie wieder als Erzherzogin zu behandeln. Die fremden Souveraine machen daher der armen Marie Louiſe nicht, wie ſie es doch ihren Brüdern und Schweſtern gethan, ihren Beſuch, und noch geſtern ſagte die Kaiſerin Eliſabeth von Rußland zu mir: ich würde gern nach Schönbrunn gehen, und

*) Des Kaiſers eigene Worte. Siehe: Méneval: Mémoires. III. 5.

die unglückliche verlaſſene Frau, die dort wohnt, beſuchen. Aber ſagen Sie mir nur, wie ich ſie nennen, welchen Titel ich ihr geben ſoll. Ich mußte leider ſchweigen, und konnte der Kaiſerin keine genügende Antwort geben.

Marie Louiſe hob ihr Antlitz haſtig empor und blickte nach ihrer Stiefmutter hin. Ihre Augen kreuzten ſich, wie zwei flammende Degenklingen im Duell.

Sie hätten, glaube ich, der Kaiſerin von Rußland ſagen können, daß ich noch immer die Kaiſerin bin, rief Marie Louiſe heftig, Sie hätten ihr ſagen können, daß ich vor kaum zwei Jahren in Dresden alle ſouverainen Fürſten und Fürſtinnen Deutſchlands ſich vor mir neigen ſah; Sie hätten ihr ſagen können, daß ſelbſt die Kaiſerin von Oeſterreich mir damals nachſtehen, und mir den Vortritt laſſen mußte, Sie hätten ihr ſagen können, daß die Krone noch nicht von meinem Haupt gefallen iſt, denn mein Gemahl lebt, und er iſt Kaiſer! Ich bin daher eine Kaiſerin, ich habe einen Namen, denn ich heiße Marie Louiſe, wie Sie Ludovica heißen, ich habe einen Titel, denn man nennt mich Majeſtät, wie man Sie und wie man die Kaiſerin Eliſabeth nennt. Ich bin ferner keine verlaſſene Frau, denn mein Gemahl, der Kaiſer Napoleon, liebt mich, und begehrt meine Nähe, und ich bin auch keine arme

Frau, denn mein Gemahl iſt der Herr über die Inſel Elba, und ich denke, dieſe Inſel wird wohl ebenſo groß ſein, wie das Herzogthum Modena, das Vaterland meiner erhabenen Stiefmutter. — Aber da es doch ſcheint, als wenn man mich hier nur beklagen und nicht anerkennen will, ſo beſchwöre ich Sie, mein Herr und Kaiſer, Sie, mein Vater, laſſen Sie mich zu meinem Gemahl nach Elba gehen. Dort wird Jedermann wiſſen, wie er mich zu nennen hat, dort werde ich die Gemahlin des Kaiſers, die Mutter des Kronprinzen ſein. Oh, mein geliebter Vater, haben Sie Erbarmen, entlaſſen Sie mich nach Elba!

Der Kaiſer ſchüttelte haſtig und unwillig ſein Haupt. Red' mir nit ſolches Zeug, ſagte er unwillig. Haſt nichts zu ſchaffen mit dem Mann, den wir da auf Elba eingeſperrt haben, und ſollſt nimmer wieder mit ihm zuſammen kommen. Er iſt kein Kaiſer mehr, ſondern ein abgeſetzter Uſurpator, und Du biſt alſo auch keine Kaiſerin mehr, ſondern biſt halt wieder die Erzherzogin Marie Louiſe. Meine Gemahlin, Deine Mutter, hat aber doch Recht, daß man im Augenblick nit weiß, wie man Dich nennen ſoll, denn ich kann doch Dich nicht wieder zur unverheiratheten Erzherzogin machen, da Du leider einen Sohn mit heimgebracht

haſt, der immer wieder erinnern wird an das, was geweſen, wenn der heilige Vater zu Rom mir auch den Gefallen thut, Deine Ehe zu löſen und Dich von dem böſen Feind zu trennen. Dies Kind bleibt immer als ein trauriger Beweis unſerer Schande und Demüthigung übrig.

Ja, ſeufzte die Kaiſerin Ludovica, dieſes Kind iſt eine traurige Laſt, ein ſchlimmes memento mori.

Madame, rief Marie Louiſe, wenn Gott Sie jemals begnadigt hätte, Mutter zu werden, ſo würden Sie nicht ſo grauſam ſein, in Gegenwart einer Mutter ſo von ihrem Kinde zu ſprechen.

Still, ſtill, mein Kind, ſagte der Kaiſer, ereifere Dich nicht ohne Noth, und beleidige nicht Deine Mutter, die es gut mit Dir meint.

Oh, mein Gemahl, ſagte Ludovica mit einem ſtolzen Lächeln, Marie Louiſe kann mich nicht kränken. Sie iſt unglücklich und den Unglücklichen verzeiht man es, wenn ſie ein wenig die Haltung verlieren!

Marie Louiſe zuckte in ſich zuſammen, ihre Lippen zitterten, und ein leiſes Aechzen drang aus ihrer Bruſt hervor, welche von dieſem neuen Dolchſtoß ihrer kaiſerlichen Mutter ſich tief verwundet fühlte.

Der Kaiſer achtete nicht darauf und ſagte freundlich

und gelaſſen: wir ſind Beide hieher gekommen, liebes Kind, um Dich zu begrüßen, und Dir zu ſagen, daß Deine Angelegenheit ſich hoffentlich günſtig geſtalten, und daß man Dich hoffentlich bald zur ſouverainen Herzogin von Parma und Piacenza ernennen wird. Freilich mußt Du auch Deinerſeits noch einige Schritte thun, um dies Ziel zu erreichen, aber meine Tochter wird klug und geſcheidt genug ſein, um vor dieſer Nothwendigkeit nicht zurückzuſchrecken. Der Metternich wird kommen, das Nöthige mit Dir darüber zu beſprechen, und Dir meinen Willen kund zu thun.

Ich werde ihn mit Gehorſam empfangen, ſagte Marie Louiſe traurig, ich werde gewiß Alles, was man verlangt, thun, um mir das Herzogthum Parma, meinem Sohn einen Namen und ein Erbe zu ſichern.

Der Kaiſer bekam wieder ſeinen Huſten.

Das würd' halt doch nimmer angehen, ſagte er zögernd, ich kann halt nit in Italien eine neue Dynaſtie gründen, das Parma und Piacenza gehört mir nicht, und es haben ſich ſchon die eigentlichen Eigenthümer gemeldet. Die vormalige Königin von Hetrurien verlangt als Vormünderin ihres Sohnes, des Prinzen von Toscana, die Herzogthümer Parma und Piacenza, und die ſpaniſchen Geſandten haben ſchon auf dem

Congreß Klage geführt, daß wir die Herzogthümer eigenmächtig verſchenken wollen. Wenn wir's alſo zuletzt doch dahin bringen, daß wir Dich zur Herzogin von Parma machen, ſo wird's doch nur unter der Bedingung geſchehen, daß die Beſitznahme nur für die Zeit Deines Lebens gemeint iſt, und keine Nachfolge beanſprucht wird.

Das heißt alſo, man will meinen Sohn enterben, ſagte Marie Louiſe, und die Thränen, die ſie nicht mehr zurück zu halten vermochte, floſſen in hellen Perlen über ihre Wangen nieder.

Armes, unglückliches Kind, ſagte Ludovica mitleidsvoll, auch er hat keinen Namen und keinen Titel, und wenn man ihn jetzt nennen wollte mit dem Titel, den der Uebermuth ſeines Vaters ihm gegeben, ſo würde man nur verlacht und verhöhnt werden. Denn es giebt ſo wenig einen König von Rom, wie es einen Kaiſer von Frankreich giebt. Oh, wie danke ich Gott, daß ich keine Kinder habe, da ich ſehe, welchen Kummer und welche Schmerzen man für ſeine Kinder erleiden muß! Aber, mein Gemahl, Sie dürfen die arme Marie Louiſe nicht ſo in Trauer und Schmerzen über den kleinen Knaben laſſen, Sie müſſen in Ihrer Güte und Liebe auch ſeine Zukunft ſichern und ihm eine Exiſtenz

begründen. Mag ſein Vater ſein, wer er will, ſo iſt doch ſeine Mutter jedenfalls Ihre Tochter und eine Erzherzogin von Oeſterreich, es iſt alſo eine heilige Pflicht, die Exiſtenz des Knaben zu ſichern.

Ich werd' ihm eine ausreichende Appanage geben, ihm aus einigen Gütern ein kleines Fürſtenthum zuſammenſtellen, ſagte Kaiſer Franz gelaſſen, und er kann ſich dann halt nach dem Fürſtenthum nennen, ſo lange er lebt; nach ſeinem Tode fällt es aber an mein Haus zurück.

Aber wenn er ſich vermählt? fragte Marie Louiſe ſchüchtern. Wenn er Erben hat?

Ja, das iſt freilich ein ſchlimmer Punct, ſagte der Kaiſer gedankenvoll. Hab' halt nit dran gedacht, daß der kleine Teufelsbraten ſich am Ende auch vermählen, und eine neue merkwürdige Dynaſtie gründen könnt', — als ob wir noch nicht genug hätten an den Königen, Herzögen und Fürſten, die der Bonaparte, ſein Vater, hat vom Mond herunter fallen laſſen, und die jetzt alle Welt erfüllen mit ihrem Geſchrei, weil ſie halt nit runter wollen vom Thron, und weil man ſie doch halt runter ſchmeißen muß von den Thronen, die ihnen nit zukommen!

Man müßte ein ſolches Embarras zu vermeiden

ſuchen, mein theurer Gemahl, ſagte Ludovica mit einem ſanften Lächeln. Man müßte den unglücklichen Knaben von ſeiner Jugend an ſchon mit dem Gedanken vertraut machen, daß er ſich niemals vermählen darf. Man müßte ihn alſo für die Kirche beſtimmen, vielleicht einen Biſchof aus ihm machen.*)

Einen Biſchof? rief Marie Louiſe empört. Mein Sohn, der Enkel des Kaiſers Franz, ſollte zu einem Biſchof gemacht werden?

Und warum nicht? fragte Ludovica gelaſſen. Warum ſollte der Enkel des Kaiſers ſich nicht der Kirche weihen können, da es doch der Bruder des Kaiſers thut. Iſt nicht der Erzherzog Rudolf dem geiſtlichen Stande beſtimmt, und wird vielleicht bald ein geiſtliches Amt antreten?

Der Erzherzog Rudolf indeſſen, mein theurer, geliebter Oheim, leidet an der ſchlimmen und gefährlichen Krankheit, welche die Spanier und Italiener in unſer Haus gebracht haben, rief Marie Louiſe erbittert. Der Erzherzog leidet gleich Ihren ſpaniſchen und italieniſchen Verwandten, Madame, an der Epilepſie.

Und wer ſagt Dir, daß Dein Sohn nicht auch daran leiden wird? fragte die Kaiſerin. Ich habe ihn ſchon mehr-

*) Méneval: Mémoires. III. p. 58.

mals gar seltsam zucken und Gesichter schneiden sehen, aber freilich, das kann auch ein Erbtheil sein von seinem Vater, der das Zucken und Gesichterschneiden als ein Andenken an die schmutzige und ekelhafte Krankheit behalten hatte, die er als Artillerieofficier sich in den Kasernen geholt.*) Wahrlich, meine arme Marie Louise,

*) Napoleon litt viele Jahre an einem schlimmen und widrigen Hautausschlag, der ihm indessen nicht zur Schande, sondern zur Ehre gereichte. Als General bei der Belagerung von Toulon war er selber bei den Belagerungsgeschützen thätig, und gab den Kanonieren die Richtung an, in welcher sie feuern sollten. Eben hatte er einem Kanonier einen sehr wichtigen Punkt bezeichnet, auf welchen er sein Geschütz abbrennen sollte, als eine feindliche Kugel heransauste und den Kanonier todt zu Boden warf. Napoleon nahm mit Gelassenheit aus den Händen des Sterbenden die noch von seinem langen Halten warme Lunte, feuerte selbst das Geschütz ab, und behielt die Lunte in der Hand, um noch mehrere Schüsse zu thun. Der Kanonier aber hatte die Krätze gehabt. Napoleon ward durch das lange Halten und Anfassen der Lunte gerade an den für diese Hautkrankheit empfänglichsten Theilen angesteckt, und da er sich niemals Zeit und Muße gönnte, sich einer gründlichen Cour zu unterwerfen, so litt er Jahre lang an diesem Uebel. Erst als er schon Kaiser war, gelang es Corvisart, ihn zu überreden, daß er sich einer strengen Cour unterzog, die ihn dann auch heilte. Aber von dem peinlichen Zucken seines ganzen Körpers hatte er für immer die Gewohnheit beibehalten, zu zucken und mit den Schultern zu ziehen.

ich bewundere, daß Du die Annäherung eines Mannes ertragen konnteſt, deſſen bloße Berührung Dich der Gefahr der Anſteckung ausſetzte.

Madame, ſagte Marie Louiſe mit blitzenden Augen, ich habe indeſſen in Dresden geſehen, daß Sie dem Kaiſer Napoleon immer ſehr bereitwillig Ihre Hand darreichten, und daß Sie Sich ſehr geſchmeichelt fühlten, und ſehr glücklich lächelten, wenn er ſich herabließ, Ihnen die Hand zu küſſen.

Hör' Du, meine Tochter, ſagte der Kaiſer raſch, um einer Antwort der Kaiſerin zuvorzukommen, hör' Du, es wär' halt beſſer, Du ſchwiegſt von der Vergangenheit, und beſchäftigteſt Dich ein wenig mit der Zukunft, mit Deiner eigenen und der Deines Sohnes. Es iſt aber halt gar keine üble Idee, einen Geiſtlichen aus ihm zu machen, dann haben wir wenigſtens keine legitimen Erben zu befürchten.

Und ich glaube in der That, der Knabe würde ſehr zufrieden ſein können, wenn man ihm eine recht einträgliche Pfründe, einen recht guten Biſchoffitz verſchaffte, ſagte die Kaiſerin freundlich.

Ah, mein Sohn ſoll alſo Biſchof werden! rief Marie Louiſe heftig. Sagten Sie nicht vorhin, Madame, er ſolle werden, was mein Oheim, der Erzherzog Rudolf, wird?

Gewiß, meine theure Louiſe, ich ſchlug Deinem Vater vor, den kleinen namenloſen Knaben dieſelbe Bahn einſchlagen zu laſſen, die Dein Oheim, mein theurer Schwager wandeln wird.

Nun, mein Oheim wird indeſſen Cardinal werden! Auch Dein Sohn kann es ja zu dieſer Höhe bringen! Wenn er erſt Biſchof iſt, kann er nachher Cardinal werden.

Und wenn er erſt Cardinal iſt, kann er dran denken, Papſt zu werden, rief der Kaiſer faſt erſchrocken. Und wenn er Papſt iſt, kann das ehrgeizige Blut ſeines Vaters ſich in ihm regen, und er kann auch anfangen, Alles drunter und drüber zu kehren, und die ganze Welt in Verwirrung zu bringen! Nein, nein, es iſt halt nix mit Deinem Plan, Ludovica, der Burſch' darf mir nit Geiſtlicher werden, denn es iſt ſchon richtig, wenn er Biſchof iſt, kann er Cardinal werden, und wenn er Cardinal iſt, kann er Papſt werden, und ganz Europa in Brand ſtecken. Ich werd' ihm ſchon ſo viel geben, daß er nit hungern und darben braucht, und ich mich ſeiner nit als meines Enkels zu ſchämen hab'. Werd' ihm auch einen guten Titel und eine gute Erziehung geben, und ſchon dafür ſorgen, daß die Bäum' nit in den Himmel wachſen, und mir der Bub' fein

gehorsam und bescheiden bleibt. Aber wir müssen jetzt fort, meine Tochter, wir sind bloß gekommen, um Dich zu begrüßen, und Dir zu sagen, daß wir Dich lieben, und allzeit nur Dein Bestes im Aug' haben. Ich werd' für Dich thun, was ich kann, und ich hoff', auch die Herren vom Congreß werden ihre Einwilligung geben, daß Du souveraine Herzogin von Parma wirst, besonders wenn Du klug und gehorsam bist, und Alles das thust, was Dir der Metternich sagen wird. Und jetzt lebe wohl, mein Kind, und nochmals sei herzlich willkommen bei uns in Wien, — das heißt in Schönbrunn wollt' ich sagen. Denn ich denke mir, es kann Dir halt nit angenehm sein, jetzt nach Wien zu kommen, wo so viel Menschen zusammen sind, die Du vielleicht nit gern sehen, und so viel Feste gefeiert werden, denen Du vielleicht nit beiwohnen magst.

Und bei denen man gewiß auch meine Anwesenheit nicht gern sehen würde, sagte Marie Louise mit einem traurigen Lächeln, und mit Thränen in den Augen. Ich werde also Schönbrunn nicht verlassen, und während man in Wien überall Feste giebt, und singt und tanzt, werde ich hier einsam und allein sein, und weinen.

Nun, ich denk', Du wirst auch noch einige Zerstreuung bekommen, sagte der Kaiser gutmüthig. Hab'

halt ſehr gut, wenn die Kaiſerin Eliſabeth und die Großfürſtin Katharina, die Beide viel Einfluß auf die Herren des Congreſſes haben, Deine Fürſprecherinnen ſein wollten. Und ich rath' Dir deshalb, den Vorſchlag der Kaiſerin anzunehmen und mit ihr zur Kaiſerin Eliſabeth zu fahren.

Ich habe auch ſchon Alles mit der Kaiſerin verabredet, ſagte Ludovica freundlich, die Etiquettefrage iſt erledigt. Da Du mit mir und in meiner Begleitung kommſt, ſo wird die Etiquette geübt werden, wie man ſie einer Kaiſerin ſchuldig iſt, und die Kaiſerin Eliſabeth wird mir, das heißt uns bis in den Vorſaal entgegenkommen. Ich werde Dich dann ihr präſentiren als meine geliebte Tochter Marie Louiſe, und ſie wird Dich im Lauf des Geſpräches als Majeſtät anreden. Ich hoffe, meine liebe Louiſe erkennt in meinen Bemühungen, aus dem Schiffbruch ihrer Verhältniſſe ihr einige glänzende Trümmer wenigſtens zu retten, die zärtliche und fürſorgliche Liebe einer Mutter, die ich ihr von ganzem Herzen darbringe.

Marie Louiſe antwortete nur mit Seufzern und halb unterdrücktem Schluchzen, und nur mühſam noch ihre Thränen zurückhaltend, begleitete ſie den Kaiſer und die Kaiſerin bis zur Thür des Vorſaals.

Als ſich aber dieſe Thür hinter dem Kaiſerpaar ſchloß, als Marie Louiſe allein war, ſtürzten ihre Thränen in glühenden Strömen hervor, und ihre beiden Arme gen Himmel erhebend, rief ſie: oh mein Gott, mein Gott, wie unglücklich bin ich doch! Welche Marter habe ich erdulden müſſen! Warum denn, mein Gott? Was that ich denn, um ſolche Strafe zu verdienen? Man will mir Alles nehmen, Alles, meine Treue, meinen Namen und Titel, meinen Gemahl und ſelbſt meinen Sohn! Und ich, ich kann nichts thun, als dulden, ſchweigen und mich unterwerfen!

Der Kaiſer und die Kaiſerin indeſſen waren ſchweigend zu ihrem Wagen zurückgekehrt. Der Kaiſer war gedankenvoll und trübe, und eine Wolke lag auf ſeiner ſchmalen hohen Stirn.

Weißt Du, Ludovica, ſagte er nach einer langen Pauſe, als der Wagen auf der Straße nach Wien dahin rollte, weißt Du, daß es mir halt geſchienen hat, als wollte meine ſchöne und edle Gemahlin die neue Mode mitmachen, die wir mit unſern Congreßfreuden angenommen haben, und in Schönbrunn bei meiner Tochter ein kleines Luſtſpiel aufführen?

Und was für ein Luſtſpiel, mein Gemahl? fragte die Kaiſerin lächelnd.

Nun, ich meine, Dein Luſtſpiel hieß: „Le chat métamorphosé en Imperatrice“, und ich meine, Du haſt Deine Rolle ausgezeichnet geſpielt, und warſt eine ſchöne Katze, welche wundervoll kratzte, indem ſie zu ſtreicheln ſchien.

Die dunklen Augen der Kaiſerin flammten höher auf, und ein ſtolzes Lächeln umſpielte ihre purpurrothen Lippen. Ach, mein Gemahl, rief ſie, ich bin aber eine Katze, welche von Marie Louiſe in Dresden immerfort rückwärts geſtrichen iſt. Kein Wunder alſo, daß ich Funken ſprühe!

III.

Der Sohn des Verbannten.

Tiefe Stille herrſchte auf der Seite des Schloſſes von Schönbrunn, in welchem der Sohn Napoleons, der einſtige kleine König von Rom, wohnte. Keine Schildwachen, kein Durcheinander von Bedienten, Wagen und Pferden, Kommenden und Gehenden, wie man das ſonſt vor den Wohnungen der Fürſten zu ſehen gewohnt iſt, kein Geräuſch des bewegten wechſelnden Lebens war hier zu ſehen.

Auch im Innern des Schloſſes ſelbſt war hier Alles düſter, trübe und einförmig. Nur ſelten kam durch die langen, ſchweigenden Corridore eine menſchliche Geſtalt, die langſam und träge vorüberrauſchte, nur ſelten unterbrach das Geräuſch irgend einer in die Bedientenzimmer ausmündenden Klingel dieſes Schweigen der Oede, das den Sohn des Kaiſers Napoleon umgab.

Kein freudiges Lachen ertönte aus dem Innern der Gemächer, und die jubelnde Stimme des kleinen Königs von Rom, die ſonſt in Verſailles und in den Tuilerieen ſo oft die großen Säle durchklungen hatte, ſie ſchien jetzt für immer verſtummt.

Traurig, ſtill und bleich ſaß der Knabe vor ſeinem mit Spielzeug aller Art bedeckten Tiſch, und die Hände in ſeinem Schooß gefalten, das noch immer von langen blonden Locken umwallte Haupt an die Lehne ſeines Stuhls zurückgebeugt, ſtarrte er mit ſeinen großen blauen Augen in das Leere.

Warum ſpielen Sie nicht, Sire? fragte die Gräfin Montesquiou, welche neben dem Tiſch ſaß und mit einer Tapiſſerie-Arbeit beſchäftigt war, von der ſie indeß ſehr häufig die Augen emporhob, um ſie mit einem Blick unendlicher Liebe und Theilnahme auf den Prinzen zu heften. Warum ſpielen Sie nicht, Sire? fragte ſie noch einmal, als der Knabe ihr nicht antwortete.

Er ſchüttelte haſtig das Haupt und blickte die Gräfin düſter und faſt zürnend an. Warum nennen Sie mich Sire? fragte er. Wiſſen Sie nicht, daß ich nicht mehr ſo genannt werde? Hat man Ihnen nicht geſagt, liebe Quiou, daß mein Herr Großvater, der Kaiſer Franz,

es nicht gern hat, wenn man mich „Sire“ nennt, weil er auch ſo genannt wird?

Aber der Kaiſer Franz iſt jetzt nicht hier, ſagte die Gräfin, und ich darf Sie wohl „Sire“ nennen, denn Niemand hört uns, wir ſind allein!

Ja, ſeufzte der Prinz, wir ſind allein! Wir ſind immer allein! Als ich noch in unſerm ſchönen Tuilerieenſchloß wohnte, als ich noch bei meinem lieben Papa Kaiſer war, da durfte ich niemals allein ſein! Da hatte ich immer kleine Knaben bei mir, die mit mir ſpielten, mit mir lachten und ſangen. Ach, wir ſangen ſo ſchöne Lieder zuſammen, und einmal da kam der Papa Kaiſer herein, wie wir gerade ſein Lieblingslied ſangen, der ſang mit uns, bis wir Beide ſo ſehr lachen mußten, daß wir nicht mehr ſingen konnten. Wie hieß doch das Lied? Oh, ſage mir doch, liebe Quiou, Du warſt ja doch dabei, ſage mir, wie hieß das Lied? Ich habe es ganz vergeſſen, und das kommt daher, daß ich hier Niemand habe, mit dem ich ſingen kann.

Sire, ich weiß es wirklich nicht, was Sie damals geſungen haben, ſagte die Gräfin lächelnd.

Es war ein Lied, das mich mein Papa ſelber gelehrt, ſagte der Knabe ſinnend, und er ſagte mir auch dabei, daß ich der kleine König von Rom, der Einzige

ſei, der dies Lied jetzt in Frankreich ſingen und darnach marſchiren dürfe. Oh, liebe Quiou, ſage mir nur die erſten zwei Worte, dann fällt es mir Alles wieder ein!

Sire, Ew. Majeſtät haben alſo vergeſſen, daß Ihre Frau Mutter verboten hat, daß Sie dies Lied ſingen? Als wir damals von Paris nach Rambouillet fuhren, da ſtimmten Sie auch einmal im Wagen dieſen Geſang an, aber Ihre Majeſtät die Kaiſerin ward ſehr böſe, und ſie ſagte, daß ſei ein ſchlechtes und unwürdiges Lied, und Sie ſollten es niemals wieder ſingen.

Und mein Papa hatte mir doch erlaubt, daß ich es ſingen dürfe, und mein Papa iſt doch der Kaiſer, der allein in Frankreich und in der ganzen Welt zu befehlen und zu verbieten hat.

Er war der Einzige, er war der Kaiſer, ſeufzte die Gräfin. Aber ſeine Feinde haben ihn aus Frankreich vertrieben und haben ihn nach der einſamen kleinen Inſel Elba gebracht, und ſie wollen, daß er da bleiben, und niemals wieder Kaiſer von Frankreich werden ſoll.

Oh, liebe Quiou, rief der Knabe aufſpringend, ich will nach Elba, ich will zu meinem Papa. Er wird ſonſt denken, daß ich ihn vergeſſen habe, und ich denke doch alle Tage an ihn, und ich habe ihn doch ſo ſehr,

ſehr lieb! Quiou, laß meinen Wagen vorfahren, ich will zu meinem Papa Kaiſer nach Elba fahren!

Sire, das iſt unmöglich! Ich ſagte Ihnen ja, Elba iſt eine Inſel, die ſehr weit von hier iſt; um dahin zu gelangen, müßten Sie erſt bis an's Meeresufer fahren, und dort ein Schiff beſteigen, um über das Meer bis zur Inſel Elba hinzugelangen.

So ſoll man mir ein Schiff geben, und mich zu meinem Vater fahren! rief der Knabe mit blitzenden Augen.

Sire, ſagte die Gräfin leiſe, nicht ſo laut, nicht ſo laut. Sie dürfen das zu keinem Menſchen hier ſagen, denn Ihr Herr Großvater, der Kaiſer, würde ſehr böſe ſein, wenn er das hörte.

Der Prinz runzelte die Stirn, und ſein ſchönes, ſonſt ſo ſanftes Geſicht nahm einen trotzigen Ausdruck an. Ich liebe meinen Großvater, den Kaiſer Franz gar nicht ſehr, ſagte er.

Sire, ermahnte ihn die Gräfin, er iſt aber der Vater Ihrer Frau Mutter.

Aber er iſt der Feind meines Herrn Vaters, rief der Knabe heftig, und er iſt daran Schuld, daß mein Papa nicht mehr Kaiſer von Frankreich iſt, und daß Er jetzt auf der alten ſchlechten Inſel Elba, und ich in dem

alten ſchlechten Schloß von Schönbrunn ſitze. Ach, liebe Quiou, wenn ich doch nur ein einziges Mal erſt wieder mit meinem lieben Papa Kaiſer in Paris und in den Tuilerieen wäre, und mit ihm das ſchöne Lied ſingen könnte, das ich vergeſſen habe, und das — Nein, halt, unterbrach er ſich lebhaft, ich weiß es jetzt, ich weiß es! Höre nur, liebe Quiou, höre nur.

Er nahm haſtig von dem großen Tiſch mit Spielſachen ein kleines zierliches Gewehr, und es in ſeinen Arm legend und eine ſtrenge militairiſche Haltung annehmend, begann er mit klarer, heller Stimme zu ſingen:

Allons, enfants de la patrie
Le jour de gloire est arrivé,
Marchons —

Die Stimme verſagte ihm, und ſeine vorher ſo glänzenden Augen umdüſterten ſich. Ich will lieber nicht ſingen, Quiou, ſagte er, denn mir iſt immer, als hörte ich meinen Papa mit mir ſingen, und dann thut mir das Herz ſo weh, weil ich ihn nicht ſehen kann. Nein, rief er dann, ich will doch ſingen, denn alsdann höre ich doch die Stimme meines lieben Papa Kaiſers.

Und zum zweiten Mal, jetzt noch lauter, noch jauchzender, begann er von Neuem:

Allons, enfants de la patrie —

Le jour de gloire est arrivé, ſang hinter ihm eine laute mächtige Stimme.

Der Knabe ſah ſich erſchrocken um, dann lachte er laut auf, und eilte zu dem Herrn hin, der auf der Schwelle der geöffneten Thür ſtand, und fröhlich lachend den kleinen Prinzen begrüßte.

Ah, mein lieber Freund Iſabey, rief der kleine Prinz, ihm beide Hände darreichend.

Ja, mein theurer Sire, Ihr Freund Iſabey, rief der Eintretende, und indem er ſich tief vor der Gräfin verneigte, fuhr er fort: ich bitte die Frau Gräfin um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, auf ſo wenig ceremonielle Weiſe hier einzutreten. Allein der Maler hat, gleich dem Arzt, das Vorrecht, unangemeldet zu ſeinen Patienten eintreten zu dürfen. Denn Diejenigen, welche dem Maler ſitzen, betrachten ſich gar ſehr als Patienten, und es geht ihnen, wie den andern Patienten, ihr Arzt, der Maler, iſt es, der ſie krank macht. So bin ich denn heute gekommen, um unſern lieben Prinzen wieder krank zu machen. Sire, ich bitte Sie um eine Sitzung für Ihr Portrait.

Heute ſchon? fragte die Gräfin. Ich meinte, Sie hätten die nächſte Sitzung erſt auf morgen beſtimmt gehabt?

Isabey zuckte die Achseln. Meine Gnädige, sagte er, hier in Wien kann man vorher nichts bestimmen, und nicht wissen, ob das Heute dem Morgen entsprechen wird. Es ist wahr, ich wollte morgen hieher kommen, und heute sollte ich das Glück haben, die Herren Congreßmitglieder in ihrer Sitzung zu sehen, um ihnen auf meinem Bilde die richtige Stellung und die Wahrheit der Natur zu geben.*) Aber die Herren Diplomaten

*) Isabey, der berühmte Hofmaler Napoleons, war, einer Aufforderung Talleyrand's folgend, nach Wien gekommen, um sein Glück, das mit dem Kaiser in Trümmer gefallen zu sein schien, in Wien beim Congreß wieder aufzurichten. Es gelang ihm dies auch in der That. Er erhielt von dem Kaiser Alexander den Auftrag, die Herren Congreßmitglieder auf einem Bilde und in einer Sitzung vereinigt, zu malen, und zugleich die Erlaubniß, dieses Bild alsdann durch den Kupferstich zu vervielfältigen. Jeder von den Herren der Congreßsitzungen rechnete es sich zur Ehre an, dem Maler zu seinem eigenen Portrait zu sitzen, und kaufte dann sein eigenes Portrait für einen hohen Preis dem Maler ab. Nur Wilhelm von Humboldt weigerte sich zu sitzen, indem er sagte: die Natur habe ihm ein so sehr häßliches Gesicht gegeben, daß er sich wohl hüten würde, für sein Conterfey noch Geld auszugeben. — Isabey bat aber nur um Erlaubniß, das Portrait des zweiten preußischen Diplomaten des Congresses für sein Bild malen zu dürfen, und Herr von Humboldt bewilligte ihm alsdann mehrere Sitzungen. Das Portrait Wilhelm von Humboldt's gehört zu den wohlgelungensten des großen Isabey'schen Bildes, das damals durch den Kupferstich in

wiſſen immer nicht, ob ihnen auch Zeit übrig bleibt, um ſie mit Geſchäften und Conferenzen zu vergeuden, oder ob nicht irgend ein wichtiges Feſt ſie daran verhindern wird. So iſt aber heute wirklich eine Verhinderung eingetreten. Die Congreßmitglieder ſind zu einem déjeuner dansant zur Kaiſerin von Oeſterreich eingeladen, und es iſt daher natürlich, daß die Conferenz ausfällt. Ich werde alſo erſt morgen an meinem Bilde weiter arbeiten können, und ich wollte deshalb bitten, daß ich heute das Portrait des Prinzen weiter fortführen dürfte, das heißt, wenn die Frau Gräfin und der Prinz nicht anderweitig verhindert ſind.

Oh, wir ſind niemals verhindert, ſagte die Gräfin mit einem trüben Lächeln. Es bekümmert ſich Niemand um uns, und vielleicht iſt das noch ein Glück, denn wir ſind dadurch vollkommen Herr unſerer Zeit. Laſſen Sie uns alſo in das Malzimmer gehen. Kommen Sie, Sire!

Aber ich mag nicht gemalt werden, rief der Knabe unwillig. Es iſt unangenehm, immer ſo ſtill auf dem

---

viel tauſend Exemplaren verbreitet ward. Wilhelm von Humboldt aber ſagte lachend: ich habe dem Maler Iſabey nichts für mein Portrait bezahlt. Er hat ſich dafür gerächt, indem er mich ſprechend ähnlich gemalt hat.

Stuhl zu ſitzen, und ſich gar nicht zu bewegen. Nein, nein, ich will nicht gemalt werden.

Sire, bedenken Sie aber, daß Ihr Portrait von Ihrer Frau Mutter gewünſcht wird, und daß ſie es in ihrem Salon zu haben begehrt.

Der Knabe ſeufzte. Ach, ſagte er leiſe vor ſich hin, ich wollte das Portrait wäre für meinen lieben Papa beſtimmt, dann würde ich mich ſehr gern malen laſſen.

Wer weiß, Sire, ſagte Iſabey, welcher die leiſen Worte des Knaben dennoch verſtanden hatte, wer weiß, ob es Ihr Herr Vater, der Kaiſer, nicht doch noch einmal erhält, und ob es alſo nicht für Ihn iſt, daß Sie mir heute eine Sitzung bewilligen.

Wenn das iſt, ſo will ich ſitzen, rief der Prinz lebhaft, — das heißt, ſetzte er zögernd hinzu, ich mache eine Bedingung!

Was für eine Bedingung, mein Prinz?

Der Knabe ſchaute den Maler mit zärtlichen, flehenden Blicken an. Ich mache die Bedingung, ſagte er, daß Sie mir wieder eine ſo hübſche Geſchichte von meinem lieben Papa erzählen, wie Sie es geſtern thaten.

Ich nehme die Bedingung an, ſagte Iſabey lächelnd.

Ihr Vater, der große Kaiſer Napoleon, hat ſo viel Großes und Herrliches gethan, daß es niemals ſchwer fällt, von ihm Neues zu erzählen. Kommen Sie alſo in das Malzimmer und erlauben Sie, daß ich Ihnen als Ober-Ceremonienmeiſter vorauf gehe und Ihnen die Pforten öffne.

Er verneigte ſich tief vor dem kleinen Napoleon und der Gräfin, und durchſchritt dann mit gravitätiſchen Schritten das Gemach, um die großen Flügelthüren da drüben zu öffnen.

Der Prinz reichte ſeiner „Quiou“ die Hand und folgte lächelnd dem Maler in das anſtoßende Gemach. Hier, in dem Malzimmer, ſtand auf einer großen Staffelei das angefangene Portrait des kleinen Napoleon, daneben der geöffnete Malkaſten und die Palette, auf welche der kunſtgeübte Diener Iſabey's ſchon die Farben in ihrer Reihenfolge aufgeſetzt hatte.

Fangen wir ſogleich an, rief der Knabe, indem er ſich auf den mit Goldbrocat überzogenen Lehnſtuhl ſetzte, welcher der Palette gegenüber ſtand.

Die Gräfin ordnete ſeine reichen, bis auf die Schultern niederringelnden Locken, und gab ihm die Stellung, in welcher er gemalt ward. Iſabey nahm ſeine Palette in die linke Hand, und den Pinſel in

die Farben eintauchend, wollte er eben zu malen beginnen.

Halte là, rief Napoleon lebhaft, Sie dürfen erſt anfangen zu malen, wenn Sie auch anfangen zu erzählen, von meinem Papa Kaiſer zu erzählen!

Nun, ich fange an zu erzählen, ſagte Iſabey lächelnd. Hören Sie alſo, Sire!

Und indem Iſabey jetzt eifrig malte, bald die Augen feſt auf ſeine Arbeit gerichtet, bald hinüberſchauend auf das Kind, das mit lächelndem Angeſicht, mit freudeſtrahlenden Augen ihm zuhörte, begann er zu erzählen:

Sire, ich will Ihnen heute einige kleine Züge aus der Kindheit Ihres Vaters, des Kaiſers Napoleon erzählen. Denn Sie müſſen wiſſen, der Kaiſer, ein ſo großer und erhabener Mann er jetzt iſt, war doch auch einmal ein kleiner Knabe, und was noch mehr ſagen will, er war zuweilen ein unartiger Knabe. Das heißt, wenn man das unartig nennen will, daß er durchaus immer beſchäftigt, immer thätig ſein wollte, und ſogar des Nachts keine Ruhe fand, um zu ſchlafen. Vielleicht aber kam das daher, weil er mit ſeinen vier Brüdern in Einem und demſelben Zimmer ſchlief, und das Geräuſch der ſchlafenden und ſchnarchenden Brüder ihn,

den lebhaften Knaben, in ſeinem leichten Schlummer ſtörte.

Warum ſagte er da nicht ſeinen Kammerdienern, und ſeinem Gouverneur, daß er in einem andern Zimmer ſchlafen wolle, wo er die ſchnarchenden Brüder nicht hören könne? fragte der kleine Prinz lebhaft.

Sire, damals hatte Ihr Vater noch keine Kammerdiener und keinen Gouverneur; denn damals war er noch kein reicher und mächtiger Kaiſer, ſondern der Sohn eines Advocaten Bonaparte, der auf der Inſel Corſika wohnte. Ihr Vater, mein Prinz, hat es nicht ſo gemacht, wie die andern Kaiſer und Könige, er hat ſich nicht blos die Mühe genommen, geboren zu werden, um ſich dann eines Tages auf den Thron zu ſetzen, ſondern er hat ſich die Mühe gegeben, große Thaten zu thun, und ſich ſelber einen Kaiſerthron aufzurichten. Damals aber war Ihr Vater nur noch der kleine Sohn des Advocaten Bonaparte und Niemand ahnte, welch' ein großer Mann er eines Tages werden würde. Er hatte keine Kammerdiener und keinen Gouverneur, er hatte nur ſeine Amme Cordelia; die aber liebte ihn grenzenlos, und wenn der kleine Napoleon Abends nicht einſchlafen konnte, ſo ſetzte ſich Cordelia vor ſein Bett, und ſang ihm vor, und erzählte

ihm Geſchichten und Mährchen, bis er ruhig ward und ihre Feenmährchen übergingen in ſeine Träume.

Aber eines Tages vermochten alle ſchönen Mährchen der treuen Amme Cordelia den kleinen Napoleon nicht einzuſchläfern, er lag immer noch da mit offenen Augen, und weinte leiſe vor ſich hin aus Aerger über ſeinen Bruder Louis, der ſein Bett mit ihm theilte, und ſo laut ſchnarchte, als habe er ein ganzes Regiſter von Orgelpfeifen in ſeiner Naſe.

Die Amme Cordelia neigte ſich über den kleinen Napoleon und küßte ihn. Sei ruhig, Napoleon, ſagte ſie bittend, ſchlafe jetzt ein, dafür gebe ich Dir auch, wenn Du groß biſt, die ganze Inſel Corſika! —

Und giebſt Du mir nicht auch Frankreich? fragte der kleine Napoleon, ſie trotzig anſtarrend.

Nun ja, ich gebe Dir Corſika und ganz Frankreich dazu, wenn Du jetzt einſchläfſt.

Ich will einſchlafen, wenn Du mir die ganze Welt giebſt, rief Napoleon heftig.

Ach, mein Kind, ſeufzte Cordelia, nimm ſie denn hin, die ganze Welt. Aber hüte Dich, mehr zu fordern, denn ſonſt müßten wir ja Gott im Himmel entthronen um Deinetwillen.

Es iſt gut, Delia, ſagte Napoleon, ich will jetzt ſchlafen,

denn Du haſt mir Corſika, Frankreich und die ganze Welt geſchenkt, und wenn ich groß bin, werde ich mir das Alles nehmen, was Mein iſt. Ich bin alſo König von Corſika, von Frankreich und der ganzen Welt. —

Er legte ſich ruhig nieder, und ſchlief wirklich ein. — Von dieſem Tage an nannte der kleine fünfjährige Knabe ſich immer nur „König von Corſika und Frankreich", und er beeilte ſich vor allen Dingen ſich eine Armee zu bilden. Alle Knaben ſeiner Nachbarſchaft, ſelbſt Diejenigen, welche älter und größer waren, als Er, gehorchten ihm dennoch, und ließen ſich von ihm täglich in Schlachtordnung aufſtellen und einexerciren, — nur war das militairiſche Exercitium ganz und gar von des kleinen Napoleon Erfindung. Oft rückte er auch mit ſeinen Truppen aus der Stadt hinaus, um Schlachten zu liefern, und Eroberungen zu machen. Aber da kein Feind da war, ſo lieferte er mit ſeinen Soldaten den Blumen und Bäumen in den Gärten ſeine Schlachten, und Blumen und Früchte waren dann die einzigen Eroberungen der tapfern Armee. — Doch den Leuten, welchen die Gärten gehörten, gefielen dieſe Schlachten ganz und gar nicht, und ſie gingen zu dem Vater Napoleons, zu dem Advocaten Bonaparte, und beklagten ſich über ſeinen Sohn, und verlangten, daß

er den kleinen Napoleon tüchtig beſtrafe, weil er ein Räuber ſei.

Der kleine Napoleon war bei der Anklage gegenwärtig geweſen, und er trat jetzt mit blitzenden Augen, die Arme über die Bruſt in einander geſchlagen, vor ſeine Ankläger hin.

Ich bin kein Räuber, ſagte er ſtolz, ich bin ein Feldherr, und meine Soldaten mußten das Fouragiren lernen. — Die Leute lachten, und verziehen ihm das Fouragiren, wenn er verſprechen wollte, ſeine Schlachten künftig nicht wieder in ihren Gärten zu liefern. Napoleon verſprach es, und verſprach auch ſeiner guten Amme Cordelia, daß er ſich jetzt wie ein Mann und ein Feldherr betragen, und niemals mehr Abends im Bett weinen wolle, wenn ſein Schlafgefährte, der Bruder Louis, ſo laut ſchnarchte. — Er hielt auch Wort, und als Abends Louis wieder ſo heftig ſchnarchte, da weinte Napoleon nicht, ſondern er lag ganz ſtill, und ſah mit ſeinen großen feurigen Augen ſeine Amme Cordelia ſpöttiſch an, indem er flüſterte: „Er wird doch wohl einmal aufhören, wie ein Eſel zu ſchreien.“ Als aber Louis immerfort ſchnarchte, da ward der kleine Napoleon zornig, und ſchüttelte und rüttelte ſeinen Bruder ſo heftig, bis dieſer die Augen aufſchlug und erwachte.

Warum weckst Du mich, Napoleon? fragte er seufzend.

Weil Du schnarchtest, wie ein Esel, und weil sich das nicht geziemt für den Bruder des Königs von Corsika und Frankreich, sagte Napoleon trotzig.

Ach, seufzte Louis, ich träumte eben so schön und prächtig.

Und was träumtest Du denn?

Ich träumte, daß ich König wäre, und eine goldene Krone auf meinem Haupte trüge!

Wie, rief Napoleon heftig, was bin denn ich, wenn Du König bist? Dann muß ich doch zum Allerwenigsten Kaiser sein!

Zum Allerwenigsten? fragte Louis schüchtern. Kann man denn noch mehr sein?

Ja, man kann noch mehr sein, rief Napoleon, man kann ein berühmter Feldherr sein, ein berühmter Mann, und das ist mehr als König und Kaiser und Papst, das ist so viel als der liebe Gott selber ist!

Die gute Cordelia drückte mit einem Ausruf des Schreckens ihre Hand auf Napoleons Lippen, und neben dem Bett auf ihre Kniee sinkend, rief sie: „Bete, Napoleon, bete, daß der liebe Gott Dich nicht strafe für Deinen Uebermuth, und nicht in's Gericht mit Dir

gehe, wenn Du es eines Tages verſuchen willſt, ihm gleich zu ſein!“ — Sie begann Gebete zu murmeln; Napoleon lag ganz ſtill und hörte auf dieſe Gebete, die wie das leiſe Geplätſcher einer Quelle an ſein Ohr ſchlugen, und unter dieſem Geplätſcher ſchlief er ein. Aber noch im Schlaf murmelte er leiſe: „ich will Kaiſer werden! Ich will ein berühmter Mann werden!“

Und er hat Wort gehalten, jubelte der kleine König von Rom, vergnügt ſeine kleinen Hände in einander-ſchlagend, und ganz vergeſſend, daß er ſtill ſitzen müſſe, damit ſein Portrait gemalt werden könne. Ja, mein lieber Papa hat Wort gehalten, er iſt Kaiſer geworden, ein berühmter Feldherr! Oh, mein lieber Herr Iſabey, ich danke Ihnen! Welch' eine ſchöne Geſchichte haben Sie mir erzählt. Wenn Sie mir noch mehr von meinem Papa erzählen wollen, werde ich den ganzen Tag, die ganze Nacht, und immerfort ſtill ſitzen, bis mein Portrait vollendet iſt.

Iſabey lachte und war eben im Begriff eine Ant-wort zu geben, als ein Bedienter in der Thür des Malzimmers erſchien, und ſich der Gräfin nähernd, leiſe ſagte: der Herr Marſchall von Ligne iſt da, und wünſcht Sr. Majeſtät dem König von Rom ſeine Auf-wartung zu machen!

Der Knabe ſprang auf, und heftig ſeine Arme vor ſich ausſtreckend, als wolle er ein nahendes Schreckniß von ſich abwehren, rief er: ein Marſchall will mich beſuchen? Nein, nein, ich will keinen Marſchall empfangen. Die Marſchälle haben meinen Vater verrathen! Keiner von ihnen ſoll zu mir kommen!*)

Aber Sire, ſagte die Gräfin begütigend, dies iſt keiner von den franzöſiſchen Marſchällen. Es giebt auch außerhalb Frankreichs Marſchälle, und dieſer Marſchall iſt nicht von Ihrem Herrn Vater, ſondern vom Kaiſer von Oeſterreich ernannt worden.

Ich will ihn dennoch nicht ſehen, murmelte der Knabe, ich will niemals wieder einen Marſchall ſehen.

Wiſſen Sie aber, wer dieſer Marſchall iſt, Sire? Es iſt ein guter Freund von Ihnen, und Sie haben ohne Zweifel ſeinen Namen mißverſtanden?

Ich habe nur gehört, daß es ein Marſchall iſt, der mich beſuchen will, und ich will ihn nicht empfangen, ſagte der Knabe trotzig.

Aber Sire, es iſt ja der Marſchall Fürſt von Ligne —

---

*) Des Königs von Rom eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde: Mémoires. I. 99.

Wie, es iſt mein lieber Fürſt Ligne? rief der Knabe fröhlich. Er ſoll kommen, der gute liebe Fürſt. Laufe, Jacques, laufe, damit er nicht länger warten muß! Oh, ich will ſelber gehen, und ihn willkommen heißen!

Und leicht und anmuthig wie ein Vogel flatterte der Knabe durch das Zimmer in das anſtoßende Gemach, um dieſes durcheilend in den Vorſaal zu gehen.

IV.

Der Fürſt von Ligne.

Indeß war der Lakay dem Prinzen ſchon zuvorgekommen, und hatte den Fürſten benachrichtigt. Jetzt öffnete er die Thür, und auf der Schwelle erſchien die lange hagere Geſtalt des alten Fürſten von Ligne, des einſtigen Freundes der Kaiſerin Katharina, des Kaiſers Joſephs des Zweiten, und des Königs Friedrichs des Großen. Achtzig Jahre waren über ſein Haupt dahin gegangen, ohne ſeinen graden ſtolzen Rücken zu beugen, ohne das Feuer ſeiner Augen zu trüben, und ohne den Ausdruck der Heiterkeit und des Lebensgenuſſes aus ſeinem edlen und geiſtvollen Antlitz zu verwiſchen. Das Alter hatte wohl die Jahrzehnte mit hartem Griffel auf ſeiner Stirn verzeichnet, es hatte wohl ſeine Haare gebleicht, die wie die ungeheure Mähne eines Löwen bis auf ſeine Schultern niederhingen, aber es hatte keine Furchen

durch ſein Herz gezogen, es hatte den Geiſt und die Phantaſie des Fürſten nicht abgemattet. Der Fürſt von Ligne war mit achtzig Jahren noch immer ein heiterer, feiner, lebensfroher Geſellſchafter, ein geiſtvoller Mann, ein feiner Satyriker, der mit heiterm Spott jede Lächerlichkeit geißelte, und deſſen piquante Witzworte noch jetzt, wie ſchon vor funfzig Jahren, von ganz Wien, ja von ganz Europa wiederholt wurden.

Ah, mein lieber Fürſt Ligne iſt da! rief der kleine Napoleon, zu dem Greiſe hineilend, und ihm ſeine beiden Hände darreichend.

Ja, der Fürſt Ligne iſt da, die Signalſtange der alten Zeit iſt da, ſagte der Fürſt heiter lachend, indem er den Knaben in ſeine Arme emporhob, und ihn herzlich küßte. Mein Herz ſehnte ſich zu ſehen, wie es meinem kleinen König hier ergeht; während die großen Könige in Wien ſo viel tanzen und lachen und ſchwatzen, wollte ich mich bei Ihrer kindlichen Weisheit ausruhen von all' den altklugen Thorheiten, die ich in Wien mitanſchauen muß. Sagen Sie, Sire, bin ich willkommen?

Von Herzen willkommen, ſagte der Knabe, indem er ſeine beiden kleinen Arme um des Fürſten Nacken legte, einen Kuß auf des Fürſten Stirn drückte. Aber

ich will Sie um Etwas bitten, Herr Fürſt, und Sie müſſen mir einen Gefallen thun!

Alles, Sire, nur müſſen Sie nicht verlangen, daß ich, weil ich ſo hübſch groß bin, Ihnen einige Sterne vom Himmel herunterholen ſoll.

Ich verlange das auch nicht, denn ich weiß wohl, daß die eigentlichen Sterne viel zu hoch ſind für die Menſchen, und daß ſie ſich darum Sterne von Gold und Brillanten machen, die ſie auf ihre Bruſt ſtecken, und „Orden" nennen. Sie ſollen mir blos den Gefallen thun, Sich bei mir niemals als Marſchall anmelden zu laſſen. Ich liebe die Marſchälle nicht, aber ich liebe Sie, und nicht wahr, Sie werden es nicht mit mir ſo machen, wie es die Marſchälle mit meinem Vater gemacht haben, Sie werden mich nicht verrathen?

Der Fürſt hatte den Prinzen ſanft aus ſeinen Armen auf den Boden niedergleiten laſſen, und ſchaute jetzt mit einem wehmüthigen Lächeln zu ihm nieder.

Nein, ſagte er, ich werde Sie nicht verrathen, obwohl ich ein Marſchall bin, und niemals werde ich bei Ihnen mich anders melden, als indem ich Ihnen ſagen laſſe: „der alte Freund iſt da, um mit ſeinem jungen Freund zu ſpielen!" — Aber kommen Sie, Sire, wir wollen erſt die Frau Gräfin begrüßen!

Ja, kommen Sie, rief der Prinz den Fürſten mit ſich fortziehend, und betrachten Sie dann auch mein Bild, das der gute Iſabey malt.

Der Fürſt betrat mit dem kleinen Prinzen das Malzimmer, an deſſen Thür die Gräfin ihn mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung empfing, während Iſabey vor ſeiner Palette ſaß und malte.

Fürſt Ligne begrüßte die Gräfin mit jener chevalereſken Höflichkeit und Grazie, wie er ſie an dem Hof der großen Katharina geübt, und mit der er ſelbſt die Marquiſe Pompadour für ſich gewonnen hatte. Dann wandte er ſich dem Maler zu, und betrachtete ſchweigend und mit forſchenden Blicken das faſt vollendete, lebensgroße Bild des kleinen Prinzen.

Welch' eine frappante Aehnlichkeit, rief er, mit wie viel Grazie, Feinheit und Genialität das aufgefaßt iſt! Wahrlich, mein Herr, Sie haben da ein Meiſterwerk geſchaffen, das nicht blos Ihrem Talent, ſondern auch Ihrem Geiſt und Ihrem Herzen Ehre macht. Sie haben nicht bloß mit dem Pinſel, ſondern auch mit dem Herzen und dem Geiſt gemalt. Es iſt eine reizende und hochpoetiſche Elegie, welche Sie da auf die Leinwand gezaubert haben. Sie haben nicht ein Kind gemalt, ſondern eine Sternenblume, die in reizender Un-

ſchuld und Schönheit auf den Trümmern von Rom blüht; dieſe großen blauen Augen ſcheinen wehmüthig zu fragen: „wollt Ihr mich blühen laſſen auf meinen eigenen Trümmern?“ Dieſes Lächeln, das die purpurnen Lippen, wie der Traum eines Engels umſchwebt, ſcheint zu bitten: „gönnt mir ein wenig Sonnenſchein und Glück, denn ich muß verwelken, wenn ich im Schatten ſtehen ſoll.“ Mein Meiſter, Sie haben da nicht ein Bild geſchaffen, ſondern ein Gedicht!

Durchlaucht, rief Iſabey freudig, Sie ſchufen das Gedicht, aber ich bin ſchon zufrieden, daß mein Bild Sie dazu begeiſtern konnte. Ich bin nach Wien gekommen mit dem Wunſch, daß ich hier die Portraits aller der berühmten und erlauchten Perſonen, die ſich jetzt hier befinden, malen dürfte, und ich hätte eigentlich bei Ihnen den Anfang machen müſſen.

Ah gewiß, lachte der Fürſt, in meiner Eigenſchaft als Großmeiſter des Alters!

Nein, Durchlaucht, in Ihrer Eigenſchaft als Vorbild Alles deſſen, was es Großes und Ruhmvolles in dieſem Jahrhundert giebt, ſagte Iſabey ſich tief verneigend.

Der Fürſt wandte ſeine Augen wieder dem Portrait zu. Dies Bild hat eine wunderbare Aehnlichkeit

mit einem andern Portrait, das ich beſitze, ſagte er, mit einem Portrait, das Joſeph den Zweiten als Kind darſtellt, und das mir Maria Thereſia zum Geſchenk gemacht hat. Nun, Sire, ich gratulire Ihnen, dieſe Aehnlichkeit mit einem großen Manne iſt eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft!

Sagen Sie, Fürſt, fragte der Knabe haſtig, war dieſer Joſeph der Zweite, von dem Sie ſagen, daß ich ihm ähnlich ſehe, war er ein Oeſterreicher?

Ja, Sire, ein Kaiſer von Oeſterreich.

Dann thut es mir leid, daß ich ihm ähnlich ſehe!

Und weshalb, Sire?

Der Prinz hob ſeine großen blauen Augen langſam zu dem Fürſten empor, und ließ ſie dann mit einem forſchenden Ausdruck in dem Zimmer umher gleiten. Ich will es Ihnen erzählen, ſagte er, denn Sie, und die liebe Quiou und Freund Iſabey werden mir nicht böſe darüber ſein, und Sie werden es alle Drei keinem Menſchen wiederſagen, — auch nicht, fügte er leiſe hinzu, auch nicht meiner Mutter, der Kaiſerin! Ich will Ihnen alſo erzählen, weshalb ich mich nicht freue, daß ich einem Oeſterreicher ähnlich ſehe. An dem Tage, an welchem ich meinen Papa Kaiſer zum letzten Male ſah, war mein lieber Papa ſehr ernſt und traurig. Er ſpielte

und lachte nicht mit mir, wie er ſonſt gethan, er ließ mich nicht exerciren, und commandiren, ſondern er ſah mich immer ſo traurig an, ach, ſo traurig, daß ich auch gar nicht mehr ſpielen und lachen mochte, ſondern ganz ſtill zu ihm hinſchlich, mich zu ſeinen Füßen niederſetzte, und meinen Kopf auf ſein Knie legte. Er nickte mir zu und ſagte: ich müſſe aber ganz ſtill ſein, er habe heute noch viel zu arbeiten, denn er wolle die Nacht zur Armee abreiſen. Ich lag auch ganz ſtill, ſo ſtill, als ob ich ſchliefe. Da kam Herr Miniſter Maret herein, und kaum hatte er die Thür geſchloſſen, ſo rief er: Sire, die Oeſterreicher ſind ſchon in Frankreich! Die Oeſterreicher auch? rief mein Papa, oh, Maret, Maret, dieſe Oeſterreicher ſind mein Unglück. Sie haben mich immer betrogen, immer getäuſcht, die Oeſterreicher haben es nie ehrlich gemeint! — Sie ſehen jetzt, daß ich ſchwach bin, und deßhalb hoffen ſie, daß ſie mich zertreten können. — Herr Maret ſagte: Sire, iſt nicht Ihr eigener Sohn ein halber Oeſterreicher? — Nein, nein, rief mein Papa, er ſoll immer nur ein ganzer Franzoſe ſein, denn das öſterreichiſche Blut hat Frankreich immer nur Unglück gebracht. Gott verhüte alſo, daß mein Sohn ein halber Oeſterreicher wäre, und Gott verhüte, daß er jemals ein ganzer Oeſter-

reicher werden ſollte. Schwören Sie mir, Maret, daß Sie das nicht leiden wollen, ſchwören Sie mir, daß Sie meinen Sohn lieber tödten, als leiden wollen, daß man ihn nach Oeſterreich bringt, und ihn zu einem Oeſterreicher mache. — Herr Maret wollte eben antworten, da kam ein anderer Herr herein, und ſie ſprachen von anderen Dingen. Ich lag noch immer da zu den Füßen meines Papa's, und während ſie dachten, daß ich ſchliefe, hatte ich Alles gehört, und ich that leiſe den Schwur, den Herr Maret nicht hatte leiſten wollen, ich ſchwur: niemals ein Oeſterreicher zu werden, und lieber zu ſterben, als nach Oeſterreich zu gehen! — Ach, aber ich habe doch nicht Wort halten können, und ſie haben mich doch nach Oeſterreich gebracht; ich konnt's nicht hindern, und ich wäre freilich gern geſtorben, aber ich wußte nicht, wie man's anfangen muß, um zu ſterben, und ſo hab' ich's denn leiden müſſen, daß ich nach Oeſterreich gebracht wurde. Aber ein Oeſterreicher will ich doch niemals werden, denn ſonſt würde mein Papa mich nicht mehr lieb haben. Nein, nein, ein Oeſterreicher will ich niemals werden; wenn ich erſt größer bin, ſo werde ich auch lernen, wie man's machen muß, um zu ſterben, und wenn ſie dann verlangen, daß ich ein Oeſterreicher werde, ſo ſterbe ich,

ganz gewiß, dann ſterbe ich, damit mein Papa mich lieb behält! Und darum, Herr Fürſt, darum iſt es mir nicht lieb, daß ich einem Oeſterreicher gleiche, denn die Oeſterreicher haben meinem Papa Kaiſer Unglück gebracht!

Der Knabe ſchwieg, aber Niemand antwortete ihm, alle Geſichter waren düſter und wehmuthsvoll, und allen Herzen ſchien die ſanfte melodiſche Stimme des Prinzen wie ein Lied der Klage, der Trauer und der ſchmerzlichen Erinnerungen erklungen zu ſein, denn Thränen rollten über die bleichen Wangen der Gräfin nieder, Thränen umdüſterten die Augen Iſabey's, daß er nicht malen konnte, und ſelbſt die Augen des achtzigjährigen Fürſten fanden dieſes ſalzige Naß wieder, das ſeit manchem langen Jahr ſeine Wimpern nicht befeuchtet hatte.

Aber er wollte dieſer Stimmung nicht nachgeben, er wollte ſich ihr mit Gewalt entreißen. Er neigte ſich nieder und drückte einen Kuß auf Napoleons goldene Locken. Mein Kind, ſagte er leiſe, erzählen Sie dieſe Geſchichte Niemanden anders, als uns, und ſagen Sie es Niemand, daß Sie kein Oeſterreicher ſein wollen. Und jetzt, Sire, jetzt erlauben Sie mir, Ihnen das kleine Geſchenk zu zeigen, das ich Ihnen mitgebracht habe.

Er zog ein kleines Käſtchen von rothem Maroquin

aus ſeinem Buſen hervor und reichte es geöffnet dem Prinzen dar. Es enthielt einige große goldene Medaillen von ſeltener Schönheit, Medaillen, die einſt bei Gelegenheit und zur Feier der Geburt des Königs von Rom geſchlagen worden.

Es iſt ein Andenken an Frankreich, ſagte der Fürſt lächelnd, erkennen Sie wohl dieſe Medaillen?

Der kleine Prinz betrachtete ſie aufmerkſam. Ja, ſagte er mit einem ſanften Lächeln, ich erkenne ſie, dieſe Medaillen ſind gemacht, als ich noch König war?*)

Und wer hat Ihnen denn geſagt, daß Sie jetzt nicht mehr König ſind? fragte der Fürſt.

Der Kaiſer von Oeſterreich und die Kaiſerin, ſagte Napoleon traurig, und die kleinen Erzherzoge ſagen es mir, ſo oft ich mit ihnen zuſammen komme, und ſie lachen und weiſen mit Fingern nach mir hin, und ſingen dazu: „ſeht, ſeht, in der Wiege war er König und jetzt iſt er gar nichts mehr!“ Aber wenn man mir es auch nicht geſagt hätte, ſo wüßte ich es doch, daß ich kein König mehr bin, denn ich habe keine Pagen mehr, und wenn die liebe Quiou nicht wäre, ſo müßt' ich immer allein ſein, und —

*) Des Prinzen eigene Worte. Siehe: Comte de la Garde. I. 105.

Auf einmal erhellte ſich das Antlitz des Knaben und ein glühendes Roth übergoß ſeine Wangen. Von draußen ertönten die ſchmetternden Klänge militairiſcher Muſik, mit welchen einige Regimenter ungariſcher Huſaren, vom Exerciren heimkehrend, an dem Schloſſe vorüberzogen.

Der kleine Napoleon flog zum Fenſter hin und ſchaute hinaus, bis der letzte Huſar um die Biegung des Weges verſchwunden war. Dann wandte er ſich wieder den Freunden zu und ein glückliches ſtolzes Lächeln verklärte jetzt ſein Angeſicht.

Es waren die Lanciers meines Papa Kaiſers, ſagte er, in kindlicher Unſchuld die Gegenwart mit der Vergangenheit verwechſelnd. Jetzt, Herr Fürſt, jetzt fällt mir ein, daß ich Ihnen auch noch etwas Schönes zu zeigen habe, rief er heiter. Kommen Sie und ſehen Sie einmal, welche ſchöne Soldaten mir der Herr Erzherzog Carl geſtern gebracht hat.

Und er zog den Fürſten in das andere Zimmer und zu ſeinem Spieltiſche hin. Sehen Sie einmal, rief er eifrig, es ſind Soldaten, die ihre Arme und Beine bewegen, exerciren und manövriren können, als wenn ſie wirkliche Menſchen wären.

In der That, der kleine Prinz hatte Recht, dieſe

Soldaten von Holz benahmen ſich, als ob ſie wirkliche Menſchen wären. Es war ein Trupp Cavalleriſten, die auf beweglichen und zuſammenhängenden Klötzen ſtehend durch einen künſtlichen Mechanismus ſo eingerichtet waren, daß ſie alle militairiſchen Evolutionen ausführen, ſich auseinander bewegen, ſich entwickeln und in Colonnen aufſtellen konnten.

Ach, das iſt eine allerliebſte Armee, rief der Fürſt lächelnd, ganz würdig des Feldherrn, der ſie zur Schlacht führen ſoll. Denn nicht wahr, Sie verſtehen ſchon mit Ihrer Armee da zu manövriren?

Ich kann ſie das ganze Manöver machen laſſen, ſagte Napoleon ſtolz.

Nun denn, Sire, zum Manöver, rief Fürſt Ligne mit lauter Commandoſtimme. Und mit einem Ernſt, als ginge es zu einer wirklichen Schlacht, zog er ſeinen Degen, ſalutirte vor dem Prinzen und ſtellte ſich dann in militairiſcher Haltung neben dem Tiſch auf.

Und mit eben ſolchem Ernſt, ganz Aufmerkſamkeit und Spannung, legte Napoleon die Hand an die Schraube, welche ſeine Armee bewegte.

Aufgepaßt! rief der Fürſt mit ſchallender Stimme. Aufgepaßt!

Und mit unerſchütterlichem Ernſt ertheilte er jetzt

das erſte Commando. Und mit unerſchütterlichem Ernſt führte der Prinz es aus. Dann folgte ein zweites, ein drittes Commando, ebenſo ernſt gegeben, eben ſo prompt und ernſt ausgeführt.

Das Antlitz des Kindes glühte vor Begeiſterung und Kriegesluſt, und ein Abglanz dieſer Gluth röthete die Wangen des Greiſes. Eben ſollte das letzte große Manöver beginnen, als ſie durch das Eintreten des Lakaien unterbrochen wurden. Er meldete der Gräfin Montesquiou, daß der Commodore Sir Neil Campbell mit Erlaubniß der Kaiſerin dem Prinzen einen Beſuch zu machen komme.

Die Gräfin winkte ihn einzulaſſen, Fürſt Ligne ſteckte ſeinen Degen wieder in die Scheide, der kleine Prinz ſchob ſeine Armee wieder in ihren Kaſten, und der Maler Iſabey kehrte wieder in das andere Zimmer und zu ſeiner Palette zurück.

Die Thür öffnete ſich jetzt, und Sir Neil Campbell trat herein. Mit aller Feierlichkeit, Steifheit und Würde eines Sohns Albions durchſchritt er das Gemach und machte den Anweſenden ſeine militairiſchen Verbeugungen.

Sire, ſagte die Gräfin, ſich dem Prinzen zuwendend, der Herr Commodore Neil Campbell iſt einer von den

vier Herren, die Se. Majeſtät den Kaiſer, Ihren Herrn Vater, von Fontainebleau nach Elba begleitet haben.

Das Antlitz des kleinen Prinzen verfinſterte ſich. Der Herr war alſo einer von den vier Gefangenwärtern meines Vaters? fragte er mit faſt drohendem Ton, die Arme in einander ſchlagend, und den Engländer trotzig anblickend.

Aber Sire, ſagte die Gräfin faſt verlegen, dieſer Herr will Sie beſuchen. Ihre Frau Mutter hat es ihm erlaubt, Sie müſſen den Herrn Commodore alſo willkommen heißen.

Nein, rief der Knabe, heftig mit dem Fuß ſtampfend, nein, ich heiße ihn nicht willkommen, denn er hat meinen Papa in's Gefängniß geführt!

Sie werden ihn doch willkommen heißen, Sire, ſagte der Fürſt Ligne lächelnd, Sie werden ihn willkommen heißen, wenn ich Ihnen eine kleine reizende Geſchichte von dem Herrn Commodore erzählt habe. Sie erlauben es mir doch, Herr Commodore.

Ach, mein Fürſt, rief Sir Neil, Jeder wird unſterblich, dem Fürſt Ligne die Ehre erzeigt von ihm zu ſprechen.

Der Fürſt dankte mit einem Lächeln, und wandte ſich wieder dem Prinzen zu.

Es iſt wahr, Sire, ſagte er, Sir Neil Campbell war Einer von den vier Herren, welche nach Fontainebleau geſchickt waren, um den Kaiſer Napoleon nach Elba zu begleiten, als Gefangenwärter, wie Sie vorhin ſagten. Aber Sir Neil Campbell war, wie Sie gleich ſehen werden, ein ſehr milder Gefangenwärter. Er war zugegen, als der Kaiſer auf dem Hof des Schloſſes Fontainebleau von ſeiner Garde Abſchied nahm. Er hörte jene erhabene rührend ſchöne Rede, mit welcher Napoleon, Ihr Vater, Sire, ſeinen Kriegern das letzte Lebewohl ſagte, und als der Kaiſer die Adler küßte, und als nun der allgemeine Jubel losbrach, als alle die Krieger ihre Schwerter hoben, ihre Fahnen ſchwenkten, und alle ihre Stimmen vereinigten zu dem Einen weithallenden, begeiſterten Ruf: vive l'Empereur! da vergaß Sir Campbell, daß Er einer von den vier Commiſſairen war, welche den Kaiſer eben fortführen ſollten, und hingeriſſen von Begeiſterung und Rührung ſchwenkte auch Er ſeinen Hut hoch in die Luft, und während ihm die Thränen über die Wangen rollten, rief er wie die Andern: vive l'Empereur!*)

Iſt das wahr, mein Herr? fragte der kleine

*) La Garde. I. S. 102.

Napoleon, mit ſtrahlenden Augen den Engländer anſchauend.

Es iſt wahr, ſagte Sir Campbell langſam und feierlich. Ich habe gerufen, vive l'Empereur, und wenn ich jene erhabene Scene noch einmal erlebte, würde ich noch einmal rufen: vive l'Empereur!

Der Knabe trat raſch auf ihn zu, und reichte ihm beide Hände dar. Ich danke Ihnen, mein Herr, ſagte er, und ich heiße Sie willkommen.

Nicht wahr, fragte Frau von Montesquiou lächelnd, jetzt freuen Sie Sich, Sire, dieſen Herrn zu ſehen, der Ihren Herrn Vater nach Elba begleitet hat, und der ihn erſt vor kurzer Zeit verlaſſen?

Ja, ich freue mich, ſagte das Kind leiſe, aber wir dürfen das hier Niemand ſagen, hört Ihr, Niemand!

Ich habe Ihren Vater nicht blos erſt kürzlich geſehen, ſagte der Commodore, ſondern ich werde ihn auch bald wieder ſehen, denn ich reiſe noch heute wieder ab, und werde mit meinem Schiff ganz nahe bei Elba ſein.

Oh, wenn Sie meinen Papa Kaiſer ſehen, rief der Prinz mit zitternder Stimme, wenn Sie ihn ſehen, ſo grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ſein armer

kleiner König von Rom ſo gern bei ihm ſein möchte, wenn man es ihm nur erlauben wollte.

Sire, ſagte Sir Campbell ernſt, Ihr Herr Vater hat mir einen Auftrag an Sie gegeben. Wollen Sie mir erlauben, daß ich ihn ausführe?

Thun Sie es, mein Herr, thun Sie es!

Ihr Herr Vater hat mir aufgetragen, Sie zu umarmen und Ihnen in ſeinem Namen einen Kuß zu geben!

Der Prinz ſchrie laut auf; zu Sir Campbell hinſtürzend, ſprang er in ſeine Arme, und drückte einen langen glühenden Kuß auf ſeine Lippen.

Dann auf einmal in lautes Weinen ausbrechend, und ſeine kleinen Arme und das von Thränen überfluthete Antlitz zum Himmel erhebend, rief er mit herzzerreißendem Wehelaut: oh mein Vater, warum bin ich nicht bei Dir! Warum biſt Du nicht bei mir! Mein Vater, mein lieber, lieber Papa Kaiſer!

V.

Das Wappen und die Livrée Napoleons.

In Thränen aufgelöst, an allen Gliedern bebend verließ Marie Louise ihre Equipage, und kehrte schwankenden Ganges, leise Klagen und Seufzer ausstoßend, in ihre Gemächer zurück.

Die Gräfin von Brignole soll sogleich zu mir kommen, befahl sie dem ihr die Thüren öffnenden Kammerdiener. Dann trat sie in ihr Cabinet ein, und den Hut, den Mantel abreißend und ihn weit von sich in das Gemach hinein schleudernd, sank sie auf einen Lehnstuhl nieder, bedeckte sich das Antlitz mit beiden Händen und weinte laut und bitterlich.

Gräfin Brignole hatte schon lange das Cabinet betreten, ohne daß Marie Louise sie beachtet hatte. Sie stand unfern der Thür, und schaute mit aufmerksamen und theilnahmsvollen Blicken zu der Kaiserin hin, welche

noch immer mit verhülltem Antlitz daſaß, und deren Seufzen und Schluchzen allein die Stille unterbrach. Endlich, als ſie ſah, daß Marie Louiſe immer noch nicht ihr Haupt emporrichtete, und gar nicht zu wiſſen ſchien, daß ſie gegenwärtig ſei, näherte ſich die Gräfin leiſe der Kaiſerin.

Ew. Majeſtät haben mich rufen laſſen, ſagte ſie mit ſanftem Ton.

Marie Louiſe zuckte zuſammen, ließ ihre Hände von ihrem Antlitz gleiten, und ſich von ihrem Fauteuil erhebend, ſchlang ſie mit leidenſchaftlicher Gewalt ihre Arme um den Hals der Oberhofmeiſterin.

Gräfin, rief ſie ſchluchzend, Gräfin, retten Sie mich! Laſſen Sie uns fliehen! Laſſen Sie uns in irgend einer Verkleidung dieſes Schloß verlaſſen, und zu meinem Gemahl flüchten! Oh, bei Napoleon allein iſt mein Platz, bei ihm allein iſt für mich Ehre, Ruhe und Glück!

Gelobt ſei Gott, daß Ew. Majeſtät das endlich anerkennen, ſagte die Gräfin freudig, gelobt ſei Gott, daß Sie dahin gehen wollen, wohin die Pflicht und die Ehre Eure Majeſtät allein rufen! Ja, es iſt wahr, Sie müſſen nach Elba, Sie müſſen zu Ihrem Gemahl hineilen. Ihre Gegenwart wird für ihn nicht allein

eine Freude, ſondern auch eine Stütze ſein. Man wird nicht wagen, die ſchlimmen Dinge auszuführen, welche man hier gegen den Kaiſer im Schilde führt, wenn Ew. Majeſtät an Napoleons Seite iſt, und daher Oeſterreich die Pflicht auferlegt, um Ihretwillen Schonung zu üben. Gehen Sie alſo zum Kaiſer, Majeſtät, er breitet Ihnen lange ſchon ſeine Arme entgegen, eilen Sie, Sich an ſeine Bruſt zu werfen!

Ja, rief Marie Louiſe entſchloſſen, ich will zu ihm hin. Ich ſehe es klar, daß dies die einzige Rettung iſt, die mir noch geblieben. Wir wollen uns ernſthaft damit beſchäftigen, Brignole, wir wollen ganz im Geheimen alle Vorbereitungen treffen. Ich muß fort, ich muß zu meinem Gemahl! Hier wagt man es, mich zu beleidigen, mich zu beſchimpfen, und Niemand iſt da, der mich ſchützt, Niemand der ſich meiner erbarmt. Wiſſen Sie Brignole, was man mir gethan, wie furchtbar man mich ſo eben in Wien beleidigt hat?

Ich hatte nicht die Ehre Ew. Majeſtät nach Wien zu begleiten, ich weiß daher nichts.

Hören Sie alſo, wie man in dieſem gemüthlichen Oeſterreich die Tochter des Kaiſers von Oeſterreich zu beſchimpfen wagt! Sie wiſſen, ich begab mich nach Wien, um mit der Kaiſerin Ludovica einige Beſuche

zu machen, und mich der Kaiserin von Rußland vorstellen zu lassen.

Ja, ich weiß, seufzte die Gräfin, daß die Gemahlin des Kaisers Napoleon diese Demüthigung hat erfahren müssen, daß sie, nicht Incognito, sondern in ihrer Staatscarosse, öffentlich vor aller Welt der Kaiserin von Rußland den ersten Besuch machte, ehe diese ihr den schuldigen ersten Besuch gemacht. Oh Majestät, ich konnte nur weinen vor unaussprechlichem Weh, als ich die Staatscarosse mit dem großen kaiserlichen Wappen dahin rollen sah, und dachte, daß diese und die Livréen des Kaisers es den Straßen von Wien verrathen würden, daß Ew. Majestät sich zu den Feinden Ihres erhabenen Gemahls begaben. Oh, wären Ew. Majestät mindestens in einfacher Equipage, ohne die große Livrée dahin gefahren, so —

Ja, Sie haben Recht, unterbrach sie die Kaiserin ungestüm, wäre ich Incognito dahin gefahren, so würde ich die Schmach und Beschimpfung vermieden haben, die ich jetzt erdulden mußte. Denn man hat mich beschimpft, Brignole, man hat mit Fingern auf mich gewiesen, und hat mich verspottet und verlacht. Und weshalb? Weil ich das kaiserliche Wappen Frankreichs an meiner Kutsche führe, weil mein Kutscher und meine

Lakaien die kaiſerliche Livrée und das mit der Kaiſerkrone gezierte N auf ihren Knöpfen tragen. Ich war zuerſt an der Burg vorgefahren, um die Kaiſerin Ludovica abzuholen. Mein Vater und meine Geſchwiſter kamen mich zu begrüßen, und es dauerte daher einige Zeit, ehe wir zu den Equipagen hinab ſtiegen. Der Wagen der Kaiſerin Ludovica fuhr zuerſt vor, und das Volk, das ſich in großer Menge um die Wagen gruppirt hatte, empfing die Kaiſerin mit lauten Vivatrufen. Alsdann aber, als mein Wagen vorfuhr, als ich einſtieg, brach dieſe rohe, elende Menſchenmenge in lautes Geſchrei, in Ziſchen und Pfeifen aus, und lachte und ſchrie, und zeigte mit Fingern auf mich, die ich halbohnmächtig in den Wagen zurückſank, und mich vergeblich fragte: was ich denn gethan, um dieſe Verhöhnung des Volkes zu verdienen? Endlich hielt der Wagen vor dem Hôtel der Kaiſerin von Rußland, und zitternd, mit angſtklopfendem Herzen ſtieg ich aus. Gott ſei Dank, die Straße war leer, unangefochten trat ich in das Hôtel, und begab mich mit der Kaiſerin unangemeldet in die Gemächer der Kaiſerin Eliſabeth. Sie empfing mich mit einer Zärtlichkeit, Zuvorkommenheit und Güte, wie ich ſie hier in Wien noch von Niemanden erfahren habe. Für ſie mindeſtens war ich noch immer

die Kaiſerin, und ſie nannte mich ſo, und beobachtete alle Egards, die meinem Range gebühren. Das machte mich heiter und geſprächig, ich vergaß in der Unterhaltung mit Eliſabeth die unangenehme Scene, welche ich zuvor erlebt hatte, und verließ ganz ruhig die kaiſerlichen Gemächer, um zu meinem Wagen zurückzukehren. Aber unſere vor dem Hôtel wartenden Equipagen hatten eine Menſchenmaſſe herangelockt, die doppelt ſo groß war, wie die, welche ich vorhin vor der Burg geſehen. Wieder beſtieg die Kaiſerin unter dem Zujauchzen der Menge ihre Equipage, und wieder, ſobald meine Equipage vorfuhr, begann das Schreien und Toben, das Pfeifen und Ziſchen. Ich fühlte, wie meine Augen ſich mit Thränen füllten, und ich ließ den Schleier über mein Antlitz fallen, damit Niemand die Todesbläſſe ſehen ſolle, welche meine Wangen bedeckte. Man ließ mir kaum einen Weg offen, um in den Wagen zu gelangen, und als der Lakai dann die Wagenthür zuſchlug, ward das Schreien und Toben nur noch lauter. Der Kutſcher wollte abfahren, aber das Volk, das jetzt in dichten brauſenden Maſſen die ganze Straße erfüllte, das Volk litt es nicht. Es fiel den Pferden in die Zügel, und zwang ſie zum Stehen, es faßte den Vorreiter, und warf ihn unter Lachen

und Geſchrei von ſeinem Pferde, es drohte mit geballten Fäuſten nach dem Kutſcher empor, und rief: „ſtill gehalten, ſtill gehalten! Wir haben der Madame, die im Wagen ſitzt, Etwas zu ſagen!“ — Ja, wir haben der Madame Etwas zu ſagen, lachte und brüllte die Menge, und jetzt wälzte ſich die tobende Maſſe bis dicht zu meinem Wagenfenſter hin. Ein rieſengroßer Menſch, der die Menge anzuleiten ſchien, klopfte mit der Hand an mein Wagenfenſter, und begehrte, daß ich es öffnete, weil er mir im Namen des Wiener Volkes Etwas zu ſagen habe. Ich raffte all' meinen Muth zuſammen, damit dieſer elende Pöbel nicht ſehen ſolle, wie ſehr ich mich ängſtigte, und ließ das Fenſter herunter. Hören Sie, Madame, ſagte der Menſch, den die Menge zu ihrem Redner ernannt, hören Sie, Madame, wir kennen Sie nicht, und wir wollen Sie auch nicht kennen. Aber wir haben gehört, daß Sie von Schönbrunn kommen, und ſicherlich fahren Sie dahin zurück. In Schönbrunn aber wohnt jetzt die Tochter unſers Kaiſers, die Erzherzogin Marie Louiſe, und wir glauben, daß ihr dieſer Wagen gehört, und daß ſie dieſe Livrée noch aus Frankreich mitgebracht hat. Sagen Sie aber der Erzherzogin, daß wir hofften, ſie ſei zu uns zurückgekehrt mit einem deutſchen Herzen und mit deutſcher

Gesinnung, und daß wir überzeugt wären, es sei nur aus Versehen und Vergessenheit geschehen, daß sie noch das alte verhaßte französische Kaiserwappen, und die häßliche kaiserliche Livrée beibehalten habe. Sagen Sie ihr, der Maler und der Schneider müßten sich sehr beeilen, um ein anderes Wappen zu malen, und andere Livréen zu machen, denn diese Kutsche und diese Livréen wollten und könnten wir nicht mehr dulden. Wenn sie sich noch einmal hier auf den Straßen zeigten, so würde das Volk sie zerstören. Sagen Sie das der Frau Erzherzogin Marie Louise, sagen Sie ihr, sie soll uns in Wien, als die Tochter unsers Kaisers, immer willkommen sein, aber das abgedankte kaiserliche Wappen und das gottverdammte N mit der Kaiserkrone wollen wir nicht mehr sehen!" — Nein, das wollen wir nicht mehr sehen, rief und heulte der Pöbel ihm nach, fort mit dem Wappen, fort mit der Livrée! — Dem Kutscher war es endlich gelungen vorwärts zu fahren, aber das Volk lief schreiend und brüllend zu beiden Seiten meines Wagens her, es pfiff und heulte und tobte, und drohte mir mit den Fäusten, und zeigte mit Fingern nach mir hin. Ich ließ die Vorhänge nieder, um wenigstens unbemerkt weinen zu können, und Gott mein Elend zu klagen, da doch

auf Erden Niemand ſich meines Jammers erbarmen wollte.*)

Entſetzlich, rief die Gräfin, ja, Ew. Majeſtät haben Recht, man hat es gewagt Sie zu beſchimpfen, und die Polizei, welche ſonſt in Wien ihre Argusaugen überall offen hat, und Jedermann bewacht, die Polizei hat nicht für gut befunden, dieſen Scandal zu verhüten, ja, ſie hat ihn vielleicht ſogar hervorgerufen, um Ew. Majeſtät zu zwingen, die verhaßten Farben und Wappen des Kaiſers abzulegen. Ew. Majeſtät haben Recht, Sie dürfen nicht länger hier in Oeſterreich bleiben, denn Ew. Majeſtät ſind hier nicht ſicher vor Schmach und Beleidigung. Sie müſſen nach Elba zu Ihrem Gemahl, er wird Sie ſchützen, an ſeiner Seite allein werden Sie ſicher ſein. Bereiten wir alſo heimlich und in aller Stille Alles zur Flucht vor, ſuchen wir uns Vertraute, auf deren Verſchwiegenheit wir rechnen können, und die uns bei der Ausführung Ihrer Flucht hülfreiche Hand leiſten können.

Ja, thun wir das, ſagte Marie Louiſe zerſtreut, ich überlaſſe Ihnen das ganze Arrangement, ſorgen Sie für Alles. Aber iſt es Ihr Ernſt, Gräfin, meinen

*) Méneval: Mémoires. III. 85.

Sie wirklich, daß dieſer Scandal, den man mir da bereitet hat, nicht von dem Volk ausgegangen, ſondern von Andern veranlaßt worden iſt?

Ich bin davon überzeugt, ſagte die Gräfin raſch. Es iſt ein Angriff der Polizei —

Nein, rief Marie Louiſe heftig, nein, es iſt eine neue Bosheit des Grafen Neipperg! Oh, jetzt verſtehe ich Alles, jetzt weiß ich Alles! Meine Livréen, meine Wappen waren ihm lange ein Gegenſtand des Aergerniſſes, und er hat mich ſchon oft gebeten, dieſelben aufzugeben. Da ich es ihm abgeſchlagen, will er mich mit Gewalt dazu zwingen. Ja, ſo iſt es, Er iſt der Anſtifter dieſes Straßentumults! Deshalb auch iſt er ſeit geſtern nicht hier geweſen, deshalb hat er es nicht gewagt, vor mir zu erſcheinen. Oh, von dieſem Manne kommt mir alles Unglück und alles Wehe! Er ſchwebt über mir, wie der böſe Dämon, und ſo oft ich ihn ſehe, fühle ich es daher wie einen Dolchſtich in meinem Herzen, habe ich ein Gefühl, als ob ich fliehen müßte, um mich vor dem aufgehobenen Arm des Unheils zu erretten. Oh, ich haſſe, ich verabſcheue dieſen Mann, den mein Vater mir als Spion, als Aufſeher an meine Seite geſtellt; ich will ihn nicht da dulden, und müßte ich mich dem Zorn meines Vaters deshalb ausſetzen!

Beſſer ſelbſt zu Grunde gehen, als ſolche Schmach und Demüthigung länger ertragen. Gleich, jetzt in dieſer Stunde ſoll es zur Entſcheidung kommen!

Sie ſprang zu dem Tiſch hin, und die Klingel ergreifend, ſchellte ſie heftig. Iſt der Graf Neipperg hier? fragte ſie den eintretenden Lakaien.

Zu Befehl, Majeſtät, der Graf iſt ſo eben angelangt.

Sagen Sie dem Grafen Neipperg, er ſolle ſich ſogleich hier in mein Cabinet begeben, ich wolle ihn ſprechen!

Was wollen Ew. Majeſtät thun? fragte die Gräfin Brignole, als der Lakai hinaus gegangen war.

Ich will den Verräther zur Verantwortung ziehen, rief Marie Louiſe, indem ſie mit haſtigen Schritten, die Arme über der Bruſt gefaltet, auf und nieder ging. Ich will ihm ſeine Hinterliſt und Bosheit in's Antlitz werfen, ich will ihm ſagen, daß Er es iſt, der mir dieſe empörende Scene in Wien bereitet hat, daß Er es iſt —

Die Thür des Vorſaals ward geöffnet, und der Lakai erſchien wieder in derſelben. Se. Excellenz der General Graf Neipperg, meldete er.

Gut, er ſoll eintreten, rief Marie Louiſe, und ſich

an die Gräfin wendend, ſagte ſie: gehen Sie, Brignole, laſſen Sie mich allein mit ihm! Wenn er mich beim Kaiſer verklagen will, ſoll er wenigſtens keine Zeugen wider mich anrufen können!

Die Gräfin verneigte ſich, und verließ durch eine Seitenthür das Cabinet. In demſelben Augenblick erſchien in der Thür des Vorſaals die ſchlanke und edle Geſtalt des Grafen Neipperg.

VI.

Das Entlaſſungsgeſuch.

Marie Louiſe ging noch immer mit raſchen Schritten auf und ab, den Grafen gar nicht beachtend, der in demüthiger Haltung neben der Thür ſtand und von der Kaiſerin erſt die Erlaubniß zu erwarten ſchien, um ſich ihr nähern zu dürfen.

Auf einmal blieb Marie Louiſe vor ihm ſtehen und ſah ihn mit flammenden Zornesblicken an. Weshalb waren Sie geſtern nicht hier, Herr Graf? fragte ſie ſtrenge.

Ich glaubte, Ew. Majeſtät bedürften meiner nicht, ſagte der Graf demüthig.

Marie Louiſe lachte höhniſch. Wirklich, Sie glaubten das, rief ſie. Nun, wenn Sie aber erſt kommen wollen, wenn ich Ihrer bedarf, Herr Graf, ſo hätten Sie niemals nöthig gehabt, mich mit Ihrer Nähe zu beläſtigen,

denn in der That, ich habe Ihrer noch niemals bedurft!

Ich weiß das wohl, und Ew. Majeſtät haben ſchon oft die Gnade gehabt, es mir zu wiederholen, ſagte Graf Neipperg traurig. Aber Se. Majeſtät, mein Herr und Kaiſer, hatte mich zu der hohen Stelle eines Ehren-cavaliers Eurer Majeſtät ernannt, und dieſe Stelle legte mir die Pflicht auf, mich immer wieder in die Nähe Ew. Majeſtät zu drängen, ſo wenig willkommen ich auch ſein mochte.

Das iſt's, rief Marie Louiſe, es war Ihre befohlene Pflicht, hier in Schönbrunn und zu meinen Dienſten zu ſein! Ich wiederhole alſo meine Frage, mein Herr: warum waren Sie geſtern nicht hier in Schönbrunn? Warum vernachläſſigten Sie Ihre Pflicht? Sagen Sie mir die Wahrheit, mein Herr!

Ew. Majeſtät wollen die Wahrheit wiſſen? Nun wohl, da Sie es befehlen, werde ich ſie Ihnen ſagen: ich kam nicht nach Schönbrunn, weil ich weiß, daß Ew. Majeſtät meine Gegenwart verabſcheuen, und weil ich Sie wenigſtens für einen Tag von einem ſo verhaßten Anblick befreien wollte.

Ah, in der That, Sie ſind ſehr barmherzig, rief Marie Louiſe hohnlachend, Sie wollten mir alſo aus

Erbarmen einen Tag der Ruhe gönnen, nachdem Sie mich ſechs Wochen lang nicht einen Tag dieſer Erholung würdig gehalten.

Majeſtät, wir waren auf der Reiſe, und es war daher unmöglich, mich fern zu halten und zu verbergen.

Und man muß geſtehen, daß Sie auch nicht den mindeſten Verſuch dazu machten, rief die Kaiſerin ſpöttiſch. Immer fand ich Sie an meiner Seite, immer beobachteten Sie mein Geſicht, um auf demſelben meine innerſten Gedanken zu errathen. Die Wünſche, die ich noch nicht ausgeſprochen, Sie hatten ſie ſchon auf dem Grunde meines Herzens geleſen, und ehe ich ihnen Worte geben konnte, waren ſie ſchon erfüllt. Sahen Sie, daß etwas mir unbequem und läſtig war, ſo räumten Sie es hinweg, noch ehe ich meine Lippen geöffnet, um es zu verlangen; laſen Sie in meinen Zügen, daß mir irgend Etwas angenehm war, ſo boten Sie es mir dar, ehe ich Zeit gehabt, es zu fordern. Gefiel mir eine Gegend, ſo fand ich am andern Tage ein Bild derſelben auf meinem Frühſtücktiſch — kurz, Sie verfolgten mich mit Ihrer Spionage in jedem Moment, auf jedem Schritte, und ich hätte mich in das Grab retten müſſen, um Ihrem fürchterlichen Spionirſyſtem zu entgehen.

Jetzt haben aber Ew. Majestät glücklicherweise ein anderes Mittel ersonnen, um Sich zu befreien von meinem Spionirsystem, wie Sie meine gehorsame Aufmerksamkeit auf alle Ihre Wünsche zu nennen belieben.

Und welch' ein Mittel, wenn ich fragen darf?

Ew. Majestät werden mich in das Grab schicken, sagte Graf Neipperg leise und traurig. Ew. Majestät wollten die Wahrheit wissen, weshalb ich gestern nicht hierher gekommen? Nun, ich gestehe, daß ich sie Ew. Majestät noch nicht ganz gesagt habe, jetzt aber will ich sie sagen: ich war gestern feig und schwach. Ich fühlte, daß ich nicht die Kraft hatte, wieder den Zorn und Spott Ew. Majestät zu ertragen. Mein Herz schmerzte von tausend Wunden, die ich auf dieser Reise empfangen. Ich wollte sie wenigstens einen Tag ausbluten lassen, ehe ich neue Wunden empfing. Deshalb, Majestät, kam ich gestern nicht nach Schönbrunn!

Das ist nicht wahr, rief Marie Louise, zum zweiten Mal haben Sie mir die Wahrheit verhehlt. Ich aber will sie Ihnen sagen: Sie kamen nicht nach Schönbrunn, weil Sie in Wien beschäftigt waren. Weil Sie die Leute anzuwerben hatten, welche ich heute auf den Straßen Wiens finden sollte, weil Sie die Rede auf-

zuſchreiben hatten, welche der Anführer der Straßen-Emeute heute an meinem Wagen halten ſollte. Sie kamen nicht nach Schönbrunn, weil Sie mit der Polizei Ihre Verabredungen zu treffen hatten, damit ſie Ihnen kein Hinderniß in den Weg legte, und weil Sie Alles vorbereiten mußten zu der ekelhaften und verächtlichen Scene, mit welcher der Pöbel Wiens ſich heute auf meine Koſten beluſtigen ſollte. Ach, mein Herr Graf, ich mache Ihnen mein Compliment, Sie ſind in der That ein ſehr geſchickter Theater-Regiſſeur, und Sie haben Ihr Volksdrama mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit in Scene geſetzt.

Mein Gott, mein Gott, wovon reden Ew. Majeſtät? fragte Graf Neipperg verwirrt und erſtaunt. Was iſt geſchehen? Wer hat es gewagt, Ew. Majeſtät zu beleidigen? Oh, ich beſchwöre Ew. Majeſtät, ſagen Sie mir, worüber Sie Sich zu beklagen haben? Sie ſprachen vom Pöbel, von einer Emeute? Was iſt denn geſchehen?

Ach, in der That, es ſteht Ihnen wohl an, den Erſtaunten, den Unwiſſenden zu ſpielen, rief Marie Louiſe. Nicht wahr, Sie wiſſen es nicht, daß heute in Wien der Pöbel ſich um meinen Wagen zuſammengerottet hat? Sie ſo wenig wie die Polizei wiſſen es,

daß dieſer Pöbel mit Fingern nach mir gezeigt, mit Fäuſten mir gedroht hat? Sie haben nichts davon gehört, daß man mit unverſchämten Drohungen von mir verlangt hat, ich ſolle das Kaiſerliche Wappen von meinen Equipagen nehmen, meine Lakaien die kaiſerliche Livrée ausziehen laſſen und ihnen andere Livrée und andere Knöpfe geben. So ſagen Sie doch, daß dies Alles nicht von Ihnen veranſtaltet iſt? Schwören Sie doch, daß Sie gar nichts davon gewußt haben und ganz unſchuldig ſind an dem Inſult, den man mir angethan.

Ja, ich bin unſchuldig daran, ich ſchwöre es, ſagte der Graf ernſt und würdevoll. Es ſteht Ew. Majeſtät frei, mich zu haſſen, aber Sie dürfen mich nicht verachten, Sie dürfen mich nicht einer ſchmachvollen und erbärmlichen Hinterliſt fähig halten. Ich habe Ew. Majeſtät demüthigſt gebeten, lieber jetzt aus Klugheit, wenigſtens für einige Zeit, die Kaiſerliche Livrée aufzugeben, nur ſo lange, bis der Congreß über Ihre Zukunft entſchieden, bis man Ihnen geſtattet hätte, nach Parma zu gehen, und dort als Souverainin Sich Selber zu leben. Ich wollte, indem ich an Ew. Majeſtät dieſe Bitte wagte, Sie bewahren vor dem Uebelwollen und der Mißſtimmung der öffentlichen Meinung.

Aber als Ew. Majeſtät mir meine Bitte abſchlugen, habe ich mich demüthig gefügt, und niemals würde ich mich ſo weit vergangen haben, dem Willen Ew. Majeſtät auf ſo unwürdige Weiſe Trotz bieten zu wollen.

Ach, das ſind Worte, leere Worte, rief Marie Louiſe, die Thaten ſprechen gegen Sie.

Wie? rief der Graf, Ew. Majeſtät wagen es, zu zweifeln und mich noch zu beſchuldigen?

Ja, ich wage es, ſagte Marie Louiſe, ihre herausfordernden Blicke auf das bleiche, wehmüthige Antlitz des Grafen heftend. Ich wage es, Sie zu beſchuldigen!

Ew. Majeſtät haben alſo nicht gehört, daß ich Ihnen geſchworen habe, ich ſei an dieſer Infamie unſchuldig?

Ich habe das wohl gehört, mein Herr, aber ich habe Ihnen nicht geglaubt, ſagte Marie Louiſe mit jenem ſtolzen, kalten Ton, der nur den Fürſten zu Gebote ſteht, und der mehr kränkt und demüthigt, als es Worte und Beſchuldigungen vermögen.

Der Graf zuckte zuſammen und eine flammende Röthe überflog einen Moment ſein Antlitz. Majeſtät, rief er außer ſich, aber indem Sie meinem Schwur nicht glaubten, haben Sie mich in meiner Ehre beleidigt!

Nun denn, ich habe Sie beleidigt, sagte Marie Louise ruhig, ich habe Sie beleidigt, was weiter?

Der Graf war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, seine Lippen hatten sich schon geöffnet — aber mit einer letzten, gewaltigen Kraftanstrengung zwang er seine Worte wieder hinein in sein Herz, und trat hastig, als fürchte er die Nähe der Kaiserin, einige Schritte zurück.

Ich sehe es wohl, sagte er tiefaufseufzend, Ew. Majestät haßten mich wirklich.

Ja, ich haßte Sie, rief sie fast freudig. Ich räche mich mit meinem Haß dafür, daß man Sie an meine Seite gestellt, damit Sie an mir Ihr Meisterstück machen sollten, damit Sie durch Ihr liebenswürdiges und chevalereskes Benehmen mich darüber täuschen sollten, daß Sie mein Aufseher sind, damit Sie durch Ihre geistvolle und anregende Unterhaltung mich über mein Unglück zerstreuen sollten, damit Sie durch Ihre Demuth, Unterwürfigkeit und Verehrung mich belehren sollten, daß ich noch immer eine hohe und der Verehrung würdige Fürstin sei, wenn ich auch nicht mehr eine Kaiserkrone auf meinem Haupte trage. Ich räche mich mit meinem Haß dafür, daß Sie es versuchen sollen, meine Vergangenheit auszulöschen und mich mit der Gegenwart zu versöhnen.

Aber ich ſage Ihnen, ich will die Vergangenheit nicht vergeſſen, ich werde ſie ewig beklagen, ewig zurück erſehnen, denn ich liebe meinen Gemahl, hören Sie es wohl, mein Herr General Graf Neipperg, ich liebe den Kaiſer Napoleon und ich werde ihn ewig lieben, ihn, und ihn allein!

Ich habe es gehört, Majeſtät, ſagte der Graf ſich tief verneigend, ich habe Alles gehört und Ihre Worte haben mein Herz wie Dolchſtiche getroffen. Ich fühle, daß ich nicht mehr die Kraft habe, die Qualen, die ich erdulden muß, länger zu ertragen, die Laſt dieſes Haſſes auf mich zu nehmen, mit dem Ew. Majeſtät mein Haupt und mein Herz zerſchmettern. Ich fühle mich zu ſchwach, um die Folter dieſer kalten, verächtlichen Blicke, mit denen Ew. Majeſtät mich zermalmen, auch nur einen Tag noch zu ertragen, und ich werde es nicht länger mehr wagen, Ihrem Zorn und Ihrem Abſcheu Trotz zu bieten. Ich bitte Ew. Majeſtät mich zu entlaſſen, denn ich will ſogleich nach Wien zum Kaiſer gehen, um Se. Majeſtät zu beſchwören, daß er mir meinen Abſchied bewilligt. Ich will heute noch dieſes Land verlaſſen, in dem ich ſo unglücklich war, nur Haß und Abſcheu zu erndten für eine Anbetung und Verehrung, die ſo tief, ſo heilig und rein war, daß ihre Seufzer,

ihre Wünſche zu Gebeten wurden für dieſe erhabene Frau, der ich mit Freuden mein Leben geopfert, für die mein Blut tropfenweiſe hinzugeben, für welche Folterqualen zu leiden mir eine Wonne und ein Entzücken geweſen wäre! Ich bitte Ew. Majeſtät mich zu entlaſſen!

Die Kaiſerin erbebte, ein Ausdruck des Schreckens malte ſich auf ihren Zügen, aber er verſchwand ſchnell wieder, und ſie nahm wieder ihre gleichgültige, ſtolze Miene an.

Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie, ſagte ſie, ich gebe Ihnen mit Freuden meine Entlaſſung, und zum erſten Male fühle ich mich Ihnen dankbar, denn Sie wollen mich befreien von der Wachſamkeit eines befohlenen Aufſehers. Gehen Sie!

Der Graf erblaßte und ſchwankte rückwärts. Ew. Majeſtät ermächtigen mich alſo, zu dem Kaiſer zu gehen und mit Ihrer gnädigen Erlaubniß um meine Entlaſſung, um meinen Abſchied nachzuſuchen?

Ja, ich ermächtige Sie dazu, Herr Graf!

Graf Neipperg ſeufzte tief auf, und einen letzten Blick voll Schmerz und Verzweiflung auf die Kaiſerin heftend, ſagte er mit zitternder Stimme: ſo leben Ew. Majeſtät denn wohl! Ich gehe hin um zu ſterben!

Er wandte ſich ab und durchſchritt langſam, gebeugten Hauptes, das Gemach.

Marie Louiſe ſchaute ihm nach mit bewegten, angſtvollen Mienen, ihr Buſen wogte, ihre Geſtalt bebte, ihre Augen waren unverwandt und mit einem wunderbar leuchtenden Ausdruck auf die gebeugte Geſtalt hingerichtet, die da langſam der Thür zuſchritt.

Jetzt legte der Graf die Hand auf den Griff der Thür, jetzt öffnete er ſie. —

Herr Graf Neipperg, rief die Kaiſerin mit einem Ton, der faſt einem Schrei glich.

Der Graf wandte ſich um. Ew. Majeſtät haben mich gerufen? fragte er.

Ja, ich habe Sie gerufen, ſagte ſie athemlos. Kommen Sie hierher, Herr Graf. Beantworten Sie mir noch eine Frage! Sagten Sie nicht, Sie wollten den Kaiſer um Ihren Abſchied bitten, weil Sie die tägliche Qual des Zuſammenſeins mit mir nicht länger zu ertragen vermöchten?

Ich ſagte, daß ich mich zu ſchwach fühlte, noch länger die Folter Ihrer verächtlichen Blicke zu ertragen, rief der Graf heftig, ich ſagte, daß ich nicht länger die Kraft hätte, die Laſt Ihres Haſſes, mit dem Sie mich zerſchmettern, zu ertragen, daß ich deshalb mich

flüchten wollte vor den Qualen, die ich hier täglich erdulden muß.

Nun wohl, mein Herr Graf, sagte Marie Louise freudig, Sie werden diese Qualen noch länger erdulden müssen. Ich nehme mein Wort zurück. Ich entlasse Sie nicht, nein, ich entlasse Sie nicht! Sie haben mich viele Wochen lang leiden gemacht, jetzt sollen Sie leiden! Ihre Nähe ist mir eine stete Qual, eine stete Mahnung an meine Abhängigkeit gewesen, jetzt will ich Ihnen vergelten! Jetzt sollen Sie Ihre Abhängigkeit fühlen! Ich entlasse Sie nicht, ich erlaube Ihnen nicht, bei meinem Vater um Ihren Abschied nachzusuchen. Sie sind mein Ehrencavalier und Sie sollen es bleiben. Sie sollen täglich die Qual erdulden, neben mir zu sein, Sie sollen Theil nehmen an meinen Diners, Sie sollen gezwungen sein, Ihren Dienst zu erfüllen, mit mir spazieren zu gehen, mich zu unterhalten, mir auf dem Pianoforte vorzuspielen, obwohl Sie wissen, daß mir Ihre Gegenwart lästig und bedrückend ist, daß mich Ihre Unterhaltung langweilt, daß ich das Clavierspiel hasse! Aber Sie sind mein Ehrencavalier und Sie sollen es bleiben, und es giebt für Sie kein Entrinnen! Ich banne Sie in meiner Nähe, Ihnen zur Strafe, mir zur Befriedigung meines Hasses und meiner Rache!

Sie werden bleiben, mein Herr, ich gebe Ihnen nicht Ihre Entlaſſung!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus, und auf ſeine Kniee niederſtürzend, neigte er ſein Haupt bis zur Erde nieder vor der Kaiſerin und küßte den Saum ihres Kleides.

Ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie mir das Leben gerettet haben, ſagte er mit tiefbewegter zitternder Stimme, denn ich wäre geſtorben, wenn Ew. Majeſtät mich aus Ihrer Nähe verbannt hätten, ich hätte das Leben von mir geworfen, dem die Sonne auf ewig untergegangen, und das für mich nur eine ewige qualvolle Nacht der Dunkelheit und des Schweigens geweſen! Jetzt iſt es Tag um mich, und hoch über mir ſtrahlt und leuchtet meine Sonne! Geſegnet ſei ihr Licht, geſegnet jeder ihrer Strahlen, der, wenn auch wider ihren Willen, mein Haupt trifft!

Marie Louiſe ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, befangen und erröthend, wie ein junges Mädchen.

Ich weiß, ſagte ſie verwirrt und mit leiſer ſtockender Stimme, ich weiß, daß ich zuweilen ſehr hart gegen Sie geweſen, und vielleicht waren Sie weniger ſchuldig, als ich glaubte, vielleicht war es nicht Ihre Abſicht, mich zu kränken, und mich meine unglückliche und be-

müthigende Lage fühlen zu lassen. Aber mein Unglück hat mich ängstlich und mißtrauisch gemacht, und da ich weiß, daß ich immer umgeben bin von Feinden und Spähern, glaubte ich nicht mehr an irgend einen Freund! Mein Gott, ich bin ja so allein, so verlassen auf der Welt! Ich habe Niemand, der sich Meiner erbarmt!

Ew. Majestät haben wenigstens Einen treuen Diener, wenigstens Einen Mann, der in jeder Minute freudig bereit ist, sein Leben für Sie hinzugeben, rief der Graf leidenschaftlich. Dieser Mann, das bin ich, ich, der den Platz hier zu Ihren Füßen nicht mit einem Thron vertauschen möchte, ich, der hinfort nur leben wird, um Ew. Majestät zu dienen, und an der Erfüllung Ihrer Wünsche zu arbeiten! Ich bin freilich kein mächtiger Fürst, ich habe keine Länder und keine Kronen zu vergeben, aber ich habe einen tapfern Arm, und ein kühnes Schwert, und Beide sind Ihnen geweiht, ich habe eine Stimme, die laut genug ist, um das Festgetöse und die Musik des Congresses zu durchschallen, und inmitten ihrer Conferenzen, ihrer Bälle und Maskeraden sollen die Herren, die da in Wien die Welt unter sich theilen und verschenken wollen, immer diese meine Stimme hören, welche ruft: Gerechtigkeit für die Kaiserin Marie Louise! Man hat ihr das Herzogthum

Sie werden bleiben, mein Herr, ich gebe Ihnen nicht Ihre Entlaſſung!

Der Graf ſtieß einen Freudenſchrei aus, und auf ſeine Kniee niederſtürzend, neigte er ſein Haupt bis zur Erde nieder vor der Kaiſerin und küßte den Saum ihres Kleides.

Ich danke Ew. Majeſtät, daß Sie mir das Leben gerettet haben, ſagte er mit tiefbewegter zitternder Stimme, denn ich wäre geſtorben, wenn Ew. Majeſtät mich aus Ihrer Nähe verbannt hätten, ich hätte das Leben von mir geworfen, dem die Sonne auf ewig untergegangen, und das für mich nur eine ewige qualvolle Nacht der Dunkelheit und des Schweigens geweſen! Jetzt iſt es Tag um mich, und hoch über mir ſtrahlt und leuchtet meine Sonne! Geſegnet ſei ihr Licht, geſegnet jeder ihrer Strahlen, der, wenn auch wider ihren Willen, mein Haupt trifft!

Marie Louiſe ſtand da mit niedergeſchlagenen Augen, befangen und erröthend, wie ein junges Mädchen.

Ich weiß, ſagte ſie verwirrt und mit leiſer ſtockender Stimme, ich weiß, daß ich zuweilen ſehr hart gegen Sie geweſen, und vielleicht waren Sie weniger ſchuldig, als ich glaubte, vielleicht war es nicht Ihre Abſicht, mich zu kränken, und mich meine unglückliche und be-

müthigende Lage fühlen zu laſſen. Aber mein Unglück hat mich ängſtlich und mißtrauiſch gemacht, und da ich weiß, daß ich immer umgeben bin von Feinden und Spähern, glaubte ich nicht mehr an irgend einen Freund! Mein Gott, ich bin ja ſo allein, ſo verlaſſen auf der Welt! Ich habe Niemand, der ſich Meiner erbarmt!

Ew. Majeſtät haben wenigſtens Einen treuen Diener, wenigſtens Einen Mann, der in jeder Minute freudig bereit iſt, ſein Leben für Sie hinzugeben, rief der Graf leidenſchaftlich. Dieſer Mann, das bin ich, ich, der den Platz hier zu Ihren Füßen nicht mit einem Thron vertauſchen möchte, ich, der hinfort nur leben wird, um Ew. Majeſtät zu dienen, und an der Erfüllung Ihrer Wünſche zu arbeiten! Ich bin freilich kein mächtiger Fürſt, ich habe keine Länder und keine Kronen zu vergeben, aber ich habe einen tapfern Arm, und ein kühnes Schwert, und Beide ſind Ihnen geweiht, ich habe eine Stimme, die laut genug iſt, um das Feſtgetöſe und die Muſik des Congreſſes zu durchſchallen, und inmitten ihrer Conferenzen, ihrer Bälle und Maskeraden ſollen die Herren, die da in Wien die Welt unter ſich theilen und verſchenken wollen, immer dieſe meine Stimme hören, welche ruft: Gerechtigkeit für die Kaiſerin Marie Louiſe! Man hat ihr das Herzogthum

Parma verſprochen, man muß das Verſprechen erfüllen! Marie Louiſe ſoll und muß Herzogin von Parma werden!

Geſegnet ſei der Tag, an dem ich abreiſen kann in mein neues Herzogthum, ſeufzte Marie Louiſe, geſegnet ſei der Tag, wo ich dieſes Wien verlaſſen darf, in welchem man mich heut ſo tief beleidigt und gekränkt hat!

Aber Ew. Majeſtät glauben nicht mehr, daß ich Theil gehabt habe an dieſer verabſcheuungswürdigen That?

Nein, ich glaube es nicht mehr, und ich will Ihnen einen Beweis davon geben, ſagte Marie Louiſe ſanft. Ich beauftrage Sie als meinen Ehrencavalier und Ober-Stallmeiſter, mir ſogleich andere Livréen für meine Dienerſchaft zu beſtellen, und Sorge zu tragen, daß man das Kaiſerwappen an meiner Kutſche übermale, und es durch das Wappen Oeſterreichs erſetze. Wieder ſchwindet eine Erinnerung an meine ſtolze und ſchöne Vergangenheit dahin, und indem ich meine Livréen und meine Wappen ändere, bekenne ich es demüthig aller Welt: ich bin nicht mehr die Kaiſerin Marie Louiſe! Ich bin jetzt nur eine Frau ohne Namen, Rang und Stand, und ich werde ſchon glücklich ſein, wenn man

mir bald erlaubt, mich die Herzogin von Parma zu nennen! — — —

Während Marie Louise mit ihrem Ehrencavalier, dem Grafen Neipperg, in ihrem Cabinet verweilte, saß die Gräfin Brignole vor ihrem Schreibtisch, und mit rascher, flüchtiger Hand schrieb sie: „Man bereite Alles vor zur Flucht, man besorge einen Männeranzug, halte Pferde bereit und beschaffe ein Schiff. M. L. ist endlich entschlossen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben. In höchstens vier Wochen müssen alle Vorbereitungen beendet sein! In vier Wochen muß M. L. entfliehen!"

Am Abend dieses Tages war geheime Sitzung im Hôtel Aldini, und als Graf Montbrun dieses vom Baron von Meneval ihm übergebene Briefchen der Gräfin Brignole gelesen, sagte er mit freudestrahlendem Gesicht: Bald werden wir am Ziel stehen! Bald wird der Adler nicht mehr einsam sein auf unwirthlichem Felsenhorst! Er wird die Geliebte, das Weib an seiner Seite haben! Laßt uns ein Schiff ausrüsten, ein Schiff auf dem wir die Matrosendienste üben! Gott sende uns einen günstigen Wind, damit das Schiff alsdann sicher den Hafen von Porto Ferrajo erreicht!

Ende des ersten Theils.

Druck von C. Guthſchmidt & Comp. in Berlin, Lindenſtr. 81.

Stanford University Libraries
3 6105 013 426 890

DC
20
M
v.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Stanford University Libraries
3 6105 013 426 890

DC
20
M8
v.

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.